

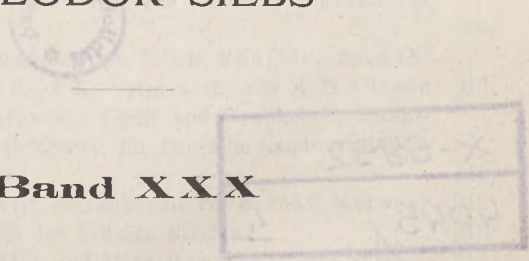
MITTEILUNGEN
DER
SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT
FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XXX



—♦—♦—♦—

BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus

1929

194
34

4045.30

4

Kiersemann Pipok 8. IX 34

Om 19.25.30 cena 24 Rmk

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.



30.000,-

X-5892
4045/ <u>4</u>

30

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.		Seite
Boehlich, Dr. Ernst, Vorgeschichte und Volkskunde	1	1
Boehlich, Dr. Ernst, Feralis exercitus	15	15
Kagarow, Professor Dr. Eugen, Folkloristik und Volkskunde	70	70
de Boor, Professor Dr. Helmut, Moltke Moes Wirken für Volkskunde und Volkstum	78	78
Olbrich, Professor Dr. Karl, Der katholische Geistliche im Volksglauben	90	90
Olbrich, Professor Dr. Karl, Allerlei Aberglauben	106	106
Schneider, Dr. Hans, Vom deutschen Rätsel, besonders vom schlesischen Klapppper, Professor Dr. Joseph, Altschlesische Schutzbriefe u. Schutzgebiete	134	134
Knötel, Professor Dr. Paul, Die Typen der schlesischen Dorfkirchen	179	179
Peuckert, Dr. Will-Erich, Walen und Venediger	205	205
Steller, Professor Dr. Walther, Der deutsche Volkskundeatlas	247	247
Görlich, August, In zwölfter Stunde. Zum volkskundlichen Schulsammeln	255	255
Grabisch, Friedrich, Zur niederländisch-schlesischen und nordschlesischen Mundartenkunde	267	267
Epstein, Peter, Hammerschmidts schlesische Lieder „Bauerknecht“ und „Bauergrete“	298	298
Jentsch, Margarete, Ein Zigeunerkind kommt auf die Welt	306	306
 Besprechungen.		
Günther, Dr. Hans F. K., Rassenkunde Europas	309	309
Grundzüge der Deutschkunde, herausgegeben von Dr. W. Hofstätter und Dr. F. Schnabel	309	309
Deutsche Volkskunst, herausgegeben von Edwin Redslob. Band IX: Westfalen, von R. Uebe; Band X: Ostpreußen, von K. H. Clasen	310	310
Wissell, Rudolf, Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit, herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur durch K. Hahn	311	311
Das Leben der heiligen Hedwig, übersetzt usw. von K. und F. Metzger	312	312
Seppelt, Franz Xaver, Geschichte des Bistums Breslau	313	313
Sagen aus Uri, von Josef Müller und Hans Baechtold-Stäubli	313	313
Kinderlieder aus der deutschen Schweiz, von Gertrud Züricher	314	314
Hoffmann, Adalbert, Christian Günther	315	315
Hoffmann, Adalbert, Christian Günther. Unbekannte Briefe usw.	315	315
Keller, Walter, Tessiner Märchen	316	316
Borchling, Konrad, und Quistorf, Hermann, Tausend Jahre Plattdeutsch	316	316
Grünberger Hauskalender auf das Jahr 1930	317	317
 Geschäftliche Mitteilungen.		
Sitzungsberichte	317	317
Nachrichten	320	320



Vorgeschichte und Volkskunde.

Von Ernst Boehlich.

Erörterungen über Wesen und Aufgabe der Volkskunde sind eine Zeitlang mit Eifer, wenn auch nicht immer mit methodischer Zuverlässigkeit in den Vordergrund geschoben, bald indessen als wenig fruchtbar angesehen worden und verstummt. In jüngster Zeit sind sie abermals in Aufnahme gekommen und haben dabei eine Richtung genommen, die — bei behutsamer Rücksicht auf das Wesentliche und gebotener Überprüfung der Tragfähigkeit der Arbeitsweise — ungemein förderlich werden könnte. Seit 1925 sind eine Anzahl Untersuchungen und Vorträge über das Verhältnis von Vorgeschichte und Volkskunde erschienen, als deren wichtigste die Abhandlung von Haberlandt im Jahrbuch für historische Volkskunde¹⁾, der Vortrag von Mackensen auf der Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine von 1925²⁾ und schließlich der von O. Tschumi auf der Freiburger Tagung des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde von 1927³⁾ angesehen werden dürfen⁴⁾. Gleichzeitig ist die Frage nach der Scheidung von „primitivem Gemeinschaftsgut“ und gesunkenem Kulturgute — beide Gegenstand geschichtlich gewendeter Volks-

¹⁾ Arthur Haberlandt, Volkskunde und Vorgeschichte. Jahrbuch für historische Volkskunde I (Berlin 1925) S. 13 ff.

²⁾ Lutz Mackensen, Volkskunde und Vorgeschichte. Niederdeutsche Ztschr. für Volkskunde Heft 2, Jahrg. 3 (1925) S. 88 ff.

³⁾ O. Tschumi, Volkskunde und Vorgeschichte. Die Volkskunde und ihre Beziehungen zu Recht, Medizin, Vorgeschichte (Berlin 1928) S. 41 ff.

⁴⁾ Vgl. ferner Hans Hahne, Vorzeit und Volkskunde. Tagungsberichte der deutschen anthropologischen Gesellschaft (Augsburg 1926) S. 35 f. — Hugo Mötefindt, Vorgeschichte und Volkskunde (Vortragsbericht). Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde XXXV/XXXVI (1926) S. 84. — Derselbe, Aberglaube und Vorgeschichtsforschung (Vortragsbericht). Ebenda S. 227. — E. Fehle, Vorgeschichte und Volkskunde. Mein Heimatland. Badische Blätter für Volkskunde XII (1925) Heft 5 S. 134 f. (Nur Hinweis auf Eberts Reallexikon mit einigen Bemerkungen.)

kundeforschung — erneut und namentlich in den Arbeiten Naumanns¹⁾ eindrucksvoll behandelt worden. Daß diese Probleme nebeneinander auftauchen, ist nicht zufällig; man sieht leicht ein, daß von beiden Seiten her die Wege den gleichen Grundfragen zuführen müssen oder können, wenn — was bisher allerdings nicht geschehen ist — letzte Folgerungen gezogen werden.

Bezeichnend ist es, in welchen Zusammenhängen diese Fragen behandelt worden sind. Die steigende Beachtung, deren sich die Vorgeschichte erfreuen darf, hat die Aufmerksamkeit der Volkskunde auf sich gezogen, von dieser und um ihrer Bedürfnisse willen sind die verschiedenen Probleme angeschnitten und in gewissem Umfange beantwortet worden; was in jüngster Zeit von seiten der Vorgeschichte beigetragen worden ist, erhebt im allgemeinen nicht den Anspruch, Probleme der Volkskunde methodologisch weiter zu führen²⁾.

Dieses Verhältnis scheint dem Vorwurfe Recht zu geben, der der Prähistorie noch immer gelegentlich gemacht wird: daß sie trotz lebhafter Erörterung gewisser ihr eigener Forschungsmethoden zu einer systematischen Methodologie, zu einer sicheren Bestimmung ihrer Grenzen, zu einer grundsätzlichen Nachprüfung ihrer aus dem besonderen Arbeitsmaterial abgezogenen Schlüsse, zu einer reinlichen Scheidung des ihr Eigenen von dem, was sie mehr oder weniger verschämt aus fremder Wehr in die eigene Rüstkammer einstellen mußte, überhaupt noch nicht gekommen sei. Es ist zwar richtig, daß auf seiten der Vorgeschichte die Bearbeitung des geschichtlich gewerteten oder zu wertenden Tatsachenmaterials die Kräfte fast gänzlich in Anspruch nimmt; dies Material aber, das sie in den letzten Jahrzehnten vorgelegt hat, ist von überwältigendem Reichtum und unbestreitbar für die Volkskunde aus mehr als einem Grunde anziehend; es kommt nur darauf an, zu entscheiden, unter welchem Gesichtswinkel es betrachtet werden darf. Dabei handelt es sich um zweierlei: grundsätzlich abzugrenzen, was alles die Volkskunde von dem vorgeschichtlichen Stoffe verwerten kann, und Klarheit darüber zu gewinnen, in welchem Umfange die inner-

¹⁾ Hans Naumann, *Primitive Gemeinschaftskultur*. Jena 1921. — Derselbe, *Grundzüge der deutschen Volkskunde*. Leipzig 1922.

²⁾ Vgl. indessen Hugo Mötelfindt, *Richtungen und Ziele der Vorgeschichtsforschung der Gegenwart*. Mannus-Bibliothek Nr. 22 (Leipzig 1922) S. 158 ff.

halb der Vorgeschichte vollzogene Bearbeitung dieser Sachgruppen als verlässliche Vorarbeit für die Volkskunde anzusehen ist. Diese Fragen setzen eine Prüfung der prähistorischen Methoden voraus, und ihre Beantwortung mag so zugleich für die Vorgeschichte klären, inwiefern sie selbst aus einer Verbindung mit der Volkskunde Vorteile ziehen kann.

Aber wie diese Probleme von seiten der vorgeschichtlichen Wissenschaft bisher überhaupt keine grundsätzliche Beantwortung finden konnten, können auch die Lösungen, die man auf volkskundlicher Seite ausgab, nicht als befriedigend bezeichnet werden. A. Haberlandt erörtert zunächst Grundsätzliches und läßt, gestützt auf einige dem Gebiete der materiellen Kultur entnommenen Beispiele, seine Darlegungen in einer Anzahl von „Gesetzen“ ausmünden, die naturgemäß wiederum allein Gegenstände, ihre Wanderungen, Wandlungen und Schicksale betreffen. Diese Beschränkung, die aus der Eigenart des besonderen, namentlich Volkskunst umfassenden Arbeitsgebietes des Forschers begreiflich ist, kann nicht einfach dadurch aufgehoben werden, daß man die für das Gegenständliche gewonnenen Formulierungen — ihre Gültigkeit vorausgesetzt — auf andere Zweige der Überlieferung überträgt und ihnen so Allgemeingeltung beilegt. Jeder Versuch nach dieser Richtung ergibt, daß eine Anzahl neuer Momente berücksichtigt werden müssen, die ausschließlich im Geistigen wurzeln, wie die Volkskunde es notwendigerweise als Urgrund aller Entwicklung und allen Geschehens ansehen muß. Haberlandt hat sich durch seine selbstgewählte Beschränkung um den logisch geforderten Abschluß seiner Ausführungen gebracht. Was Mäckensen anlangt, so übernimmt er die von seinem Vorgänger aufgestellten Gesetze nicht kritiklos, sondern in dem Bewußtsein, daß sie einer Umprägung bedürfen, sobald man sie ausweitet; aber die Beziehung auf geistige Überlieferung, die er vornimmt, gibt ihm nur Anlaß zu gewissen Korrekturen, nicht zu grundsätzlichem Erörtern der Idee. Steht auch ihm fest, daß „für den Volkskundler die ernste Beschäftigung mit der Vorgeschichte die unumgängliche, letzte Folgerung bedeutet, die er aus der Forderung der historischen Volkskunde, wie sie in den letzten Jahren mit Fug und Recht erhoben wurde, ziehen kann“, so entbehren seine Darlegungen zwar nicht der anregenden Hinweise, aber doch des Abschlusses, der aus einer systematischen

Beziehung der angeschnittenen Einzelfragen auf die Grundfragen volkscundlicher Bemühung gewonnen werden kann. Nicht anders steht es mit der Arbeit Tschumis. Ihm kommt es namentlich darauf an, an einigen Beispielen zu zeigen, was die volkscundliche Forschung zur Aufklärung bestimmter vorgeschichtlicher Fragen beisteuern könne, und wenn er gelegentlich auch Punkte berührt, deren Erhellung umgekehrt dem Volkkundler neue Einsichten zu vermitteln vermag, so geschieht das eben nur gelegentlich. Es wird gezeigt, daß dergleichen möglich ist, nicht aber — worauf es um so mehr ankommt, je häufiger die beiden Disziplinen aufeinander hingewiesen werden — in welchem Umfange und unter welchen Voraussetzungen sich solche Belehrungen einstellen können.

Kurz: in allen drei Untersuchungen sind zwar wertvolle Hinweise, im einzelnen überzeugende Ergebnisse beigebracht worden, aber nirgends etwas abschließend Methodologisches.

* * *

Es ist nicht die Volkkunde allein, die in jüngster Zeit in jene Vergangenheit vorzustößen wünscht, die als vorgeschichtlich bezeichnet und von der Vorgeschichtsforschung betreut wird. Neuerdings hat die der Volkkunde nahe verwandte Ethnologie den Versuch gemacht, ihre wesentlich auf dem Wege der Vergleichung bei sogenannten Naturvölkern der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit gewonnenen Erkenntnisse auf die Urzeit zu übertragen oder an ihr nachzuprüfen; man hat die „Kulturkreise“, wie sie die moderne Forschung aufgestellt hat, d. h. verschiedenartig ausgeprägte, in sich geschlossene Kulturtypen, in den paläolithischen oder neolithischen Kulturen wiederfinden wollen¹⁾. Es geschah nicht, weil man der Vorgeschichte in einem wesentlichen Punkte neue Gesichtspunkte zuführen wollte, oder weil man glaubte, aus ihrem Material besonders wichtige Aufschlüsse für die allgemeine Völkerkunde gewinnen zu können; in dem neuen Bemühen drückt sich aus, daß

¹⁾ In Frage kommen vornehmlich die Arbeiten von P. W. Schmidt, Die ethnologische Abteilung der vatikanischen Missionsabteilung. Die katholischen Missionen 1926 und (zusammen mit P. W. Koppers): Völker und Kulturen I (Regensburg 1926). Vgl. dazu Ferdinand Birkner, Aufgaben und Ziele der Vorgeschichtsforschung. Mittl. der Anthropologischen Ges. in Wien LVII (1927), Sitzungsberichte, S. 5 ff.

auch sie nicht mit Beschreibung und systematisierender Psychologie auskommen will, sondern einen geschichtlichen Unterbau zu errichten sucht.

Damit belegt auch die Ethnologie jenen Satz, den Kaindl in seiner Inaugurationsrede von 1913 ausgesprochen hat¹⁾, daß von der Betrachtung des modernen Historikers — er nimmt das Wort nicht im engeren Sinne — keine Zeit und kein Volk ausgeschlossen sei, daß es für ihn keine prähistorischen und ungeschichtlichen Völker gebe. In der Tat ist die Schranke zwischen „geschichtlichen“, aus schriftlicher Überlieferung erfaßbaren Zeiten und der überlieferungslosen Vorzeit längst auf den verschiedensten Gebieten verrückt worden; allenthalben hat man, sei es auf dem Wege des Vergleichs oder anderer Rückschlüsse Zustände umschrieben, die als vorgeschichtlich angesehen werden müssen.

„Vorgeschichte“ treibt nicht nur die Geschichtswissenschaft selbst, sondern auch, worauf wiederum Kaindl hingedeutet hat²⁾, und was für die Volkskunde besonders wichtig ist, die Kulturgeschichte. Überhaupt kommen gerade die Fächer in Betracht, die mit der Volkskunde nähere Verwandtschaft aufweisen: Die Philologie wird nicht nur als vergleichende Sprachwissenschaft prähistorisch, sondern leistet namentlich auf jenem Gebiete, das mit dem Schlagworte „Wörter und Sachen“ gekennzeichnet ist, eine Arbeit, die der volkscundlichen ungemein förderlich wird. Vorgeschichtliches ergreift die vergleichende Religionswissenschaft und berücksichtigt die Mythologie, die auch mit Bewußtsein das Material der Bodenforschung gemustert und auszubeuten versucht hat³⁾. Die Zurückhaltung, die dabei — wie etwa in Helms Altgermanischer Religionsgeschichte⁴⁾, aber auch von anderer Seite — gewahrt wird, zeigt deutlich, wie hier, wo es sich um ein Gebiet geistiger Überlieferung handelt, die Vorarbeit der Vorgeschichte nur geringe Geltung genießt, und dieser Umstand wird auch für die Volkskunde,

¹⁾ Friedrich Kaindl, Geschichte und Volkskunde. Inaugurationsrede Czernowitz 1912 (1913) S. 19.

²⁾ Ebenda S. 27.

³⁾ Vgl. Wolfgang Schultz, Vorgeschichte und Mythenforschung. Mannus IV. Ergänzungsband (Leipzig 1925) S. 76 ff.

⁴⁾ K. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte. Heidelberg 1913. Vgl. besonders S. 68.

die häufig ähnliche Zusammenhänge zu untersuchen hat, beachtet werden müssen. Überhaupt wird sie von den Erfahrungen Nutzen zu ziehen suchen, die verwandte Forschungszweige bei ihrem Zurückgreifen auf die Vorgeschichte gemacht haben; wenn der Gewinn dabei nicht groß ist, so hängt das damit zusammen, daß methodische Klarheit noch nirgends geschaffen worden ist. Aber der Versuch, die möglichen Beziehungen zur Vorgeschichte abzustecken, darf sich dennoch nicht einengen und allein an der Entwicklung unterrichten, welche die Volkskunde selbst in dem Bemühen genommen hat, die ihr eigenen Aufgaben und Methoden festzustellen. Eine Anzahl viel erörterter Streitfragen, in die sowohl von volkskundlicher wie von vorgeschichtlicher Seite wiederholt mit Entschiedenheit eingegriffen worden ist, steht in weiteren Zusammenhängen. Auch aus ihnen lassen sich feste Maßstäbe zur Beurteilung des Problems gewinnen, das sich äußerlich vielleicht nur als eine Ausdehnung von Forderungen darstellt, die der volkskundlichen Forschung an sich lange vertraut sind, das aber, namentlich durch das Hinzutreten der Frage nach Wesen und Bedeutung der Primitivität, in der Ausweitung doch ein neues Gesicht bekommt.

* * *

Es ist nicht ohne Belang, zu sehen, wie zwei letzterschienene Werke, die unsere Gebiete angehen, den Begriff Volkskunde umschreiben. Klapper²⁾ bestimmt: „Die Volksüberlieferung ist der Inbegriff dessen, was als Erbe der Väter noch in den breiten bodenständigen Volksschichten weiterlebt. Die Volkskunde sammelt, ordnet und deutet diese Überlieferung.“ Brunner¹⁾ gibt an: „Volkskunde ist die Wissenschaft von den Volksüberlieferungen. Sie sind geistiger und gegenständlicher Art“³⁾.

Wenn bei Klapper, wie heute allgemein geschieht, mit Recht das geschichtliche Prinzip betont wird, wenn Brunner weiterhin auf das Zwiespältige in der ostdeutschen Überlieferung hinweist, das seiner Ansicht nach auf die Mischung germanischer und slawischer

¹⁾ Joseph Klapper, *Schlesische Volkskunde auf kulturgeschichtlicher Grundlage* (Breslau 1925) S. 8 (Vorwort).

²⁾ Karl Brunner, *Ostdeutsche Volkskunde* (Leipzig 1925) S. 1.

³⁾ Peuckert und Schremmer, die im Zusammenhange zu erwähnen wären, geben keine Definitionen.

Elemente in diesen Gebieten zurückzuführen ist, so zeigen sie beide die Notwendigkeit auf, volkskundlicher Forschung, auch wenn sie sich auf ein einzelnes Volk oder auch nur einen einzelnen Stamm bezieht, eine Ausweitung über die nächstliegenden räumlichen und zeitlichen Grenzen zu geben. Erkenntnis und Bedürfnis sind keineswegs neu, sondern sind mit volkskundlicher Arbeit von jeher auf das engste verknüpft. Die „Deutung“ der einzelnen Erscheinungen hat stets in die Zeiten hinabspähen müssen, aus denen das „Erbe der Väter“ stammte; aber die Mannigfaltigkeit der Versuche, die Schwelle des nur Gegenwärtigen zu überschreiten, hat es zu keinem Ausgleiche, zu keiner allgemein anerkannten Methode kommen lassen. Hinzu trat die Schwierigkeit, den einheitlichen Gesichtspunkt in der Mannigfaltigkeit zu wahren, die sich bei der versuchten Lösung der Einzelprobleme — denn nur solche stellten sich der rückwärtsgewandten Forschung dar — aufboten.

Klappers Betonung der kulturgeschichtlichen Grundlage tilgt die Mißlichkeit nicht aus. Es ist an sich noch keine Deutung, wenn irgendeine Erscheinung aus dem 13. oder 12. oder auch 9. Jahrhundert belegt wird; eine Deutung kann erst dann als gegeben erachtet werden, wenn ihre Entstehung auf eine Zeit zurückgeführt wird, in der eben diese Formen als notwendiger, den Allgemeinzuständen entsprechender Ausdruck gefunden oder angenommen wurden, wenn gegebenenfalls ihre Wandlungen durch die Zeiten unter demselben Gesichtspunkte dargelegt werden können. Um bei den angeschnittenen Beziehungen zu bleiben: bestimmte Erscheinungen auf ostdeutschem Kolonialboden als altdeutsch oder slawisch nachweisen, heißt im Grunde genommen zunächst nicht mehr, als eine Unbekannte durch eine andere ersetzen, heißt nicht, den Ruhe- und Ausgangspunkt der Forschung gewonnen haben.

In dieser Lage hat sich die deutsche Volkskunde von jeher befunden. Wenn der Historizismus, wie er vornehmlich auf den Arbeiten der Brüder Grimm ruhte, über das deutsche Mittelalter kaum hinausgekommen ist, so mochte er sich darauf berufen, daß ihm diese Epoche mit ihren noch starken Bindungen, mit ihrer mehr oder weniger einheitlichen und gleichartigen Kultur als ein trefflicher Nährboden der Vorstellungen und Bräuche erschien, die später als nur ererbt und allmählich erblindend weitergingen, daß

in ihr zahlreiche Erscheinungen gleichsam in noch lebendiger Entwicklung in natürlicher Umgebung zu beobachten seien.

Aber schon damals war man sich darüber klar, daß man in der Anknüpfung an die mittelalterliche Tradition nur einen vorläufigen Haltepunkt gefunden hatte. Über ihn hinaus noch weiter vorzustoßen, hat es an Versuchen nicht gefehlt; ihn grundsätzlich zu überwinden, verwehrte zunächst der Mangel an einschlägiger Überlieferung: jenseits von ihm fand man die geschlossene seelische Formation nicht, auf die als Urgrund die vereinzelte Erscheinung zu beziehen gewesen wäre. Denn darüber kann kein Zweifel obwalten, daß die Arbeit der Brüder Grimm von der Vorstellung einer inneren Einheit der Überlieferung und dadurch bedingter Einheitlichkeit der Auffassung geleitet war. Wenn aber jene Einheit — im Zeichen romantischer Geistesverfassung — im Nationalen gesehen wurde, so lag dennoch der Begriff des Lehngutes bloß und verlangte nach jenseitigen Anknüpfungen.

Aus diesem Erfordernis ist bekanntlich die Verwilderung der volkskundlichen Forschung entsprungen, bei der Methodik und Systematik, Beziehung der Erscheinung auf das Wesen verloren gingen, in der eine ungezügelte Assoziationsucht, zufällige Ähnlichkeiten aus unterschiedslos beschworenen Kulturkreisen und -stufen aneinanderreihend, überwucherte. Wenn dann bei allmählich folgender Erschlaffung das Erfassen des Begrifflichen hinter stets reger werdender Sammeltätigkeit und weitgehender Spezialisierung des Forschers zurücktrat, wenn Beschreibung und Darstellung des Stoffes den Blick auf das Gesetzmäßige trübten, das in den greifbaren Erscheinungskomplexen und ihren Beziehungen zu einander vermutet werden mußte, wenn dergestalt Phänomenologie alle Psychologie mattsetzte, so mußte nach dem Gesetz der Gegensätze notwendig in dieser die Rettung gesucht werden, wo es an eine Neuorientierung ging.

Es versteht sich von selbst, daß es sich nun nicht mehr um eine bloße Neubelebung verlorener Einsichten handelte. Als Weinhold bei seinem Bestreben, der Volkskunde wieder Haltung und Sicherheit des Ziels zurückzugewinnen, die Einheitlichkeit in Mannigfaltigen zu retten suchte, knüpfte er zwar seiner germanistischen Schulung entsprechend an die Ergebnisse der Brüder Grimm vielfältig wieder an, konnte zugleich aber wichtige allgemeine Fort-

schritte der Geisteswissenschaften nutzbar machen. Ihn stützte nicht so sehr die aus der kulturgeschichtlich gewendeten Sprachwissenschaft herfließende Anregung oder die Verfügung über größere Stoffmassen; die Vertrautheit mit der neuen Disziplin der Völkerpsychologie bot ihm die Handhabe zu seiner grundsätzlichen Abmessung volkskundlicher Aufgaben, zu einer neuen sinnvollen Schematisierung¹⁾. Aus jüngster Verbindung von Ethnologie und Psychologie neu geboren, bot sich ihm der von Herder stammende Begriff der „Volksseele“, und er zögerte nicht, ihn seinen Bestrebungen dienstbar zu machen, indem er seiner Wissenschaft die Aufgabe zuwies, „die Seele des Volkes zu erforschen“²⁾.

An dem echten Erbe der älteren Schule gemessen, stellt sich diese Bestimmung als Ausdruck bewußt gewordener Zustände dar, die der Forschung zuvor unbewußt und jedenfalls unformuliert geblieben waren. Weinholds Volksseele ist im Grunde nichts anderes als der von den Brüdern Grimm vorausgesetzte Urgrund der Entwicklungen, durchleuchtet von den allgemeinen Gesetzen vorgeschrittener psychologischer Erkenntnis. Soweit es sich um ihre Anwendung auf die Volkskunde handelt, bedeutet die neue Formulierung einen entschiedenen Fortschritt; zugleich aber ergaben und ergeben sich aus ihr Probleme, die besonders dann als heikel empfunden werden müssen, wenn mit der geschichtlichen Betrachtung Ernst gemacht wird, die fallen zu lassen für Weinhold und seine Schule nicht der geringste Grund vorlag. Wenn nämlich der Begriff der Entwicklung der Psychologie durchaus angemessen ist, so ist ihr die Geschichte doch nur äußeres Objekt. Eben sie aber ist es, die der Volkskunde den Stoff liefert, und der allgemeinen Erkenntnis stellt sich so das Bedürfnis nach individueller entgegen, ein Bedürfnis, dem die Volkskunde stets in erheblich größerem Umfange nachgekommen ist, als dem Streben, die Brauchbarkeit ihrer völkerpsychologisch gewonnenen Theorien am Objekte darzutun. Ja, es schien, als ob sich bei einem Versuche dieser Art die „Volksseele“ als ein abscheulicher Wechselbalg erweisen wolle, den loszuwerden hier als nicht minder dringlich empfunden wurde als in

¹⁾ K. Weinhold, Was soll die Volkskunde leisten? Ztschr. f. Völkerpsychologie XX (1890) S. 1 ff.

²⁾ Der Begriff hat weiterhin vielfältig Verwendung gefunden, namentlich bei Hauffen, Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde. Prag 1896.

Märchen und Sage, wenn sie in die Wiege, in der wohlverwahrt die Zukunft liegen sollte, solch ein unheimliches Gebilde einschmuggeln lassen.

Ganz abgesehen nämlich davon, daß die Volkskunde, die sich mit materiellem Volksgute an sich befaßt, an dieser Volksseele nur sehr geringen Halt findet und gelegentlich von ihr absehen kann, insofern zivilisatorische Errungenschaften nur in bescheidenem Maße von der geistigen Prägung einer Gesellschaftsgruppe abhängen, mußte die Volksseele auch sonst als ein labiles Gebilde erscheinen, unfest insbesondere gegenüber wanderndem Fremdgute. Zunächst aber hat es die Volkskunde immer mit den Gegenständen an sich zu tun; sie müssen es sein, aus denen sie die Eigenschaften einer Volksseele erkennt. Wenn nun Inhaltliches sich in weitem Umfange als international erweist oder mindestens in den geschichtlicher Forschung zugänglichen Zeiten so erscheint, wenn die Möglichkeit nicht bestritten werden kann, daß immer neue Komplexe über alle Grenzen hinaus nachgewiesen werden, wo liegt dann noch der Maßstab, an dem das spezifisch Nationale gewertet werden kann?

Es ist leicht einzuwerfen, daß die besondere Färbung des an sich wandelbaren Gutes bei verschiedenen Völkern den Stempel der Volksart trage und sich dementsprechend als geeignet ausweise, Aufschlüsse über diese zu geben; aber ebenso sieht man ein, daß in vielen und oft gerade den wichtigsten Fällen eine zeitliche Bestimmung des Aneignungsprozesses aussteht und dadurch alle einschlägigen Rückschlüsse bedenklich gemacht werden; denn Volksart wandelt sich, und es ist nicht selten, daß die gleichen Stufen seelischer Haltung von verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten durchmessen werden, wie es auch vorkommt, daß mit bestimmten Stoffen auch die geistige Note überliefert wird. Um so eher mußte das dort der Fall sein, wo die Ursprünge offensichtlich in weiter Ferne lagen, wo die Völker, zwischen denen ein solcher Austausch in Frage kam, sich noch bedeutend ähnlicher sein konnten, als nach langer differenzierender Entwicklung.

Es begreift sich unter diesen Umständen, daß eine Kulturkreislehre im Sinne Karl Ritters als Überwindung des national bedingten, offensichtlich versagenden Historizismus Anklang finden konnte, und daß der Bastiansche „Völkergedanke“ großen Einfluß auf die Volkskunde gewann. Beide durften von Sonderfällen und -entwicklungen

absehen und sich auf die Erhellung des Verbindenden und Allgemeinen beschränken. Namentlich dieser, gleich der (modern geprägten) „Volksseele“ von völkerpsychologischer Herkunft, ja recht eigentlich ein Eckpfeiler in ihrem Gebäude, mußte sich in einer Zeit, da die geschichtlich gewandte Forschung auf anscheinend unlösbare Schwierigkeiten gestoßen war, als Rettung aus allen Dilemmen empfehlen. Er erfaßte sozusagen den Menschen in Reinkultur, er vermochte Erscheinungen, über deren Herkunft sich der Historizismus keine Vorstellungen machen konnte, mit überzeugender Geste als notwendig eingetreten darzustellen, und hatte mit dem Hinweise auf scheinbare Allverbreitung ein so unerschütterliches Erklärungsmittel bei der Hand, wie es der Historiker niemals gewinnen konnte.

Es zeigt sich bei näherem Zusehen nun freilich, daß vom Völkergedanken aus, wie bei aller Völkerpsychologie überhaupt, im wesentlichen nur ein Mittel formaler Erkenntnis gewonnen werden kann. Der Nachweis, daß gewisse Erscheinungen allgemein seien, begreift keineswegs genügende geschichtliche Erhellung in sich. Die Lehre Bastians bezieht sich überdies nur auf solche Gegenstände, deren Hervorbringung gleichsam ein Stück der Menschennatur ist; sie bedarf im Grunde der historischen Erkenntnis nicht. Insofern sie sich mit diesem Allgemeinmenschlichen befaßt, stellt sie die Gipfelung jener Tendenzen dar, die der historischen Volkskunde von Anbeginn innewohnten und in der Weinholdschen Lehre von der Volksseele sich bewußt steigerten, jener Tendenzen nämlich, die auf das Einfachste, Unkomplizierteste, Undifferenzierte ausgingen. Der Völkergedanke setzt die Vorstellung ¹⁾ der Primitivität voraus, in der Gemeinschaftskultur und nichts als diese herrscht. Wenn er solche Gesellschaftsformen bei den unzivilisierten Völkern der Gegenwart nachweist, so vermag er bei den zivilisierten nur noch auf Rudimente zu deuten; bei ihnen liegt — wie wenigstens angenommen werden konnte — das Stadium reiner Primitivität im allgemeinen vor aller historischen Überlieferung, bei ihnen ist zum mindesten die Entstehung aller derjenigen Vorstellungen, die sich dem Volkskundler als die wichtigsten erweisen, jenseits der Grenze geschichtlicher Gewißheit anzusetzen. Soweit also der

¹⁾ Eine befriedigende Definition stand durchaus dahin; die Beziehungen zur Geschichte blieben ungeklärt.

aus Bastians Lehre herfließende Gedanke einer primitiven Gemeinschaftskultur von der Volkskunde, die sich mit den neuzeitlichen Kulturvölkern befaßt, aufgenommen wird, stellt sich das Bedürfnis nach der Unterstützung der Wissenschaft, der die Kenntnis des ältesten Kulturgutes zu verdanken ist, der Vorgeschichte, von selbst ein.

Indessen gehen dabei die älteren Bestrebungen keineswegs in der Anwendung des neuen Gedankens auf. Es bleibt nach wie vor die Frage nach der Ableitung materiellen Besitzes offen, es besteht weiter die Aufgabe, das urtümliche Gemeinschaftsgut in seinen Wandlungen zu verfolgen, es bleibt endlich die Auseinandersetzung zwischen dem Begriffe der Allgemeinmenschlichkeit und dem der nationalen Prägung, die der erste Blick in geschichtliche Zeit doch unleugbar erfaßt, zur Lösung offen, kurz, es gilt, unter Anwendung der völkerpsychologischen Gesetze der „Volksseele“ jeweils den spezifischen Inhalt zu gewinnen¹⁾.

Von wie weittragender Bedeutung und wie sehr mit Schwierigkeiten durchsetzt diese Aufgaben sind, erkennt man am besten, wenn man sich zwei der wesentlichsten Ausprägungen vor Augen hält, die sich in Verfolg der Kulturkreislehre eingestellt haben, jene Richtungen, die als Panbabylonismus und Panindogermanismus in das kritische Stadium des Schlagworts eingetreten sind, denen aber nach Abstrich aller ihnen anhaftenden Überheblichkeit und Einseitigkeit eine unleugbare Bedeutung für die Volkskunde und insbesondere für die prähistorische Behandlung der ihr wichtigen Zusammenhänge zukommt. Ihre Erhellung wirft zugleich ein bezeichnendes Licht auf die Frage, welchen Wert der Begriff der primitiven Gemeinschaftskultur für die Vorzeit derjenigen Völker beanspruchen darf, mit denen sich die Volkskunde im Gegensatze zur Ethnologie vornehmlich zu befassen hat.

* * *

Es kann sich hier nicht darum handeln, die Grenzen zu bestimmen, innerhalb welcher diesen Betrachtungsweisen und Richtungen Sicherheit der Erkenntnis zuzugestehen ist²⁾; in Frage steht

¹⁾ Vgl. dazu in Karl Reuschels Deutscher Volkskunde im Grundriß I (Leipzig und Berlin 1920) den Abschnitt „Wesen und Wert der Volkskunde“.

²⁾ Soweit dabei die vorgeschichtlichen Zeiten in Frage stehen, kommen als instruktiv namentlich die gegensätzlichen Arbeiten von Montelius und M. Much in Frage.

nur ihre theoretische Bedeutung. Sie beruht zunächst darin, daß an die Stelle der Ziellosigkeit im Verfolgen bestimmter Entwicklungsreihen die Anknüpfung an einen mehr oder weniger klar umschriebenen oder zu umschreibenden Kulturkreis tritt, der überdies — wenigstens unter dem Gesichtswinkel der betreffenden Disziplinen gesehen — in den Anfang der Dinge gerückt ist. Die Indogermanistik kann über das von ihr vorausgesetzte Zeitalter des ungeteilten Urvolkes aus eigenen Mitteln nicht hinausgreifen, für die indogermanische Mythenentstehungslehre ist an sich mit dem Indogermanen der Urgrund des Werdens erschaut; dem Panbabylonisten steht die Kultur des Zweistromlandes als Nährmutter alles Späteren fest, ohne daß für ihn ein Bedürfnis vorläge, nach älteren Müttern zu suchen. Vergleichende Sprachwissenschaft und vergleichende Mythenforschung nordischer oder orientalischer Observanz sind darin einander gleich, daß sie zwar die Grenzen des Historischen für den Hauptteil der geschichtlichen Welt überschreiten, aber doch wieder nur bei einem Gegebenen, Entwickelten, Fertigen anlangen. Es kann als primär wohl gegenüber den Tochter- oder Lehnkulturen, aber nicht an und für sich gelten und kann niemals als primitiv in dem Sinne gefaßt werden, daß Gegenstände sachlicher oder geistiger Kultur schon dadurch erklärt oder gedeutet wären, daß sie aus einem dieser Kreise hergeleitet würden.

Wenn die Indogermanistik diese Lücken auszufüllen suchte, so stützte sie sich dabei auf Material, daß sie nur unter der Annahme einer weitgehenden Gleichheit der Völker der Vorzeit verwenden konnte¹⁾. Andererseits aber kam es ihr darauf an, eine Individualität herauszustellen, die ihr insbesondere dann als deutlich faßbar erscheinen mußte, wenn sie ihre auf sprachwissenschaftlichem Wege gewonnenen Begriffe mit dem Rassegedanken verband und, wie es heute überwiegend geschieht, mit kleineren oder größeren Einschränkungen die nordische Rasse als ursprüngliche Trägerin des indogermanischen Volkstums auffaßte²⁾. Es mußte sich so der Begriff einer national gebildeten Urtümlichkeit, einer keimhaften

¹⁾ Das wird ebenso bei Hirts wie bei Schraders und Feists Werken über die Indogermanen deutlich.

²⁾ Anders Feist, dessen Aufstellungen indessen zu gesicherten Ergebnissen der Archäologie in unüberbrückbarem Gegensatze stehen. Darüber später.

„Volksseele“ ergeben, die als Grundlage der späteren Entwicklungen hingenommen werden mochte.

Anders lag es bei den Vertretern des Panbabylonismus, wenn von ihm der Gedanke einer durchgehenden Abhängigkeit aller nördlichen Zonen von den alten Kulturzentren Vorderasiens ausgehen wurde. Er ist von Prähistorikern lebhaft erörtert worden; denn da den frühgeschichtlichen Perioden des Südens noch Jahrtausende hindurch geschichtslose des Nordens parallel laufen, fiel vielfach ihnen die Beweislast im einzelnen zu. Ob aber die Annahme orientalischer Vorbildlichkeit bei ihnen oder sonst als Leitstern aller geschichtlichen Auffassung auftrat, so wurde damit doch keineswegs eine Urtümlichkeit irgendwelcher Art an den Anfang gestellt. In den Zeiten, auf die sich die Betrachtung solcher Zusammenhänge bezieht, hatte weitgehende Kulturverwickelung im Mittelmeergebiete alle Primitivität längst überwunden. Was also von dieser Kulturkreislehre zu erwarten war, konnte nichts anderes als der Nachweis einfacher Übertragung bestimmter Kulturgüter sein, die sich am räumlichen Ende ihrer Wanderungen und im zeitlichen Ausklinge den Gebilden urtümlicher Gemeinschaftsgestaltung gegenüber als gesunkenes Kulturgut manifestieren konnten.

Der Widerstreit beider Richtungen spitzt sich im wesentlichen auf einen Gegensatz zwischen urwüchsiger Kultur und übernommener Zivilisation zu¹⁾, und in diesem Tatbestande liegt es begründet, daß beide nebeneinander bestehen können, wenn auch der Umfang, in dem sie ihre Behauptungen erweisen können, strittig bleiben mag. Insofern aber beide Theorien ihr Material in jenen Zeiten suchen und ausbreiten, die für unsere Völker vor aller schriftlichen Überlieferung liegen, weisen auch sie auf die große Bedeutung hin, die der Vorgeschichte für die Volkskunde zukommen muß, und lassen zugleich als der Beantwortung dringend bedürftig die Frage hervorspringen, wie die Gegensätzlichkeit zwischen primitivem Gemeinschaftsgute und gesunkenem Kulturgute für die Urzeit zu denken ist, ob dieser Gegensatz gerade in ihr seine besonders klare und deutliche Ausprägung finde, oder ob sich aus den durchschaubaren Verhältnissen der Urzeit heraus Momente ergäben, die einer anti-

¹⁾ V. Gordon Childe, *The Dawn of European Civilisation*, London 1925; versucht bewußt, auf dieser Unterscheidung aufzubauen.

thetischen und zugleich ausschließenden Aufteilung des volkskundlichen Stoffes, wie Naumann sie betreibt, zu widersprechen geeignet seien.

* * *

Die orientalistische und die panindogermanistische Richtung begegnen sich — worin zum großen Teile der paradigmatische Wert einer Gegenüberstellung begründet liegt — darin, daß sie beide etwa den gleichen Zeitraum voraussetzen. Es handelt sich um jene Epoche, die ungefähr mit dem Ausgange des Neolithikums beginnt und vornehmlich die Ausbreitung der Metalle nach dem Norden umfaßt. Es ist die Zeit, in der sich die allgemeine Ausbildung der indogermanischen Einzelvölker vollzieht, und in der nach und nach ein großer Teil von ihnen in das Licht der Geschichte tritt. Dieser Umstand erlaubt, nicht nur die bei ihnen herrschenden Zustände, sondern auch ihre seelischen Grundlagen einer unmittelbaren Prüfung zu unterziehen. Das ist insofern wichtig, als der Begriff primitiver Gemeinschaftskultur sich aus dem materiellen Besitze eines Volkes nicht mit hinlänglicher Sicherheit erschließen läßt, und als auch aus den Umständen, die auf dem Wege vergleichender Sprachwissenschaft gewonnen werden können, keine Eindeutigkeit abgeleitet werden kann. Hält man aber die Ergebnisse nebeneinander, die auf so verschiedenen Wegen gewonnen worden sind, so enthüllen sich Bilder weitab von den Vorstellungen, die man primitiver Gemeinschaftskultur zuzuordnen pflegt.

Wenn man die sozialen Zustände der Dorer, genauer der Lakädämonier, mit dem Kulturniveau der so viel früher im Lichtkreise des Mittelmeeres aufgetauchten Jonier vergleicht, so wird man nicht zweifeln, daß die größere Primitivität auf Seiten jener zu suchen ist. Der Schluß läge nahe, daß diese dorisch-lakädämonische Kultur im wesentlichen die der Urgriechen widerspiegele. Aber man halte sich vor Augen, daß in dem Kreise, aus dem diese hergeleitet werden müssen, bereits ein rundes Jahrtausend vor dem Auftreten der Dorer in der Peloponnes eine höchst verwickelte Kultur herrschte, die Aunjetitzer Kultur mit ihrer unverkennbaren Stoßkraft, ihrer lebhaften Fortschrittlichkeit und Aneignungsfähigkeit, voller ausgesprochener Individualität, voller staatenbildnerischer Kraft! Hier bereits war es zur Ausbildung von Herrnsitzen gekommen, die weit eher mit den achäischen Fürstenburgen als mit irgend etwas

innerhalb des dorischen Kreises zu vergleichen sind, hier herrschte eine Kultur, der die Signatur des Heroischen, wie es Naumann als die dem Primitiven nächst übergeordnete Stufe hinstellt, an der Stirn geschrieben steht. Erwägt man das, so wird man stutzig und zweifelt, ob in dem Zeitraume, in dem man das gemein-indogermanische Gut verankert sehen müßte, überhaupt irgendeine Art primitiver Gemeinschaftskultur als herrschend voranzusetzen sei. Und dieser Fall steht keineswegs allein. In der germanischen Kulturprovinz vollzieht sich während der älteren Abschnitte der Bronzezeit ein Aufschwung, der dem im Amjetitzer Kreise zu beobachtenden verglichen werden darf, und ähnliche Erscheinungen lassen sich auch im Westen des indogermanischen Siedlungsgebietes beobachten. Wie aber die dorische Kultur Lakedämons im allgemeinen unverwickelter und primitiver als die ältere bronzezeitliche erscheint, aus dessen Verbreitungsbereiche die Griechen herzuleiten sind, so macht auch die frühe Eisenzeit des germanischen Nordens einen ganz anderen, einfacheren Eindruck als die Bronzezeit; ihr das Charakteristikum der Primitivität beizulegen, dürfte erheblich leichter fallen, als es auf die ältere Zeit anzuwenden; jene steht ebenso deutlich unter dem Zeichen der Stagnation, wie diese fortschrittlich gerichtet ist.

Es könnte an sich gleichgültig erscheinen, aus welchen Umständen sich ein so auffälliger Wechsel der Kulturstimmung herleitet. In der nordischen Kulturprovinz kann auf die Tatsache einer wirtschaftlichen Depression unter dem Einflusse klimatischer Verschlechterung der Lebensbedingungen hingewiesen werden; aber eine solche Erklärung reicht kaum aus. Was sich in Entwicklungen dieser Art abzeichnet, scheint vielmehr ein völkerpsychologisches Gesetz zu sein, das der Geschichtsphilosophie längst bekannt ist: das Gesetz der gebrochenen Entwicklung, der Wellenbewegung des Kulturfortschrittes. Auf eine Zeit raschen und energischen Aufschwunges tritt jeweils eine Entspannung, vergleichbar den bekannten Ermüdungserscheinungen der Individualpsychologie, ein, und diesen Perioden der Stockung allein ist — soweit es sich um Kultur- oder kulturbegabte Völker handelt — offensichtlich jene geistige Haltung ausschließlich oder vornehmlich eigen, die der Hervorbringung der sogenannten primitiven Gemeinschaftskultur als Grundlage und Voraussetzung dient.

Daß die Kulturgüter, welcher Art auch immer, sekundär zu bewerten, daß die Kennzeichen der Primitivität allein in der geistigen Basis zu suchen sind, ist selbstverständlich und jederzeit betont worden. Um ihre Umschreibung hat man sich viel bemüht, ohne daß doch eine abschließend befriedigende Formulierung gefunden worden wäre. Aber ob man nun als Kennzeichen mit Lévy-Bruhl das prälogische, mit K. Th. Preuß das komplexe Denken annimmt, ob man mit Hoffmann-Krayer den Primitiven als nur reproduzierend bezeichnet — wobei der Wundtsche Terminus der passiven Phantasie erinnernd auftauchen muß — ob man das assoziative Verhalten im Gegensatze zum individualistischen hervorhebt, es ist augenfällig, daß es sich immer nur um eine gesteigerte Betonung einer geistigen Formation handelt, die nie und nirgends in Ausschließlichkeit bestanden hat, am wenigsten aber bei Kulturvölkern. Primitivität ist eine Anlage, kein Zustand, eine Anlage, die sich in Volksschichten wie Individuen mit dem Gegensatze mischt. Es ist nicht möglich, bestimmte Völker oder Volksteile als ausschließlich, als dauernd primitiv zu bezeichnen. Sie nehmen ausnahmslos irgendwann und -wie an der aller Entwicklung vorausgehenden Aufspaltung des Komplexen, am Logischen, Bewußten, Aktiv-Schöpferischen, am Individuellen teil. Und mag man immerhin, was gewiß möglich und in bestimmten Grenzen notwendig ist, diesen Anteil als gering ansetzen, so ist doch das gewiß, daß es keine originellen Schöpfungen gibt, die als solche der Primitivität zuzuweisen wären. Aller sogenannte primitive Besitz ist sekundär, alles scheinbar Primitive ist gesunkenes Kulturgut, geboren in der Sphäre des Individuellen, das jenem entgegengesetzt ist. Das Charakteristikum der Primitivität ist nicht Einfachheit, sondern Vereinfachung, nicht Ursprünglichkeit, sondern Niederschlag.

Es ist leicht einzuwenden, daß aller Evolution ein Ruhe- und Gleichgewichtszustand vorausgegangen sein müsse, der irgendwo im Anfange der Zeiten zu finden sei. Aber es ist gleichgültig, ob man sich aus der Bronzezeit in die jüngere Steinzeit vorschiebt und weiter ins Mesolithikum oder zum Altpaläolithikum gelangt, überall tritt Entwicklung und Verwicklung zu Tage, überall Schöpfung individueller Art; der „Urzustand“ liegt jenseits des Menschen. Nur die Anlage des Urtümlichen und zum Urtümlichen bleibt bestehen, wie der Mensch auch sonst die Zeugnisse seiner Vormensch-

lichkeit in sich bewahrt; und diese Anlage taucht in den Perioden wieder auf, die als Wellentäler geschichtlicher Entwicklung anzusprechen sind. In diesen Abschnitten wirkt der primitive Geist sich aus, erstarkt und — gewinnt Einfluß auch auf die Kreise, die ihn zuvor als Träger des Fortschrittes untergruben.

Naumanns Formulierungen sind — womit ihre Bedeutung als eine Quelle reicher und feinsinniger Anregungen unberührt bleibt — nicht unbestritten geblieben und sind ohne Frage der Abwandlung bedürftig, gerade weil sie auf die volkskundliche Forschung von so weitem Einflusse geworden sind. Denn diese kann an der Tatsache der gegenseitigen Bedingtheit von Primitivem und Hochkulturellem in kulturgeschichtlichem Ablaufe um so weniger vorübergehen, je entschiedener sie die Ursprünge der ihrem Interesse unterworfenen materiellen und geistigen Gegenstände sucht, und kann es namentlich dann nicht, wenn sie im Begriffe steht, letzte Auskünfte in jenen vorgeschichtlichen Zeitspannen zu erholen, denen „Primitivität“ beizumessen von vornherein naheliegt.

Was diese Perioden des Beharrens für den Organismus eines Volkes bedeuten, läßt sich zunächst dahin bestimmen, daß sie die notwendige Entspannung darstellen, die ein Volk vor neuen kulturellen Kraftproben braucht. Sie sind dem Schläfe mit seinen Träumen vergleichbar; die während solcher Zeiträume ablaufenden Verarbeitungen der in Zeiten regen Lebens erworbenen Vorstellungsrerien zeigen eine oft überraschende Ähnlichkeit mit den alogischen Assoziationen und dem stark gefühlsbetonten Aufbau von Traumgebilden, wie namentlich die Eigentümlichkeiten des Volksliedes und des Mythos lehren können. Eben deshalb ist auch die soziale Ausdehnung dieser Zuständlichkeiten, ihre Erstreckung auf obere Schichten besonders bedeutend: aus solchem Einflusse vermögen sie wieder Naivität und Unverbildetheit zurückzugewinnen. Die Volkskunde aber hat zu verstehen, daß, insofern sich primitiver Geist in dieser Weise ausweitet, ein Aufstieg von Vorstellungen, Handlungsweisen und Gegenständen erfolgen kann, die zuvor bereits abgesunken, überwunden, ausgelöscht waren.

Endlich ist zu beachten, daß diese Wellen des Kulturverlaufs nicht allenthalben innerhalb eines einzigen Kulturkreises oder einer Gruppe benachbarter gleichgerichtet zu sein brauchten. Gerade aus der Verschiedenheit des Tempos, aus der Nachbarschaft von rascherer

Bewegtheit und zäherer Beharrung sind die verschlungensten Beeinflussungen erwachsen. Auch innerhalb des europäischen Kulturkreises, in der Vorzeit der Völker, die hier als besonders wichtig erscheinen müssen, liegen solche Verhältnisse vor. Völlig verschieden geartete Stammesgruppen sind zu den Völkern zusammengesmolzen, mit denen sich die national gebundene Volkskunde zu befassen hat. Es haben sich geistige Qualitäten und Bestimmtheiten ineinander geschoben, die gerade im wesentlichsten Punkte des kulturellen Verhaltens einander widerstrebten. Verschiedenheit des Ursprungs, nicht allein Verschiedenheit der Lebenshaltung bedingt die Differenzierung innerhalb einer Kulturgemeinschaft.

Diese zahlreichen Gegensätze stellen die Volkskunde endgültig vor die Frage, wie sie sich mit dem Begriffe der Volksseele als des Urgrundes der wechselnden Erscheinungen, den die Völkerpsychologie erschließen wollte, und den die Lehre von der Primitivität voraussetzte, abfinden will. Nicht damit ist er erklärt, daß seine Untersuchung aus mittelalterlicher Zeit in vorgeschichtliche verlegt wird, nicht dadurch illusorisch gemacht, daß die „Volksseele“ schon für diese Perioden als ein Sammelbecken verschiedenster Einflüsse, als stärksten Fremdeinwirkungen unterworfen erwiesen wird. Differenziertheit, wie wir sie heute sehen, scheint in Vorzeiten nicht weniger entschieden bestanden zu haben. Das Verhältnis zwischen dem Besitze primitiver Gemeinschaft eines bestimmten Volkes und Kulturschöpfung, mag sie von produktiven Schichten des gleichen Stammes oder aus der Fremde herrühren, bleibt Problem der Volkskunde auch dann, wenn sie zur Lösung ihrer Fragen von dem Material und der Arbeitsweise der Vorgeschichte Gebrauch machen will.

Jeder Versuch dieser Art aber setzt voraus, daß die Bedingungen zusammenhängender Überlieferung geprüft werden, und dazu muß die Vorgeschichte nicht weniger wichtiges Material als die Geschichte beizusteuern haben.

* * *

Die Frage nach dem Wesen der Kontinuität, die vornehmlich vom Standpunkte des Historikers behandelt worden ist, steht mit Recht im Vordergrund, wenn die Beziehungen zwischen Vorgeschichte und Volkskunde erörtert werden sollen. In demselben

Umfange, in dem Überlieferungsstetigkeit gezeugnet oder ernsthaft in Frage gestellt werden muß, scheidet die Vorgeschichte als Hilfswissenschaft einer geschichtlich gerichteten Volkskunde aus.

Nun gewinnt, wie sich aus den besonderen Aufgaben der Volkskunde im Gegensatze zur Geschichte ergibt, das Problem hier ein besonderes Ansehen. Wenn diese sich jeweils mit einem verhältnismäßig kurzen Rückwärtsschreiten über die Schwelle des historisch Überlieferten hinaus zu begnügen braucht, so stellt sich der Volkskunde, die nach den Ursprüngen ihrer Gegenstände zurückschaut, Endlosigkeit in Raum und Zeit dar. Für sie besteht nicht eine kritische Grenze, sondern ihr tut sich die Fraglichkeit der Zusammenhänge, mehrfach kulminierend, wie ein ganzes unerforschtes Land auf. Für die deutsche volkskundliche Forschung kommt unter diesem Gesichtspunkte den ostdeutschen Verhältnissen beispielhafte Bedeutung zu.

Grundsätzlich ist zwischen Kontinuität der Überlieferung und Kontinuität der Bevölkerung zu unterscheiden. Diese kann einen Zusammenhang der Tradition einbeschließen; aber beides ist nicht identisch. Überlieferung kann gewährleistet sein, ohne daß Kontinuität der Bevölkerung in einem bestimmten Gebiete vorzuliegen braucht. Auf ostdeutschem Kolonialgebiete leben zahlreiche Formen fort, die zur Zeit der Kolonisation aus Altdeutschland mitgebracht worden sind; sie haben ihr Leben von der vorgeschichtlichen bis in die mittelalterliche Zeit links der Elbe gefristet und ihre Entwicklung vor dem Auftauchen im Ostgebiete ist im Westen zu verfolgen. Dabei ist es theoretisch gleichgültig, ob sie als westgermanisch, germanisch, indogermanisch anzusehen oder aus irgendeinem anderen Kulturgebiete herzuleiten sind: sie können römisch sein wie so viele Objekte des Bauwesens oder letztlich auf babylonisch-sumerischen Ursprung weisen wie etwa die Jahres- und Wocheneinteilung und vieles, was mit ihr zusammenhängt. Neben dieser westgermanischen Quelle haben das ostdeutsche Gebiet ohne Frage auch andere gespeist, deren Unterscheidung eine wichtige Aufgabe der Volkskunde bildet.

Abzugrenzen sind solche Überlieferungen, die man am besten als örtlich gebunden bezeichnen wird; sie setzen unter allen Umständen eine Kontinuität der Bevölkerung am Platze voraus. Hier sind verschiedene Fälle denkbar. Es kann sich, und dies ist ein

theoretisch höchst wichtiger Fall, um Bewahrung von Ortsnamen handeln; es kann die — nicht unbedingt von der Volkskunde zu beantwortende — Frage entstehen, ob gewisse Siedlungsverhältnisse, ob die Lage von Ortschaften und Heiligtümern, ob Wegverbindungen und dergleichen auf vorgeschichtliche Zustände unmittelbar zurückzuführen sind; es kann zu erwägen sein, inwiefern Sagen irgendwelcher Art an die Vorzeit angeknüpft werden dürfen, und es kann schließlich als wichtigste Frage die auftauchen, ob bestimmte Erscheinungen auf ein hier und vielleicht nur hier fortlebendes, national und politisch unterdrücktes Volkstum weisen, ob also mit den Auswirkungen eines ethnischen „Rückzugsgebietes“ zu rechnen ist. Insofern dies der Fall wäre, hätte man eine echte, über vielleicht lange Perioden hin sich erstreckende, in sich selbst geschlossene Kontinuität anzunehmen, eine Tradition innerhalb eines und desselben Stammes, während sonst nur eine gebrochene Kontinuität, eine Ablösung sich eben noch berührender Völker- oder Stammesgruppen vorliegen würde, deren ältere unter Umständen sehr schnell von den jüngeren aufgesogen werden mochten.

Unter den verschiedenen Möglichkeiten kommt methodisch derjenigen die geringste Bedeutung zu, die von der Beziehung bestehender Sagen auf vorgeschichtliche Vorgänge ausgehen und zum Beweise der Treue des volkstümlichen Gedächtnisses über Jahrhunderte und Jahrtausende führen müßte. Dieser Nachweis ist an wichtigeren Objekten so oft und so schlüssig erbracht worden, daß es einer Wiederholung an vereinzelt Fällen kaum bedarf, die überdies der Anfechtbarkeit selten enthoben sind. Wie die Dinge, um auf die Paradebeispiele dieser Art kurz hinzuweisen, hinsichtlich des Königsgrabes von Seddin liegen, hat Mackensen ¹⁾ knapp angedeutet, und selbst der berühmte Befund in den Hügelgräbern von Peccatell in Mecklenburg scheint nicht ohne Einschränkung als Beweis für eine 3 1/2 Jahrtausend alte örtliche Überlieferung gedeutet werden zu müssen ²⁾. Bevor die Volkskunde mit Überlieferungen dieser

¹⁾ a. a. O. (sich S. 1 Anm. 2) S. 88 f.

²⁾ Daß die Sage, die in dem kleineren Hügel schmausenden Unterirdischen liehen sich den Kessel aus dem größeren Hügel, schon vor der Ausgrabung bestanden hat, erhärtet Lisch. Vgl. Forrer im Reallexikon unter Peccatell und Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit (München 1922) S. 313. — An sich handelt es sich auch hier wie in dem Seddiner Falle um einen Sagen typ.

Art rechnet, ist es jedenfalls erforderlich, zunächst die psychologischen und sozialen Bedingungen festzustellen, unter denen sich solche Erinnerungen erhalten haben können oder wirklich erhalten haben. In den bekanntesten Fällen wird anscheinend an einen einmaligen Vorgang angeknüpft. Da muß es denn Bedenken erregen, daß die Treue des Volksgedächtnisses Ereignissen gegenüber außerordentlich gering ist. Die Erinnerung an sie verliert sich im allgemeinen selbst in primitiven Epochen schon nach kurzer Zeit, wenn nicht besondere Umstände eintreten, die dem schwanken Gedächtnis eine äußere Stütze verleihen. Das kann freilich jederzeit geschehen, und dabei werden, soweit es sich um örtlich gebundene Überlieferungen handelt, vornehmlich die Fälle zu beachten sein, in denen sich an das zugrunde liegende Ereignis ein Brauch, etwa ein regelmäßig wiederkehrendes Opfer, anschloß, oder in denen der in Frage stehende Vorgang sich an einem durch angeknüpften Glauben und Sitte bemerkenswerten Orte abspielte. Dies alles sind Fälle, in denen Langlebigkeit der Tradition, wie sie bei Volksbräuchen statthat, auch sonst feststeht; es können sich auch besondere Momente der Sage empfehlen, wie es bei Gebilden des Seelenglaubens zutrifft. Ein Urteil über Möglichkeit oder Gewißheit solcher Überlieferungen würde sich am besten auf eine möglichst umfassende Sammlung der einzelnen Fälle stützen können, und da ist es von Wichtigkeit, daß anscheinend erhebliches, noch nicht erschöpftes Material in Frage kommt. So haftete — um auf ein anziehendes, wenn auch nicht sonderlich beweiskräftiges Beispiel hinzuweisen, das bisher noch keine Beachtung gefunden hat — eine Schatzsage an der Stelle, an welcher der berühmte Skythenfund von Vogelgesang gehoben wurde¹⁾. Eine sorgfältige Durchmusterung alles Einschlägigen würde eher für als gegen die Verlässlichkeit derartiger Überlieferungen zeugen.

Ist dies der Fall, so tritt der bemerkenswerte Umstand ein, daß sagenhafte Überlieferung eine Kontinuität der Bevölkerung erwiese, von der die Vorgeschichte bezüglich des ostelbischen Gebietes nichts weiß. Wer, wie es außerhalb der Disziplin noch vielfach

¹⁾ Die Sage wird von Büsching kurz angegeben. — S. a. Richard Kühnau, Mittelschlesische Sagen geschichtlicher Art (Breslau 1929) S. 228, wo die sachlichen Angaben zu berichtigen sind.

geschichte, die Ergebnisse der Bodenforschung nur als eine Stoffmasse ansieht, der gegenüber sich ein mehr oder weniger subjektiver Elektizismus betätigen dürfe, wird sich über diese Mißlichkeit leicht hinwegsetzen. Wenn es aber gilt, die Brauchbarkeit der Vorgeschichte für die Volkskunde grundsätzlich zu bewerten, wird dieser Punkt die ernsteste Aufmerksamkeit erheischen; denn bestehen die bisher formulierten Ergebnisse der Vorgeschichte zu Recht, so sinkt ein gut Teil von Voraussetzungen, die der Volkskunde naheliegen, rettungslos in sich zusammen.

Es wird für das ostdeutsche Siedlungsgebiet im ganzen bisher eine von der jüngeren Steinzeit (ca. 5000 v. Chr.) bis in den Ausgang des Mittelaltens (ca. 250 v. Chr.) reichende Besiedelungsstetigkeit angenommen, innerhalb welcher sich mehrmals Völker abgelöst haben, ohne doch eine zeitliche Lücke entstehen zu lassen. Dabei ist es belanglos, daß sich der Siedlungsraum nicht immer mit seinen späteren Grenzen deckte. Wenn die ältere Zeit noch dunkel erscheint und also unberücksichtigt bleiben darf, so kommt der auf Mittelaltens folgenden Periode ausschlaggebende Bedeutung zu. Die Vorgeschichte stellt für diese Zeit ein Verlöschen der Funde für den größten Teil Schlesiens und angrenzender Gebiete fest und vermag in diesem weiten Raume erst von etwa 100 v. Chr. an wieder eine sich allgemach erweiternde Neubesiedelung zu erkennen; sie spricht für einen Zeitraum von mindestens 150 Jahren (der sich für Oberschlesien noch um etwa 100 Jahre verlängert) von einer Siedlungsleere; zu dem Gedanken, daß diese Leere trotz des Abzuges eines Großteiles der Bevölkerung durch das Verbleiben gewisser Reste gefüllt sei, vermag sie nicht Stellung zu nehmen. Und die Zeit nach 250 v. Chr. ist nicht der einzige luftleere Raum. Ein halbes Jahrtausend später findet sich noch einmal Veranlassung, eine Siedlungslücke zu vermerken: die letzten sicher datierten wandalischen Funde liegen in der ersten Hälfte des 5. nachchristlichen Jahrhunderts, die Slawen sind in Schlesien erst mehrere Jahrhunderte später festgestellt, und noch fehlt der Vorgeschichtsforschung jedes Mittel, diese weite Spanne aus eigener Kraft zu überbrücken.

Überbrückt nämlich ist sie, abgesehen von Beweisführungen geschichtlicher Art, namentlich durch den Nachweis der Überlieferung von Ortsnamen, die an die germanische Zeit anknüpfen, einer

Überlieferung, die, wie namentlich aus den jüngst zusammengefaßten Ergebnissen durch Schwarz¹⁾ hervorgeht, sich keineswegs nur auf Hauptpunkte und -wege des Verkehrs bezieht. Aber selbst ein einziges Beispiel wie die auf den Namen der wandalischen Silingen zurückgehende slawische Benennung „Schlesien“ bietet der Annahme einer Besiedelungskontinuität genügend Halt. Wenn man erwägt, daß uns durch die antike Berichterstattung ja nur ein verschwindend geringer Bruchteil des Materials aufbewahrt ist, das unter günstigeren Umständen ausgewertet werden könnte, daß sich alle Folgerungen auf diesem Gebiete nur infolge glücklichen Zufalls ziehen lassen, so wächst die Bedeutung der tatsächlich schlüssigen erheblich. Es ist nicht einmal nötig, die gewöhnlich strittigen Vermutungen über den Übergang germanischer Heiligtümer in slawische Hand und ähnliche Verdrängungen, die einen unmittelbaren Zusammenhang der aufeinander folgenden Völkerschichten zeigen, heranzuziehen; Siedelungsstetigkeit — in welchem Umfange, sei zunächst noch dahingestellt — darf unter allen Umständen als gesichert gelten.

Wie mit der Zeit des Überganges aus der germanischen in die slawische Periode steht es nun auch mit der Siedelungslücke in Mittelatlantien. Wenn man erwägt, daß unser auf diese Frühzeit zu beziehendes Material noch erheblich geringer ist und verständlicherweise sein muß als das zuvor angezogene, so gewinnt selbst ein einziger Fall, wie die Zurückführung des Namens Kalisch auf das vorgermanische *Καλισία* paradigmatische Bedeutung. Sie lehrt, daß diese Benennung nicht nur von den hypothetischen Illyriern den Frühgermanen überliefert worden ist, sondern von diesen auch auf die germanischen Stämme der Völkerwanderungszeit und weiter auf die Slawen kam.

Es bedürfte hier des Nachweises einer alle herrschenden Völker überlebenden und jeweils ihnen gleichzeitig in Rückzugsgebiete verdrängten altertümlichen Bevölkerungsschicht. Die Annahme solcher, den herrschenden Rassetypen fremder Gruppen wird namentlich von der physischen Anthropologie gehalten, die nur mit ihr das Anwachsen der kurzköpfigen Bevölkerung in den Sudetenländern

¹⁾ Ernst Schwarz, Zur Namenforschung und Siedelungsgeschichte der Sudetenländer. Reichenberg 1923.

erklären kann. Inwieweit auch volkskundliche und völkerpsychologische Erwägungen dazu zwingen, eine Besiedelungskontinuität dieser Art anzunehmen, sei späterer Erörterung überlassen. Aber auch diesem Punkte steht die Vorgeschichte zur Zeit noch ohne Auskunft gegenüber. Ebenso wenig wie sie irgendwelche Zusammenhänge im Sinne einer Kontinuität zwischen Frühgermanen und Wandalen in Schlesien, zwischen Wandalen und Slawen darzutun vermag, ebensowenig vermag sie den Nachweis der Bevölkerung in Rückzugsgebieten zu führen und dennoch steht eine Kontinuität in allen drei Fällen fest¹⁾.

Es erübrigt sich hier, auf die Gründe einzugehen, die dieses Versagen der Bodenforschung erklären; es genügt der Hinweis, daß ihre Stoffsammlung noch keineswegs abgeschlossen ist. Sie selbst gibt die Möglichkeit einer Ausfüllung der bestehenden Lücken durch hinzutretende Funde zu, und tatsächlich ist im Laufe der letzten Jahre das Siedelungsbild nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich ausgeweitet und sowohl die latènezeitliche wie die nachvölkerwanderungszeitliche Lücke verengt worden.

Diese Sachlage ist für volkskundliche Arbeit, die ihre Fühler in die Zeit vor der schriftlichen Überlieferung ausstreckt, grundsätzlich wichtig. Sie darf sich durch die mangelnde Hilfe der Bodenforschung beim Überwinden der noch dunklen Strecken der Kontinuität durchaus nicht dort beirren lassen, wo sie Schlüsse auf Zusammenhängen allgemeiner Art aufbauen kann, und darf Einwürfe von vorgeschichtlicher Seite, die sich, wie jeder unter gleichen Umständen *ex silentio* gezogene Schluß, als unmethodisch dartun müssen, ohne Bedenken ablehnen. Auch dort, wo die Volkskunde geneigt wäre, eine örtlich gebundene Überlieferungsstetigkeit

¹⁾ Wenn seitens der Vorgeschichte häufig der Annahme einer neben und unter den herrschenden Völkern und Schichten lebenden unterdrückten Bevölkerung gegenüber eine durchaus ablehnende Haltung eingenommen wird, so sollte man sich doch der anderslautenden Stimmen im eigenen Lager erinnern. Schon 1893 schrieb G. Vacher de Lapouge, *L'Aryen, son rôle social* (Paris 1893) p. 236: Il est parfaitement possible qu'une nombreuse population de brachycéphales ait vécu, dès l'époque de la pierre polie, autour des chefs que nous connaissons. Noch deutlicher äußerte sich Kossinna in *Mannus IV* (1912) S. 177: Die Archäologie zeigt mit ihren Kulturen die Herrenvölker und ihre Sprachen an; sie läßt aber die unterjochte Bevölkerung mit ihrer oft abweichenden Rassenbeschaffenheit nicht erkennen, weil diese eben keine eigene Kultur besitzt.

anzunehmen, braucht sie sich durch den Hinweis, daß eben an diesen Punkte keine durchgehende Besiedelung nachzuweisen sei, nicht beirren lassen. Eine Warnung dieser Art zu beachten, wird dort am Platze sein, wo die Vorgeschichte dartun kann, daß die in Frage stehende Örtlichkeit jenseits der für bestimmte Perioden nachweisbaren Siedelungsgrenzen und -möglichkeiten liegt. Ist dies nicht der Fall, so können höchstens Einwände in Frage, bei denen Erwägungen über das Wesen der sogenannten Völkerwanderung mit-sprechen. An der Tatsache von umfangreichen Auszügen aus Ostdeutschland ist nicht zu zweifeln; aber wir wissen nicht, unter welchen Umständen und Bedingungen diejenigen Gruppen zurückblieben, die als Träger weitergehender Tradition anzusehen sind. Wir wissen nicht, ob ganze Sippen geschlossen auswanderten, andere geschlossen in der Heimat beharrten, ob manche Siedelungen ganz verödeten, andere erhalten blieben, oder ob sich Sippen und Dorfgemeinden aufspalteten, einen Teil in die Fremde abgebend, einen andern bewahrend; der Historiker hat über diese Verhältnisse keine entscheidenden Nachrichten, und der Prähistoriker kann sie vorläufig nicht durchschauen; er vermag auf Grund seiner Forschungsergebnisse über diese Dinge ebensowenig ein Urteil abzugeben wie über den Verlauf der Ereignisse während der sogenannten Siedelungslücken überhaupt.

Eine gewisse Unsicherheit in der Beurteilung örtlicher Verhältnisse hat, wie in diesem Zusammenhange zu betonen ist, überhaupt statt. Die Vorgeschichte kann niemals den Anspruch erheben, ein lückenloses Bild der Besiedelungsverhältnisse der Vorzeit zu geben; ihr Wissen trägt gerade in dieser Hinsicht stets nur vorläufigen Charakter. Wenn man sieht, wie sich selbst ausgedehnte Urnenfelder mit vielen hundert Gräbern bis zur Stunde der Kenntnis entziehen konnten, so bedarf das weiter keinen Beweises; wenn man überblickt, wie vergangene Jahrzehnte Hunderte und aber Hunderte von Funden sinnlos verwüstet und vernichtet und der wissenschaftlichen Erkenntnis für immer entzogen haben, dann darf man es als fraglich ansehen, ob die Bodenforschung je in die Lage kommen wird, ein bindendes Urteil über die Siedelungsverhältnisse der Vergangenheit im einzelnen abzugeben¹⁾.

¹⁾ Man muß auch bedenken, daß die Vorgeschichtsforschung aus naheliegenden Gründen gar nicht planmäßig vorgehen kann, um alle in einer Gemarkung

Was also die Frage der Kontinuität, auf die Zeit des Überganges von vorgeschichtlichen zu geschichtlichen Zeiten bezogen, anlangt, so kann die Volkskunde der Vorgeschichte gegenüber nur eine Stellung einnehmen: sie kann positive Ergebnisse, wo sie sich eben bieten, als beachtliche Unterstützung hinnehmen, braucht negative aber im großen wie im kleinen nur dann zu beachten, wenn sich von keiner anderen Seite her begründeter Widerspruch erhebt.

Anders liegen die Dinge, wenn sich die Volkskunde veranlaßt sieht, über jenes Grenzgebiet hinaus vorzuschreiten, das den geschichtlichen Zeiträumen unmittelbar vorgelagert liegt. Ein solches Vorstoßen in die Tiefe ist, wie bereits angedeutet, für die Volkskunde notwendig, sobald wirklich die Ergründung der Ursprünge zum Ziele gesetzt ist. Es handelt sich dabei nicht nur um Gegenständliches, sondern dringlicher noch um die Frage der Entstehung jenes mit besonderen geistigen Anlagen ausgestatteten Volkstums, das, in gewissem Umfange wenigstens, den Urquell der indogermanischen Einzelvölker darstellt. Wenn diese sich im Übergange von der jüngeren Steinzeit zur Metallzeit auseinanderfalteten, so ist das Urvolk dem Neolithikum selbst zuzuweisen. Dieser Periode hat es die Indogermanistik aus eigenem Vermögen zugeordnet; darüber hinaus aber kommt weder sie noch eine andere Wissenschaft. Es ist klar, daß es ältere Vorstufen gegeben hat. In der jüngeren Steinzeit, wie sie für den europäischen Norden überhaupt eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe und Stetigkeit gewesen ist, läßt sich die Entstehung des indogermanischen Urvolkes nicht beobachten; in ihr steht es im wesentlichen fertig da; seine Wurzeln sind im Mesolithikum und darüber hinaus im Paläolithikum zu suchen. Hier, wo keine andere Wissenschaft noch das Wort ergreifen kann, tritt die Vorgeschichtsforschung als allein berechtigt ein, und von ihr müßten also die entscheidenden Auskünfte zu erholen sein.

anzunehmenden Kulturstufen nachzuweisen. Wo, wie es v. Richthofen in Mertschütz getan hat, wirklich systematisch gesucht wurde, haben sich überraschende Ergebnisse eingestellt. In Mertschütz konnten für die Steinzeit alle in Schlesien bekannten Kulturstufen außer der sehr seltenen Glockenbecherkeramik nachgewiesen werden. Auch die späteren Kulturstufen wurden reichlich belegt. Vgl. B. v. Richthofen, Auf Spuren alter Siedlungen. 1. Gegend von Mertschütz. Alt-schlesien I Heft 2 (1924) S. 57 ff. — Angesichts solcher Umstände berührt es eigenartig, wenn in Fällen mangelnden archäologischen Nachweises Kulturstetigkeit einfach geleugnet wird.

Die in solchem Zusammenhange aufzuwerfenden Fragen sind nun gewiß in jüngster Zeit Lösungen entgegen gereift, die für die volkskundliche Forschung von ausschlaggebender Bedeutung sein könnten; aber noch läßt sich nicht sagen, daß eine entscheidende Klarheit geschaffen wäre. Die außerordentliche Verwicklung gegen Ausgang des Jungpaläolithikums, das unverkembare Ähnlichkeit mit den Zeiten der großen Verschiebungen im Ausgange des Neolithikums und der Völkerwanderungszeit aufweist, ist noch keineswegs hinreichend zu durchschauen, noch immer fühlt man sich an den Hiatus erinnert, den man früher zwischen Paläolithikum und Neolithikum klaffen sah. Noch ist es weder der Anthropologie gelungen, die neolithischen Rassen mit Sicherheit auf die paläolithischen zurückzuführen, noch vermag die Vorgeschichte die Kulturkreise der beiden Epochen in genügend feste Beziehung zu einander zu setzen.

Hier liegt ein Bruch in der Entwicklung oder vielmehr in der Erkenntnis der Zusammenhänge vor, über den die Volkskunde nicht wie über die späteren Einschnitte dank eigener Erkenntnis oder der Unterstützung verwandter Wissenschaften hinweggehen kann. Um Neuschöpfungen an sich kann es sich im Neolithikum nicht oder nur zum kleinen Teile und in bestimmtem Sinne handeln. Wichtigstes Kulturgut ist bereits dem Paläolithikum eigen, und zwar vornehmlich auf geistigem Gebiete, während auf materiellem die jüngere Steinzeit der älteren gegenüber eine gewaltige Bereicherung aufweist. Zum altsteinzeitlichen Besitze gehören die Grundzüge mythischen und magischen Vorstellens und präanimistischen Jenseitsglaubens, die Grundlagen sozialer Ordnung, Altersbünde und totemistische Ideen und die Ausbildung vater- und mutterrechtlicher Organisation mit ihren die geistige Haltung der in ihnen lebenden Völker tief beeinflussenden Folgerungen. Aber alle Modifikationen und Gegensätze in Zeit und Raum, die sich bereits in vorneolithischer Zeit herausgebildet haben, liegen, dem gegenwärtigen Stande der Vorgeschichtsforschung entsprechend, jenseits volkskundlicher Faßlichkeit, insofern die Art ihres Einströmens in die neolithischen Kulturgruppen noch nicht darzutun ist. Nur Vermutung und Hypothese, geschult an ethnologischer Methode, vermögen über diese Lücken hinwegzuzielen.

Dieser Verlust und dieser Verzicht dürften der Volkskunde

nicht allzu drückend erscheinen. Auch sie kann immer nur einen Schritt nach dem andern tun. Ihr stellt sich, wenn sie den Raum bis zur jüngeren Steinzeit durchmessen hat, diese Epoche als noch längst nicht erschöpft und dennoch hochwichtig dar. Alles, was die spätere Zeit voraussetzt, muß in ihr irgendwie nachweisbar sein und in Zusammenhängen gefunden werden können, die über mehr als nur den vereinzelt Gegenstand aufklären. Der vorneolithischen Zeit gegenüber stellt die Jungsteinzeit nicht nur reichere, sondern durchgreifend veränderte Kulturtypen dar. Wenn sie im Vollbesitze des Ackerbaus, der Haustierzucht, der Töpferei erscheint, so bedeutet dieses Hinauswachsen über den jungpaläolithischen Stand des höheren Jägertums eine weitgehende Umgestaltung aller älteren Überlieferung. Gehört der neue Besitz seinen Anfängen nach auch in frühere Zeiten, seine volle Nutzbarmachung und die Anpassung des Menschen an ihn hat sich im Neolithikum vollzogen, das sich damit als eine Zeit des Ausgleichs, der Ruhe, der Beharrlichkeit kennzeichnet. Es ist eine Zeit nicht so sehr des Neuerwerbs und des Fortschritts, als vielmehr des Bewahrens altererbter Güter, eine Zeit, die — bäuerlichen Charakters und bei ungewöhnlicher Gunst des Klimas mit müheloser Wirtschaft gesegnet — geradezu prädestiniert war, feste Bindungen zu schaffen, eine Gemeinschaftskultur erstehen zu lassen, eine Zeit, die das Kennzeichen der „Primitivität“ in dem oben entwickelten Sinne vornehmlich tragen mußte. Unter diesen Umständen stellt das Neolithikum nicht nur den durch den augenblicklichen Stand der Vorgeschichtswissenschaft bedingten, sondern auch einen ungemein günstigen Ausgangspunkt geschichtlich gewendeter Volkskunde dar, und das um so mehr, als sich in ihm eine Anzahl völlig verschiedener Völkerindividualitäten erkennen lassen, deren Ausflüsse mehr oder weniger alle bei den späteren geschichtlichen Völkern, die das eigentliche Objekt der Volkskunde bilden, fortwirken.

* * *

Die Prüfung des Kontinuitätsproblems hat zu dem Ergebnisse geführt, daß die Vorgeschichte an seiner Lösung nur mit starken Einschränkungen teilhaben kann, und daß es der gegenwärtige Stand der Bodenforschung nicht als rätlich erscheinen läßt, über die neolithische Epoche hinauszugehen. Aber diese Feststellung

betrifft nur eine und zwar zunächst formale Seite der denkbaren Beziehungen zwischen den beiden Wissenschaften; daneben ist eine materielle Auswertung der Forschungsergebnisse innerhalb der Grenzen, in denen Zusammenhang der Traditionen überhaupt vorausgesetzt werden darf, möglich. Welchen Umfang sie annehmen kann, läßt sich nur dann beurteilen, wenn die Eigenart vorgeschichtlicher Forschung¹⁾ festgestellt und der Grad der Sicherheit abgemessen ist, mit dem die Volkskunde auf den von jener gewonnenen Vorstellung weiterbauen kann.

Die Vorgeschichte hat es zunächst mit materiellen Objekten zu tun. Diese nach bestimmten Grundsätzen zu ordnen, ist ihre erste Aufgabe, und zwar vollzieht sich diese Einordnung nach zeitlichen und räumlichen Gesichtspunkten. Auf die Methoden dieser Systematisierung braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden; die Grundsätze, nach denen gearbeitet wird, und die erzielten Ergebnisse sind anerkannt und können durch Irrtümer in Einzelheiten nicht wesentlich in Frage gezogen werden. Ein wichtiges Mittel, in die Bunttheit der Funde Klarheit zu bringen, ist die Beobachtung der einzelnen Werkzeugtypen, die Verfolgung ihrer Wandlungen, die Feststellung ihrer Ausbreitung. Die Untersuchungen dieser Art finden natürlich auch an der allgemeinen Systematik einen entscheidenden Rückhalt, und es ist klar, daß auf diesem Gebiete ein für die Volkskunde höchst wichtiges Material zur Darstellung kommt. Die Vorgeschichte gelangt mittels dieser chronologisch-typologischen Methode zu der hinlänglich sicheren Unterscheidung von Kulturstufen und Kulturprovinzen.

An und für sich aber schweben diese Ergebnisse in der Luft, solange sie ohne deutliche Beziehung auf die Folgezeit, ohne Verbindung mit dem historischen Schematismus bleiben. Daß dieser Anschluß gewonnen wurde, ist vornehmlich das Verdienst der von Kossinna begründeten siedlungsarchäologischen Methode. Alle Kultur setzt einen Kulturträger voraus, von dem indessen auf dem Wege typologisch-chronologischer Forschung nur eine sehr vage Vorstellung gewonnen werden konnte. Kossinna gab ihr Inhalt, indem er den Grundsatz aufstellte, daß sich scharf umgrenzte Kultur-

¹⁾ Vgl. dazu besonders die oben S. 2 in Anm. 2 und S. 4 in Anm. 1 angeführten Arbeiten von Mötelfindt und Birkner.

gebiete jederzeit mit bestimmten Völkern oder Völkerstämmen deckten. Indem er die generelle Brauchbarkeit und praktische Anwendbarkeit seines Satzes erwies, von jenen Zeiten aus rückwärtsschreitend, in denen ein geschichtlich greifbares Volk für eine archäologisch bestimmte Kulturprovinz angesetzt werden darf, gewährleistete er überhaupt erst die Möglichkeit, eine Kulturstetigkeit in Anschlag zu bringen.

Es ist Kossinna und seiner Schule ohne Frage gelungen, Vorgeschichtliches und Geschichtliches in weitem Umfange in feste Beziehung miteinander zu setzen; in Einzelheiten aber ist noch vieles fraglich geblieben. Noch sind keineswegs alle Kulturprovinzen mit endgültiger Sicherheit auf bestimmte Völker bezogen. Sowohl für einen Teil der indogermanischen Stämme steht die Herleitung aus vorgeschichtlichen Kulturkreisen, wie etwa für die Italiker und die Ostindogermanen, noch aus; noch bleibt für eine Reihe von Kulturprovinzen die Anwendung von Völkernamen hypothetisch; eine klare Erkenntnis des diese Kulturen tragenden Volkstums ist noch nicht erreicht, und mit solchen Mängeln hat die Volkskunde zu rechnen. Sie muß sich vor Augen halten, daß die Vorgeschichte einen abschließlichen Einblick in die Genesis der indogermanischen Völker bisher noch nicht zu geben vermag. Soweit sie aber positive Beziehungen zwischen den geschichtlich greifbaren Stämmen und älterem Volkstum, sei es in welchem Zeitabschnitte und in welchem Raume immer, nachweist, muß die Volkskunde wie jede kulturgeschichtliche Forschung diese Ergebnisse als Tatsachen hinnehmen. Welches Gewicht ihnen im einzelnen zukommt, wird noch der Erörterung unterliegen; grundsätzlich aber ist daran festzuhalten, daß die Siedlungsarchäologie — was sich bei der mangelnden Erforschung des Mesolithikums versteht — allgemein im Neolithikum endet und als unteren Ausgangspunkt eben dieselbe Periode festhält, über deren Bedeutung für volkskundliche Erkenntnis bereits gehandelt worden ist.

In dem Umfange, in dem die Vorgeschichte mittels dieser Methode zur Systematik vorgedrungen ist, gewinnen erst die Ergebnisse der Chronologie und Typologie geschichtlichen Inhalt. In der festen Beziehung auf die in historischen Zusammenhang eingegliederten Kultur- und Völkerkreise erscheint der Nachweis der Wanderung und Wandlung von Kulturgütern, wie sie auch der

Volkskunde wichtig sind, in neuem Lichte, das zwar vieles erhellt, aber doch noch nicht alles klärt. Denn nicht das kann als die letzte Aufgabe methodischer Forschung angesehen werden, daß ein einzelner Gegenstand oder Gedanke auf eine Urform zurückgeführt, oder daß dargelegt wird, wie sie sich verbreiten und umgestalten. A. Haberlandt¹⁾ zeigt etwa, wie der im nördlichen Norwegen noch bei den Lappen der Gegenwart in Gebrauch befindliche Fladenstein zum Backen ungesäuerten Brotes in Skandinavien im 16. Jahrhundert weit verbreitet, im mittelalterlichen England nachweisbar ist, latènezeitlich in Brixen in Tirol und erstmalig in einem Schweizer Pfahlbau der jüngeren Steinzeit erscheint, oder er legt dar, wie der nordische Klubbstól auf den etruskischen Thronsessel zurückzuführen ist. Aber wenn es sich darum handelt, das Zufällige, das aller Vereinzelung anhaftet, zu überwinden, können diese und alle entsprechenden Beispiele, erst wenn sie im Zusammenhange einer Kultur zu sehen sind, zu Gesetzen ausgedeutet werden, und Gesetze sind es, die Haberlandt mit Recht als das gegebene Ziel ansieht und aufzustellen unternimmt. Es besagt wenig, wenn man nachweist, daß die Germanen gewisse Kulturgüter von den Kelten, andere von den Illyriern übernommen haben. Die Anwendung von Völkernamen gibt zunächst nur einen Schematismus an die Hand, der mit lebendiger Anschauung auszufüllen ist. Hinter den Dingen steht ihre Geltung, nicht nur ihr wirtschaftlicher Wert, sondern in vielen Fällen auch ein Hinweis auf Übermaterielles. Die geistige Note aber ist nicht zu allen Zeiten und an allen Orten die gleiche gewesen, und sie zu hören, ist wichtiger, als nur Gegenstände ins Auge zu fassen.

In dieser Hinsicht liegen die Verhältnisse auf vorgeschichtlichem Gebiete nicht eindeutig, und gerade hier möchte die Volkskunde von der Prähistorie recht klare Ergebnisse unterbreitet bekommen. Dem Bedürfnisse, geistige Werte zu erfassen, aber vermag die sogenannte kulturarchäologische Methode der Vorgeschichte²⁾ nicht vollkommen gerecht zu werden; was sie erstrebt und bisher geleistet hat, bleibt im allgemeinen in den Grenzen einer reinen Gegenstandswissenschaft stecken oder bewegt sich, soweit die großen zusammen-

¹⁾ a. a. O. Sieh S. 1 Anm. 1.

²⁾ Vgl. Mötefnidt a. a. O. (S. 2 Anm. 2) S. 166 ff.

fassenden Werke in Frage kommen, im Geleise ethnographischer Darstellung, ohne, wie es erforderlich wäre, das Nach- und Nebeneinander durch die Rückbeziehung auf seelische Substrate zu systematisieren. Es ist bezeichnend, daß die Vorgeschichtsforschung, wo sie sich über diese Sachlage Rechenschaft zu geben suchte, den Grund ihres Versagens in Mängeln der Ethnologie und Volkskunde sehen wollte. In vollem Gegensatze dazu aber ist sie bereits zu einem generalisierenden Ausdeuten vorgeschichtlicher Fundzusammenhänge gediehen, das neue Formulierungen der Ethnologie in weitestem Umfange auf die Vorzeit anwendet. Über das Stadium der Hypothese sind diese Versuche freilich nicht hinausgekommen, und weder wird dabei der Gedanke geschichtlicher Entwicklung hinreichend berücksichtigt, noch ist überhaupt der Anschluß an eine Zeit gefunden worden, von der die Volkskunde mit Sicherheit ausgehen kann, oder in der sie Halt machen muß.

Als Cochet 1854 sein: „Ce que je cherche au sein de la terre, c'est une pensée“ schrieb¹⁾, stand er im Banne psychologisierenden Denkens, in dem das ethnische Moment zu kurz kam. Je entschiedener dieses in den Vordergrund gerückt wurde, mußte sich auch die „Idee“ wandeln, die man aus dem vorgeschichtlichen Material herauszuschälen suchte. Das Gewicht dieses Umschwunges erhellt vortrefflich aus der prägnanten Formulierung, die H. Hahne auf der Hallischen Tagung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft von 1925 ausgab: „Das Letzte, was die Vorzeitforschung zuwege bringen kann, ist die Erkenntnis der Lebenszusammenhänge der vorgeschichtlichen Menschengruppen und ihrer Kulturen“²⁾. Dies in der Tat ist Programm, das sich natürlich, entsprechend seiner spezifischen nationalen Bestimmtheit, in der Anwendung auf jede einzelne Kultur und jedes einzelne Volkstum in besonderer Prägung darstellen muß, und dessen Erfüllung jedenfalls in noch höherem Maße volkskundlicher Voraussetzungen als ethnologischer Unterstützung, deren man sich von je versichert hatte, bedarf.

Die Objekte der Vorgeschichte, auch chronologisch geordnet und national gegliedert, geben an sich eine abschließende Deutung nur in wenigen Fällen an die Hand. Wenn schon bei der Bestimmung

¹⁾ La Normandie souterraine p. 3.

²⁾ a. a. O. (S. 1 Anm. 4) S. 35.

des Gebrauchszweckes zahlreicher Fundgegenstände die Ergebnisse ethnologischer Sammlung zur Erklärung herangezogen werden mußten, so ist eine Deutung der geistigen Inhalte vielfach nur aus dem Vergleiche mit Erscheinungen zu gewinnen, wie die Volkskunde sie in den späteren Entwicklungsstufen des in Betracht kommenden Volkstums oder bei einem verwandten unmittelbar einsehen kann. Auf Erklärungsmöglichkeiten und -bedürfnisse ist oft genug hingewiesen worden. Hahne stellte im erwähnten Zusammenhange die Festbräuche in den Vordergrund, und natürlich kommt das weite Gebiet von Sitte und Brauch einschließlich des Aberglaubens überhaupt in Betracht. Auf die Wichtigkeit der Mythologie für die Erklärung bestimmter Fundkomplexe hat Schultz¹⁾ hingedeutet; als noch wichtiger ist die Religionsgeschichte dazu zu stellen. Welche Fundgrube Sagen und Märchen und in gewissem Umfange auch Volks- und Kinderlied für die Altertumforschung darstellen, ist oft betont. Nur bedarf es der grundsätzlichen Beziehung auf alle und vornehmlich die wichtigsten Perioden der Vergangenheit und ihres archäologischen Inventars. Wenn Kauffmann meint²⁾, daß wir „aus der Beobachtung der Sprache, der Sagen und Märchen, der Sitten und Gebräuche unsrer deutschen Bauern einen Stammbaum unserer modernen Ideenwelt aufzurichten“ vermöchten, so ist das nur sehr bedingt richtig. Es ergäbe sich ein Schematismus, dem die chronologische und historische Verankerung fehlte, der die zahlreichen individuellen Abwandlungen nicht zu erfassen und zwischen Urtümlichem und Zugewandertem nicht zu unterscheiden vermöchte. Aber gerade dieser Unterscheidung und der Erkenntnis alter Gegensätzlichkeiten auf Gebieten, die gegenwärtig von einer im wesentlichen gleichartigen Kultur, von einem Volke überzogen erscheinen, kommt ein vornehmlicher Wert zu, und allein der Vorgeschichtsforschung ist es zu danken, daß solche heute dem Anseheine nach verschwundenen Kulturgruppen erkannt werden können. Man darf nicht glauben, daß man bei der Untersuchung geistig-kultureller Überlieferungen der Archäologie entraten könne, weil diese zunächst selbst bei der Volkskunde und verwandten Wissenschaften Auskunft zu erholen hätte. Eine der unmittelbaren An-

¹⁾ Sieh S. 5 Anm. 3.

²⁾ Deutsche Altertumskunde I (München 1913) S. 21.

schauung fremde konstruktive Erschließung von Zuständen der Vergangenheit ist verhängnisvoller Irrung ausgesetzt. Es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern, wie man aus der Zahl und Art keltischer Lehnwörter im Germanischen eine Periode politischer und kultureller Beherrschung der Germanen durch die Kelten „erschlossen“ hat, während die Bodenfunde mit einer gerade in diesem Punkte unwiderleglichen Klarheit ein ständiges Zurückweichen der Kelten vor den Germanen bezeugen. Für die volkskundliche Betrachtung der deutschen Vergangenheit weit tiefer einschneidend müßte es sein, wenn Feist¹⁾ mit seiner Theorie Recht hätte, daß die Germanen erst kurz vor der dadurch bewirkten ersten germanischen Lautverschiebung durch ein Ostvolk indogermanisiert worden seien, aber auch diese an sich schon brüchige Hypothese muß an den prähistorischen Tatsachen, die für eine solche Überschüttung nicht den geringsten Beleg, sondern nur Widerlegung in geschlossenem Zuge beibringen, hilflos zerschellen.

In allen Fällen dieser Art, die das Gesamtgebiet kultureller Entwicklung betreffen, ist Übereinstimmung der auf philologischem oder ethnologischem Wege gewonnenen Schlüsse mit den Ergebnissen der Bodenforschung zu fordern; denn es ist bei deren gegenwärtigem Stande nicht anzunehmen, daß sich — wenigstens in den gut durchforschten Gebieten und Perioden Mitteleuropas — irgendwelche Verschiebungen von weittragender Bedeutung vollzogen haben könnten, ohne daß ihre Spuren gefunden worden wären. In Einzelheiten freilich gilt auch hier das, was zuvor hinsichtlich des Nachweises der Kontinuität gesagt worden ist: eine Vollständigkeit der Belege wird niemand erwarten können, und in vielen Fällen wird die volkskundliche Forschung vorderhand darauf angewiesen sein, mit Vermutungen und Beweisführungen aus Eigenem hauszuhalten.

Andrerseits zeugt es von einer Verkennung der Sachlage, wenn seitens der Vorgeschichte, die das Gebiet der Kulturarchäologie ausbauen möchte, der Volkskunde der Vorwurf erhoben wird, daß sie keine „feste Methode“ besitze. Eine alleinseligmachende volkskundliche Theorie gibt es nicht; über die Methode an sich kann kaum ein Zweifel obwalten, es ist die geschichtliche, vergleichend

¹⁾ Siegmund Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen. Berlin 1913. Siehe besonders S. 481, 510 ff.

rückwärtsschreitende. Das Ziel, das sie sich steckt, aber ist zunächst von der Arbeitsweise verhältnismäßig unabhängig. Es kann keine Methode geben, die sich für die Bedürfnisse der Archäologie eigens wandelte; vielmehr muß das Verfahren dem Grundsatz nach für die frühesten Zeiten das gleiche wie für die späteren sein, und nur vom Material kann es abhängen, welche Ergebnisse dabei erzielt werden. Kulturarchäologie ist, sofern man nicht zwischen Volkskunde und Kulturgeschichte ausdrücklich scheiden will, nichts anderes, als Volkskunde der Vorzeit, die sich hier nur gewissenhafter, als es der oft leichter verständliche Bestand späterer Abschnitte erforderlich macht, an Ethnologie und Völkerpsychologie zu orientieren hat. Es wäre müßig, darüber zu streiten, ob nun diese Bearbeitung vorgeschichtlicher Funde und Fundzusammenhänge dem Volkskundler oder dem Vorgeschichtler zustehe; es bedarf der Verbindung beider Disziplinen, und wer sie vollzieht, ist der Sache gegenüber belanglos. Der Prähistoriker, der von einer bestimmten Periode ausgeht, wird genau wie der Volkskundler, der zu ihr vorstößt, möglichst lückenloser, die Folgezeit überbrückender Tatsachenreihen bedürfen, wenn er begründete Erklärungen und Erkenntnisse finden will.

Wenn die Untersuchungen dieser Art vom einzelnen Motiv ausgehen müssen, so dürfen sie doch dabei nicht stehen bleiben. Erst die Einordnung alles Einzelnen in den gesamten Kulturbesitz einer Zeit und eines bestimmten Volkstums kann der Forderung nach „Erkenntnis der Lebenszusammenhänge“ genügen, und erst dann kann diese Einordnung als erfüllt angesehen werden und kann ein Gegenstand als gedeutet gelten, wenn seine Entstehung oder seine Übernahme festgestellt ist. Nur wenn Leihgüter auf die Gesamtkultur einer bestimmten Region bezogen werden, und wenn ihr Verhältnis zu andern Gütern geklärt ist, läßt sich ihre Wichtigkeit für das entlehrende Volk erkennen und ein Urteil über die gegenseitige Bedingtheit von materiellen und geistigen Anleihen bilden. Hierfür einen festen Maßstab zu finden, muß für die Volkskunde von höchstem Werte sein. Daß gewisse materielle Besitztümer, insofern sie im Wirtschaftsprozesse eine wichtige Rolle spielen, auch die soziale Gesamthaltung beeinflussen, steht außer Frage und ist von Tschumi hinsichtlich der Hausformen angedeutet worden¹⁾.

¹⁾ a. a. O. (S. 1 Anm. 3) S. 43 ff.

Andrerseits können Sachgüter und geistige Güter unabhängig voneinander wandern; es kommt nur darauf an, die Bedingungen zu ergründen, unter denen diese Übertragungen sich vollziehen. An der Tatsache, daß die Germanen von den Kelten zahlreiche sprachliche Anregungen erfahren und eine große Reihe künstlerischer und Werkzeugformen übernommen haben, ist nicht zu zweifeln; aber soweit sich sehen läßt, ist dennoch eine Beeinflussung der Lebenshaltung, des mythischen Vorstellens und Denkens nicht erfolgt. Erheblich spät erst nehmen die Ostgermanen von ihren wälschen Nachbarn die Körperbestattung an. Dies geschieht, nachdem sie von den Kelten längs der germanischen Grenzen schon Jahrhunderte geübt worden, ohne zur Nachahmung gekommen zu sein, es geschieht zu einem Zeitpunkte, in dem der keltische Einfluß allenthalben zurücktritt, in dem die Kelten im Gegenteil im Erliegen sind. Und die Körperbestattung dringt bemerkenswerterweise gerade dort am entschiedensten durch, wo sonstige Paralleleinflüsse am wenigsten nachweisbar sind, im Ostseegebiete. Ähnliche Fälle ließen sich mehrere aneinanderreihen; sie zeigen, daß von einer festen Relativität von Materiellem und Geistigem im Entlehnungsprozesse nicht die Rede sein kann, und daß im Grunde genommen auch in vorgeschichtlicher Zeit jeder Fall einer gesonderten Betrachtung bedarf, genau wie es in späterer, geschichtlicher Zeit ist, wo etwa die Frage der Abhängigkeit nordgermanischer Mythen von christlichen und antiken Motiven oder die Frage der Märchenwanderung eine entsprechende Problematik aufgehen läßt.

Schließlich hat es noch der Betrachtung zu unterstehen, in welcher Weise und in welchem Umfange übernommenes Fremdgut von der entlehnenden Gruppe verdaut wird. Gerade in dieser Beziehung muß sich charakteristisches Verhalten offenbaren. Die frühmittelalterlichen Ansiedelungen der Iren an der Küste von Florida haben, woran angesichts der überraschenden Übereinstimmungen zwischen den Religionsvorstellungen der Azteken und dem Christentum kein Zweifel herrschen kann, in geistiger Beziehung tiefe und nachhaltige Eindrücke hinterlassen; die materielle Kultur aber, die ohne Frage ebenfalls affiziert worden sein muß, machte, als die Spanier das Land besetzten, einen durchaus autochthonen Eindruck und verriet von europäischen Einflüssen nichts. Umgekehrt haben die Osseten im Kaukasus das ihnen etwa

zu gleicher Zeit überlieferte Christentum zu einem Wust heidnisch anmutender Vorstellungen depraviert, während sie materielle Kulturgüter geschickt übernommen und bewahrt haben. Zwischen Gegensätzen dieser Art sind zahlreiche mittlere Verhaltensweisen möglich und auch für die Vorzeit, die der volkskundlichen Forschung erstes Material liefern soll, anzunehmen. Wenn zuvor darauf hingewiesen wurde, daß der Gegensatz zwischen panindogermanischer und panbabylonischer Anschauungsweise theoretisch auf einen solchen zwischen eigenwüchsiger Kultur und übertragener Zivilisation hinausgelaufen sei, so wird doch ihre endgültige Bewertung einer genaueren Prüfung an den Verhältnissen der verschiedenen Epochen der Vorzeit vorbehalten bleiben müssen.

Die Ausdeutung der vorgeschichtlichen Fundzusammenhänge ergibt nun aber in jedem einzelnen Falle ein mehr oder weniger scharfes Bild von bestimmten Kulturen, getragen von deutlich unterscheidbaren Völkern oder Stämmen mit individuellen psychischen Anlagen. Mag der Nachweis von Entlehnungen noch so umfangreich sein, die Individualität der einzelnen Gruppen bleibt ihnen gegenüber dennoch klar bestehen. Es ist richtig, daß die Fundzusammenhänge noch keine durchaus erschöpfende Auskunft geben, insofern der unmittelbare Ausdruck des Geistigen fehlt; aber eben hier tritt die rückwärtsschreitende volkskundliche Erfassung ein, die sich auf spätere Emanationen des Volksgeistes stützen kann.

Eine weitere Hilfe vermag die Völkerkunde zu gewähren. Es ist oben angedeutet worden, wie in jüngster Zeit der Versuch gemacht worden sei, die Kulturstufen und -typen der Vorzeit mit den von ethnologischer Seite aufgestellten Kulturkreisen in Beziehung zu setzen. Diese Versuche sind namentlich von W. Schmidt¹⁾ und O. Menghin²⁾ unternommen worden und beruhen im Grunde genommen auf der Ansicht, daß bestimmten Wirtschaftsstufen bestimmte geistige Ausprägungen inhärierten. Der Satz ist indessen nur eingeschränkt gültig und keineswegs auf kompliziertere Zustände ohne weiteres anwendbar. Es zeigt sich, daß die Übertragung des ethnologischen Schemas auf die verhältnismäßig einfacheren Kulturen des Paläolithikums leichter vonstatten ging, als

¹⁾ Vgl. S. 4 Anm. 1.

²⁾ O. Menghin, *Prähistorische Archäologie und kulturhistorische Methode*. Semaine d'Ethnologie religieuse. III. Sess. 1923.

das hinsichtlich des Neolithikums der Fall ist¹⁾. Hier bleibt noch so gut wie alles fraglich, und offensichtlich ist da mit Deduktionen allein vorderhand überhaupt zu keinem Ergebnisse zu kommen. In Verbindung aber mit einer volkskundlich induktiven Methode, die gleich der Siedlungsarchäologie rückwärtsschreitend vom Bekannten zum Unbekannten gelangt, können die ethnologischen Begriffe wichtig und bedeutend werden.

Aus welchen Gründen die Volkskunde als solche gut tut, gerade beim Neolithikum Halt zu machen, ist oben entwickelt worden und bedarf hier nur noch einer Ergänzung. Wenn das Neolithikum im allgemeinen eine Zeit des Beharrens und der schwächeren Bewegtheit, eine Zeit des Ausgleichs und des Aufbrechens primitiver Anlagen ist, so müssen auch die geistigen Substrate verhältnismäßig stark nivelliert, widerspruchlos, einheitlich sein; kurz: der Begriff einer „Volksseele“, der schwerlich auf die Volkskunde der Lebenden angewendet werden kann, wird sich hier einfinden und in verhältnismäßig weitem Umfange — was in der Gegenwart nicht der Fall ist — mit dem Begriffe der Rassenbesonderheit zusammenfallen. Es kann dahingestellt bleiben, in welchem Umfange auch die Völker der jüngeren Steinzeit bereits aus älteren Rassenmischungen hervorgegangen sind; im allgemeinen liegen, wie die Paläoanthropologie lehrt, die Verhältnisse im Neolithikum noch ziemlich einfach. Innerhalb der verschiedenen Kulturkreise ist mit bestimmten geistigen Rassenmerkmalen zu rechnen, die theils altvererbt sind, theils in den Jahrtausenden des Neolithikums befestigt werden konnten. Diese sind in die modernen Völker eingegangen, und in ihnen lebt das alte geistige Erbgut irgendwie fort. Die gegensätzlichen Arten psychischen Verhaltens können ebenso wenig erloschen sein wie die Körperformen. Sie können sich möglicherweise gewandelt, abgeschwächt und teilweise ausgeglichen haben; aber sie müssen als lebendige Faktoren noch immer berücksichtigt werden. Diese Einsicht ist wichtiger als die Erkenntnis, daß bestimmte Elemente volkskundlichen Besitzes in vorgeschichtlichen Zeiten von einem fremden Volkstum entlehnt worden sind; und wichtiger als aller Entlehnungsprozeß ist die Tatsache, daß solches dem herrschenden ursprünglich fremdes Volkstum noch immer

¹⁾ Vgl. dazu Birkner a. a. O. (S. 4 Anm. 1).

aktiv hervortreten kann. Vornehmlich aus ihr erklären sich die auffälligen Abweichungen, welche die Volkskunde bei verschiedenen Teilen des gleichen Volkes festzustellen hat. Es ist hier mit gleichen Erscheinungen zu rechnen, wie sie die Dialektologie betont, die namentlich in der Romanistik mit dem Ansätze vorgeschichtlicher Völker zu fruchtbaren, in Einzelheiten freilich noch der Modifikation fähigen Einsichten gekommen ist.

Die Volkskunde aber hat tiefer zu schürfen als die Sprachforschung. Nicht auf eine Phänomenologie allein darf es ihr ankommen; was sie zu suchen hat, ist fortwirkende seelische Grundlage, die Feststellung geistiger Eigenschaften und Merkmale. Man kann sich den bisher erzielten Ergebnissen der Rassenforschung gegenüber zurückhalten und wird sich dennoch der Erkenntnis wesenhafter Unterschiede nicht verschließen können. Die Volkskunde ist auch nicht darauf angewiesen, sich irgendwelchen anthropologischen Theorien auf Gedeih und Verderb zu verschreiben. Gerade in der ihr eigentümlichen Bearbeitung des Materials hat sie ein Kriterium an der Hand, das an Gewicht gewinnt, je mehr sich in der Vergangenheit — und in der Vorzeit am meisten — bestimmte Formen des gesellschaftlichen Verhaltens der Beobachtung entziehen. Es ist — womit hier zunächst nur ein Punkt hervorgehoben werden soll — zunächst das Gebiet des Aberglaubens, das für die Analyse der Rasseneigentümlichkeiten bedeutsam ist, und das sich ebenso in frühen Perioden verhältnismäßig gut durchschauen läßt, wie es eine Reihe tragfähiger Analogieschlüsse gestattet.

Vornehmlich aber nimmt, mit der Feststellung von Rassen-eigentümlichkeiten verbunden, die Frage nach dem Wesen der Primitivität greifbare Gestalt an. Es ist augenfällig, daß die Rassen im Beharren bei Altertümlichem, in der Fähigkeit sich fremdes Kulturgut anzueignen und sich anzupassen, stark voneinander abweichen, zugleich aber scheinen sie sich auf die einzelnen Gesellschaftsschichten verschieden zu verteilen. Für die Urzeit ist das selbstverständlich, insofern dort die soziale Organisation zunächst immer nur auf den Gegensatz von Siegern und Besiegten gegründet war. Noch im Mittelalter treten Differenzierungen dieser Art auf und haben sich naturgemäß erst allmählich und nicht vollständig verlieren können. Daneben fällt die Tatsache ins Gewicht, daß

schwächeres Volkstum, in dem gerade für die ältere Zeit mit Dominanz einer bestimmten Rasse zu rechnen ist, von den wirtschaftlich wichtigsten Gebieten abgedrängt wird und sich auf ungünstigere zurückzieht. Die so bedingte Ungunst der Lebensverhältnisse wirkt auf die ererbten Eigentümlichkeiten mannigfach befestigend oder verstärkend. Es bilden sich Rassenhorste in geographisch geeigneten und abgesonderten Gebieten, die sich nur unter gewissen, im einzelnen feststellbaren Umständen auflösen und dann auf die benachbarten Landschaften und völkischen Einheiten ausstrahlen. Von dem allgemeinen Geschichtsverlaufe hängt es ab, in welchen Kulturzusammenhang sich diese zurückgedrängten Gruppen schließlich eingliedern; es ist nicht selten, daß sie unter dem Zwange der Umstände auseinanderfallen und in mehreren benachbarten politischen Gebilden aufgehen. Endlich ist es bemerkenswert, daß die Rassenverteilung in Europa noch heute im allgemeinen die gleiche ist wie im Neolithikum¹⁾, daß die Forschung also auch unter diesem Gesichtspunkte auf dieselbe Periode hingewiesen wird, deren Wichtigkeit nun schon mehrfach betont werden mußte.

Ob und in welchem Umfange überhaupt und im einzelnen Gesetzmäßigkeit in der Entfaltung nachwirkender Rasseeigentümlichkeiten zu erkennen ist, bleibt im Zusammenhange mit den Gesetzen, die aus dem Einblicke in den Verlauf materieller Kulturentwicklung gewonnen werden können, noch zu erörtern. Hier ist zunächst auf Probleme hinzuweisen, die sich für die deutsche Volkskunde ergeben.

Die Vorgeschichtsforschung vermag ein im großen und ganzen genaues Bild von der Ausbreitung der Germanen zu enthüllen, das sich dort, wo auch geschichtliche Nachrichten vorliegen, mit diesen überzeugend deckt; sie lehrt auch mit genügender Deutlichkeit die Fremdvölker kennen, mit denen die germanischen Stämme seit dem Neolithikum in Berührung gekommen sind, deren Gebiet sie überschüttet, die sie politisch und kulturell aufgesogen haben. Es ist zu erkennen, wie die nichtindogermanischen Völker des Neolithikums, obwohl im Ausgange dieses Zeitabschnittes fast allenthalben unterjocht, kulturell auch die indogermanischen Kreise der Bronzezeit beeinflußt haben, und — vermitteltst anthropologischer Feststellungen

¹⁾ Eine gute Zusammenstellung der diesen Punkt betreffenden Äußerungen gibt K. F. Wolff, Rassenlehre (Leipzig 1927) S. 69 f.

— wie sich die alten Rassen erhalten. Im Osten Deutschlands kommt die größte Bedeutung den neolithischen Bandkeramikern zu, die, wie sie teilweise nach Westdeutschland hineinragen, östlich bis zum Pontus reichen und vornehmlich in Thrakern und Illyrern aufgegangen sind. Diese haben wiederum besonders die Ostgermanen stark affiziert und leiten, insofern sie sich mindestens trümmerhaft auch über die Völkerwanderungszeit gerettet haben, die Nachwirkungen des neolithischen Elements bis in die Neuzeit hinüber¹⁾. Daß es nur ein unzulängliches Auskunftsmittel ist, sich dort, wo volkstümlicher Besitz auf ostelbischem Gebiete nicht als deutsch nachgewiesen werden können, auf die Slawen zu berufen, wurde oben bereits angedeutet. Ich habe an anderem Orte nachzuweisen versucht, daß es nicht angängig sei, die Vorstellung des Vampirs den Slawen zuzuschreiben²⁾, und darf es als eine Bestätigung buchen, daß auch Zelenin sie nicht als ursprünglich slawisch anerkennen will³⁾. Wie in diesem Falle, so wird auch in einer Reihe anderer auf ein älteres, zunächst nur vorgeschichtlich zu erfassendes Volkstum Bezug genommen werden müssen, und es ist nur selbstverständlich, wenn solche Umstände auch für frühere Zeiten, etwa hinsichtlich der Ostgermanen veranschlagt werden. Der Bandkeramische Kulturkreis ist offenbar ein Zentrum mutterrechtlicher Institution gewesen, und Elemente dieser Art sind — welchen Nachweis ich mir vorderhand noch vorbehalten muß — allem Anscheine nach aus diesem Kreise auf benachbarte germanische Stämme übergegangen.

Daß für den Westen und Süden des deutschen Sprachgebietes andere, westeuropäische und alpine, Kulturen und Rassen in Betracht zu ziehen sind, daß insbesondere von der frühen Eisenzeit an eine Reihe neuerlicher Beeinflussungen aus verschiedenen Richtungen einsetzt, die z. T. auch nur archäologisch belegt werden können, soll nur angedeutet sein.

* * *

¹⁾ Vgl. dazu neuerlich O. Menghin, *Vorgeschichtliche Kulturen und Völker auf deutscher Erde*. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins, 1926, S. 18 ff.

²⁾ Der Schädel von Dyhernfurth und die Frage des Beharrens vorgeschichtlicher Bevölkerungselemente in Schlesien als Träger alten Volksglaubens. *Alt-schlesien I* (1926), 156 ff.

³⁾ Dmitrij Zelenin, *Russische Volkskunde*, Berlin und Leipzig 1927, S. 393 ff.

Haberlandt hat es, wie angemerkt, unternommen, auf Grund der von ihm zusammengestellten Tatsachen einige Gesetze zu formulieren. Insofern er sich im wesentlichen auf Sachgüter beschränkt, gelten sie zunächst nur für den materiellen Kulturprozeß und sind zu erweitern und zu ergänzen; es handelt sich um die Wandlung von Hochformen zu Niederformen und um die Erhaltung von Formen ehemaliger Hochkultur in Rückzugsgebieten.

Volkskunde, die vornehmlich geistige Entwicklungen erkennen will, muß die für diese geltenden Gesetzmäßigkeiten in den Vordergrund rücken und die materiellen Verschiebungen von ihnen ableiten. Es gilt im wesentlichen folgendes:

In allen modernen Völkern sind kulturführende und rezeptive Elemente gemischt, die z. T. auf vorgeschichtliche Rassenkomponenten zurückgehen; als generelle Anlage aufzufassende Primitivität unterliegt Oszillationen in der Zeit, in der Ausdehnung auf verschiedene Volksgruppen und in der Stärke. Die einzelnen Rassenelemente verhalten sich dabei verschieden.

Kultur wird stets zunächst von den führenden Elementen hervorgebracht oder angenommen und gewinnt den Charakter „primitiver Gemeinschaftskultur“ erst sekundär in Perioden der Entwicklungsruhe bzw. in der Übertragung auf sozial niedrigere Schichten.

Das Gesetz der Kulturbeschleunigung wirkt sich vornehmlich auf die führenden Gruppen aus. Im übrigen gilt das Gesetz der Beharrung. Kulturübertragung läßt Rassenanlagen und -eigentümlichkeiten im allgemeinen unberührt. Innerhalb der Spannweite der Primitivität bleiben auch altüberkommene Vorstellungen bestehen. Erbmasse und Vorstellungen stehen bezüglich ihres Beharrungsvermögens in Proportion zu ihrem Alter; je älter, desto zäher halten sie sich. Für das Individuum gilt das biogenetische Grundgesetz hinsichtlich seines psychischen Verhaltens, namentlich der Fähigkeit, altvererbte Vorstellungen stets wieder zu reproduzieren.

Innerhalb eines auf alten Mischungen aufgebauten Volkstums bleiben alte Rasseanlagen ähnlich wie die körperlichen Merkmale entsprechend dem Mendelschen Gesetze erhalten, soweit nicht mit Dominanz bestimmter Eigenschaften über andere zu rechnen ist ¹⁾.

¹⁾ Natürlich kommt auch Auslese in Frage. Je ungünstiger diese gerade auf die Nordische Rasse wirkt, um so entschiedener wird die Volkskunde gezwungen sein, ihre Aufmerksamkeit den anderen Schichten zuzuwenden.

Primitivität vermag unter Umständen in das Gebiet der Hochkultur aufzusteigen.

Übertragung von materiellen und geistigen Kulturgütern kann unabhängig voneinander erfolgen; sie vollzieht sich in der von Haberlandt angedeuteten Richtung, sowohl von Volk zu Volk wie von Schicht zu Schicht, dezentrisch und entwertend.

Die rassenbiologischen Gesetze gewährleiten die Ausdeutung vorgeschichtlicher Befunde nach Analogie moderner Entsprechungen.

* * *

Die Verbindung von Volkskunde und Vorgeschichte hebt manche Schwierigkeiten auf, die den Betrieb beider Wissenschaften belasteten. Daß sie neue Aufgaben stellt, die nicht immer leicht zu lösen sind, und zu Wirrungen führen kann, wie sie die vergleichende Volkskunde erfahren hat, ist zuzugeben; aber man wird vor Entgleisungen um so sicherer sein, je behutsamer man rückwärts geht. Die Beschränkung auf die Perioden bis zur jüngeren Steinzeit hinab, die später gewiß einmal überwunden werden kann, ist deshalb nicht nur sachlich, sondern auch methodisch geboten; sie schützt vor wahlloser Beziehungssucht, bedingt die Beachtung geographischer und ethnischer Zusammenhänge und schließt keinen größeren Zeitraum ein, als ihn etwa die Indogermanistik bereits umspannt. So ist die auf Vorgeschichte gestützte Volkskunde nichts anderes als eine Erweiterung der historischen Methode, die nun nur — und das auch nur in beschränktem Umfange — mit anderem Material als dem durch unmittelbare Überlieferung gebotenen zu rechnen hat.

In der Beziehung auf vorgeschichtliche Zeiten liegt endlich der Ausgleich zwischen reiner Historik und der völkerpsychologischen Richtung beschlossen. Nicht mehr die „Volksseele“ braucht als Substrat der von der Volkskunde zu untersuchenden Äußerungen des Volkslebens und -schaffens hingenommen zu werden, vorgeschichtlich gewendetes Forschen läßt die seelischen Keimzellen ersehen, deren vielverschlungene Wechselwirkung Volkstum und Volkstümliches hervorbringt.

Feralis exercitus.

Von Ernst Boehlich.

Unter den Nachrichten des Tacitus über die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Germanen nimmt die Stelle im 43. Kapitel der *Germania*, die sich auf die seltsamen Kriegsaufzüge der Harier bezieht, eine Sonderstellung ein: sie vornehmlich berührt jene Schicht urchimlichen Denkens, die mit einem nicht ganz glücklichen Kunstausdrucke als niedere Mythologie bezeichnet wird und Gebilde naiven Glaubens umspannt, wie sie überkommener Befangenheit in neuzeitlicher Psychologie wesentlich auf die Meinungen der heidnischen Vergangenheit über die „Seele“ zurückführbar erschienen.

Ungeachtet ihrer einzigartigen Bedeutung ist die angezogene Stelle früher nur einmal eingehend behandelt worden, durch Ludwig Weniger¹⁾; noch gar nicht aber in jüngster Zeit, da die wissenschaftlichen Ansichten über das Wesen des Jenseits- und „Seelen“-glaubens alter und primitiver Völker umstürzend gewandelt worden sind. Eine Behandlung käme ihr um so mehr zu, als die Nach-

¹⁾ Ludwig Weniger: *Feralis exercitus*. Das schwarze Heer der Harier und das weiße Heer der Phoker. — *Archiv f. Religionswissenschaft* IX (1906), 201—247. — Weniger geht von der Ansicht des Tacitus aus, daß die Harier sich hätten furchtbar machen wollen, und meint, daß ihre Vermummung um so größeren Erfolg gehabt habe, je weniger die umliegenden Völkerschaften von dieser wußten, worüber ich später spreche. Er verkennt nicht, daß bei den Feinden eine gewisse abergläubische Scheu entgegengekommen sein müsse, vergleicht mit der Genossenschaft der Chatten, die sich nicht schoren usw., und hält dafür, daß es sich um Kämpfer zu Fuße gehandelt habe; dann habe der Eindruck aus dem Grabe entstiegener Toter um so unmittelbarer und eindringlicher wirken können. Im übrigen operiert er durchaus mit dem Begriffe der Schattenseele; die Seele habe Menschengestalt annehmen können. Er denkt an das Odinsheer, das in der Wilden Jagd fortlebe.

richt der Germania auf jene kritische Zeit weist, da an die Stelle der den Germanen seit rund zwei Jahrtausenden gewohnten Brandbestattung wieder die körperliche Beisetzung zu treten beginnt. Dieser kultische Umschwung konnte nicht ohne Folgen auf die Anschauungen der an ihm teilhabenden Völker über Tote und Totenreiche bleiben, ja er mußte ohne Frage von einer Betonung eben der Vorstellungen begleitet sein, auf deren Eigenart und Bedeutung neuerliche Forschung¹⁾ so nachdrücklich aufmerksam gemacht hat.

Im Zeichen des Animismus, der, soweit volkscundliche Probleme in Frage kommen, wesentlich in der Nachfolge Tylors stand, galten alle im Glauben und Aberglauben festgehaltenen Äußerungen der Toten als Ausfluß wiederkehrender Seelen, selbst dort, wo der Körper des Verstorbenen noch deutlich in Erscheinung trat²⁾. Aber es läßt sich wie überall so auch bei den Germanen eine andere Vorstellungsform nachweisen. Ihr galt der Tote als solcher befähigt, sich zu manifestieren; ihr zufolge verlor der Körper das Sein nicht, sondern trat nur mit dem Tode in einen anderen, vielfach gesteigerten Seins-Zustand über. Hier spielt die „Seele“ gar keine Rolle, wie denn der Glaube an sie eine überaus weitgehende Abstraktion voraussetzt, die der Urzeit nicht eigen gewesen sein kann, und die ohne Frage als Folge, nicht als Voraussetzung der Brandbestattung anzusehen ist. Vor der Seele steht der lebende Leichnam. Da nun die Beharrung gerade der ältesten Vorstellungen der Menschheit allenthalben eine sehr große ist, so mochte angenommen werden, daß auch der uralte Glaube an jene Totengestalt sich über das Zeitalter der Brandbestattung und der Seele im wesentlichen ungestört und unverändert, mit unverminderter Stärke

¹⁾ Vgl. namentlich G. Neckel: *Walhall. Studien über germanischen Jenseitsglauben*. Dortmund 1913. — Hans Schreuer: *Das Recht der Toten*. Zs. f. vergleichende Rechtswissenschaft XXXIII (1916), 333—432; XXXIV (1916), 1—208 und die dort angemerkte Literatur. — E. Mogk: *Altgermanische Spukgeschichten*. Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum 1919, 103—117. — H. Naumann: *Primitive Gemeinschaftskultur*. Jena 1921.

²⁾ Vgl. bes. W. Wundt: *Völkerpsychologie* Bd. IV *Mythos und Religion*, wo auch ausreichende Literatur angegeben ist. Wundt bildet für die hier in Betracht kommenden Erscheinungen den Begriff der Körperseele, der indessen im primitiven Glauben keinerlei Entsprechung finden dürfte.

hinweg gerettet habe. Diese Annahme ist u. a. von Mogk¹⁾ vertreten, aber keineswegs begründet oder gar bewiesen worden. Vielmehr bleibt gerade das die Frage, ob eine durch fast zwei Jahrtausende, von der Steinzeit und frühen Bronzezeit her, ununterbrochene Tradition anzunehmen ist, oder ob jene uferlosen Sagenmotive, die den lebenden Leichnam voraussetzen, erst in der Epoche der neueren leiblichen Beisetzung, von der Zeit um Christi Geburt an, neu begründet worden sind. Um eine volle Neuschöpfung braucht es sich nicht zu handeln.

Wie schwierig das Problem liegt, kann hier nur angedeutet werden: die Fragen, in welchem Umfange das Ursprüngliche an sich beharrt, inwieweit es als abgesunkene, aber dennoch neuen Aufstiegs fähige Schicht fortbesteht, sind noch ungelöst. Ob dauernd bestattende Kulturkreise die während des Brandalters ausgebildete animistische Denkweise beeinflußt haben, wie weit und tief sich diese im Norden durchgesetzt hat, ist noch nicht untersucht, und noch ist gar nicht zu durchschauen, in welchem Verhältnisse der allein aus animistischem Vorstellen zu erklärende Unsterblichkeitsglaube zu seinem Widerspiel, der Idee irgendwann eintretender vollkommener Vernichtung, steht. Es muß als selbstverständlich gelten, daß auch in vorgeschichtlichen Zeiten neben der Hochkultur Gebilde niederer, an sich überwundener Art bestanden haben, daß sich neben dem geltenden Glauben Aberglaube älteren Ursprungs behauptete, und es mag immerhin sein, daß eben er noch den körperlichen Toten hegte, während die herrschende Gesellschaft spiritualistisch dachte. Und auch ihr hafteten Spuren eines roheren Realismus an, wie aus dem Bestattungsritual der verbrennenden Zeit hervorgeht. Klarheit über diese Dinge besteht nicht; unsere literarischen Nachrichten liegen samt und sonders nach der Zeit der teilweise schon wieder eingeführten Körperbestattung; Tacitus aber bringt die älteste von ihnen.

Es kann nicht die Rede davon sein, daß aus seinen knappen Sätzen die Gesamtheit der hier angedeuteten Probleme bestritten werden könnte; aber ein bescheidener Gewinn wenigstens ist zu

¹⁾ a. a. O., (S. 46 Anm. 1). — Mogk meint, daß die körperhafte Anschauung nie, auch während der Brandbestattung nicht, erloschen sei; auch die Hauchseele sei stofflich gedacht worden. Das aber heißt doch, tatsächlich nachweisbare Unterschiede verwischen.

erhoffen, der neben der Kernfrage auch auf anderen Wegen schreitender Mythologie und Ethnologie zugute kommen mag.

Die Stelle im 43. Kapitel lautet: „Ceterum Harii super vires, quibus enumeratos paulo ante populos antecedunt, truces insitae feritati arte ac tempore lenocitantur: nigra scuta, tincta corpora; atras ad proelia noctes legunt ipsaque formidine atque umbra feralis exercitus terrorem inferunt, nullo hostium sustinente novum ac velut infernum adspectum; nam primi in omnibus proeliis oculi vincuntur.“ — „Die Harier wissen, ihre Streitkraft, darin sie ohnehin die eben aufgezählten Völkerschaften [der Lugier] übertreffen, steigernd, trutzig, wie sie sind, der angeborenen Wildheit noch durch Anwendung von Kunstgriffen und geschickte Zeitwahl nachzuhelfen: schwarz sind ihre Schilde, bemalt ihre Leiber, dunkle Nächte wählen sie für ihre Schlachten, und gerade durch das Grausige und Spukartige eines Totenheeres [?] verbreiten sie Schrecken. Kein Feind kann vor dem überraschenden und gleichsam höllischen Anblicke standhalten; denn zuerst in allen Schlachten werden die Augen besiegt.“

Die Stelle scheint auf den ersten Blick nur eine beiläufige Schwierigkeit zu bieten: fraglich nämlich blieb und verschieden von den Kommentatoren beurteilt wurde es, ob *feralis exercitus* zu *umbra atque formidine* zu ziehen oder als ein von *terrorem* abhängiger Genetivus obiectivus aufzufassen sei¹⁾; diese syntaktische Frage wird mit der sachlichen Lösung erledigt.

Was unter *feralis exercitus* zu verstehen sei, schien klar: ein Geisterheer, ein Totenheer, etwas wie die Wilde Jagd. *Fērālis*, etymologisch mit dem mhd. *getwās* verwandt, auf ein idg. **dh₂uésos* = Gespenst zurückzuführen, leitet in der Tat durch seine immanenten Sinnwerte auf die erschlossene Bedeutung. Nur ist der intime Klang des lateinischen Wortes aus der religiösen Anschauung des Römers zugleich mit den zu ihm in sinnfälliger Beziehung stehenden Ausdrücken *umbra* und *infernus* zu erwägen, bevor man die so umschriebenen germanischen Vorstellungen bestimmen kann, denn es könnte immerhin sein, daß eine *Interpretatio Romana* das ursprüngliche Bild gewandelt hätte. Da zeigt es sich, daß *feralis*

¹⁾ Gelegentlich, so von F. Züchbauer: Zur *Germania* des Tacitus, Wien 1899, ist *feralis exercitus* als nominativische Apposition zu dem *in inferunt* liegenden Subjekt gefaßt worden. Sachlich läuft das auf die hier vertretene Ansicht hinaus.

und infernus, jenes abstrakt, dieses räumlich, auf die Toten, die Totenwelt und den Tod an sich weisen, während mit umbra die Idee des Unkörperlichen, Leiblos-Gespennstigen verbunden ist. Des Leibes entkleidet stellte sich, wie es bei dem herrschenden Verbrennungsritus nicht anders sein konnte, römischer Glaube die Seelen vor, obwohl von älterer, bestattender Zeit her noch gewisse naturalistische Züge mitliefen, die auch an der Sitte, zahllose Kinder körperlich beizusetzen, haften konnten. Aber das Schattenhafte überwog, und nur dort, wo der Mensch spielhaft oder in kultischer Hingabe den Toten darstellen wollte, wo er dessen Gestalt annahm, weil er sich den Unterirdischen bereits verpflichtet fühlte, dort war Gelegenheit, die Totenwelt, ein Totenheer leiblich zu schauen. Die Devotionen sind es gewesen, die dem Römer ein feralis exercitus erstehen lassen konnten. Man erinnere sich jener von Livius (IV, 33) geschilderten Szene, wo eine Schar Fidenaten, die sich, um der Heimat den Sieg zu sichern, den unteren Göttern geweiht, mit brennenden Fackeln auf die Römer stürzt, man erinnere sich der bekannten Devotion des Decius, der, mit dem cinctus Gabinius angetan, den Samnitern entgegenstürmt, und man erkennt, daß die Todgeweihten sich in der Tat den Toten anglichen: brennende Fackeln und cinctus Gabinius gehören den Jenseitigen zu, und sie werden kaum die einzigen Attribute gewesen sein, die der devotus sich beilegte. Erwägt man ferner, daß der Römer auch ein scharenweises Ausschwärmen der Seelen kannte, ein geradezu feindliches Hervorbrechen, wie es jenes Massensterben dokumentiert, das einst (Ovid F. II, 531 ff.) in Rom ausbrach, als man in langem Kriege die Feier der Feralien verabsäumt hatte, wenn man sich der in eigenartiger Vermummung gedachten Gestalten der Lares Hostilii („Stant quoque pro nobis et praesunt moenibus Urbis“, Ovid F. V, 135) erinnert, so sieht man, daß Tacitus wohl vorbereitet war, den Begriff eines feralis exercitus auch bei einem fremden Volke von verschiedenen Seiten her zu erfassen, und eben das legt, wenn er schon über eine wirklich schlagende Parallele nicht verfügte, die Frage nahe, ob er im Ausmalen des ihm entgegengebrachten Bildes des geisterhaften Harierheeres ihm geläufige Züge verwandt habe.

Unter den Ausdrücken, die der Römer beibringt, sind nur wenige wirklich prägnante, und in einem Punkte bleibt er sogar

wider Erwarten unbestimmt. Er läßt sich durch den unheimlichen Anzug, den er zu schildern hat, an umbrae erinnern, an Schatten-seelen; die Leiber der Harier aber bezeichnet er nur als tincta, gefärbt, bemalt, ohne eine nähere Bestimmung zu geben. Diese tincta corpora würde man gern genauer vor sich sehen. Daß es sich um eine ganz willkürliche Bemalung gehandelt habe, ist nicht anzunehmen; vielmehr kamen gewiß nur solche Farben in Frage, die den einzelnen Krieger als das rechte Abbild eines Mitgliedes des feralis exercitus erscheinen ließen. Warum nannte Tacitus die Farbe nicht, wo dem Rhythmus und dem Ausdruckswerte kaum durch ein „rubra“, worin ja starke transzendente Klänge mitgeschwungen hätten¹⁾, wenig nur durch ein „caerulea“, wie es Caesar (B. G. V, 14) den britannischen Kriegern zuschreibt, Abtrag getan worden wäre? Die Antwort liegt nahe: er brauchte die Farbe nicht zu bezeichnen, weil sie selbstverständlich, weil sie die war, die auch der Römer dem Totenreiche und den Toten bzw. den Schatten beilegte: schwarz, und er konnte sie nicht bezeichnen, weil die dafür zur Verfügung stehenden Epitheta niger und ater bereits vergriffen waren, weil ihm eine Wiederholung des einen oder des andern seine Diktion gestört hätte. Schwarz also waren die Leiber. Dann aber stellt sich erneut und dringender die Frage ein, ob Tacitus diesen Zug aus der geläufigen heimischen Anschauung in das fremde Bild hineingetragen hat, oder ob er sie auch dort schon vorfand. Eben dies ist es, was sich als sicher hinstellen läßt, und der Nachweis entscheidet zugleich das Problem, ob der Römer, indem er den italischen Begriff der umbrae einmischte, der von ihm umschriebenen germanischen Vorstellung hinreichend Genüge getan habe, oder ob er eben hier in seiner heimischen Anschauung stehen geblieben sei.

* *

¹⁾ Rot spielte im römischen Bestattungsritual und Jenseitsglauben eine große Rolle. Vgl. E. Wunderlich: Die Bedeutung der roten Farbe im Kultus der Griechen und Römer. Gießen 1925. — Belege finden sich auch auf deutschem Boden; rote Leichendecken sind mehrfach früh erwähnt, alte Frauen im Fricktale ließen sich in roten Röcken bestatten, rote Tiere spielen im Heere des Wilden Jägers eine große Rolle, Unterirdische, Koblode sind oft rot gekleidet, der Teufel trägt rotes Gewand u. a. m.

Spuksagen aus dem germanischen Altertum hat vornehmlich der Norden in seinen Sagas hinterlassen, deren hier wichtigste fast ausnahmslos noch in heidnischer Zeit spielen, und deren berichtliche Grundsagen auf diese zurückzuführen sind¹⁾. Dort, wo in ihnen von Wiedergängern beschreibend erzählt wird, spielt die schwarze Farbe durchgehends eine große Rolle. Die Eyrbyggja-saga bringt eine ganze Reihe von Belegen nacheinander. Thórołfr baegifótr, der mit seinem Spuk eine ganze Landschaft veröden läßt, wird im Grabe „schwarz wie Hel“ (c. 63) angetroffen, ein von ihm getöteter Hirt wird kohlschwarz (c. 34). Die gleiche Farbe fliegt Thórir an (c. 53), der von einem spukenden Schafhirten zu Tode gebracht wird, und in der Gréttissaga ist der wiederkehrende Glámr schwarz am ganzen Leibe. Im neuzeitlichen Island heißen die Gespenster dieser Art „Blaumänner“ — blár bedeutet schwarzblau — der „Schwarze Mann“ gehört in ihre Gesellschaft, und ohne Frage ist Surtr, wie ihn Lieder- und Prosaedda kennen, als Prototyp dazuzustellen²⁾.

Diese Spuksagen zeigen nun nicht nur, daß Schwarz in der Tat im Germanischen die Farbe der Toten war, sondern auch, daß sie durchaus am leiblichen Toten haftete. Im Kreise echten Seelenglaubens spielt das Schwarz keine ursprüngliche Rolle; vielmehr kommt hier, soweit nicht überhaupt Farblosigkeit kennzeichnendes Merkmal ist, die größte Bedeutung dem Weiß zu, das man nicht unbedingt von der Farbe der Leichentücher oder dem Verbleichen des Toten herzuleiten hat. Unter diesen Umständen wird man nicht umhin können, auch dem feralis exercitus, nicht nur dem von den Hariern dargestellten, sondern jenem, an das sie und die verwandten Stämme irgendwie geglaubt haben, einen entsprechenden Charakter zuzuschreiben. Es muß dieses schwarze Heer als ein körperhaftes gespielt worden sein und ebenso im Glauben bestanden haben, und die umbrae des Tacitus sind nichts anderes als der Begriff, den dem Römer die eigene Religion bot, und der denjenigen germanischen Bestattungsriten, die er näher zu beobachten Gelegenheit hatte, entsprach. Auch die Wilde Jagd hat, worauf schon von verschiedenen Seiten aufmerksam gemacht wurde,

¹⁾ S. Mogk a. a. O. (S. 46 Anm. 1).

²⁾ S. Naumann a. a. O. (S. 46 Anm. 1) — Über Surtr s. später.

jederzeit ein durchaus körperhaftes Gepräge getragen. Zwischen ihr und dem *feralis exercitus* besteht eine viel engere Verbindung, als es den oberflächlichen Anschein hat; es läßt sich nachweisen, daß auch in der frühen Zeit, die hier in Frage kommt, trotz aller Leichenverbrennung noch sonst sehr naturalistische Vorstellungen vom Toten bestanden, es läßt sich noch von anderer Seite her eine heidnisch-germanische Parallele zum *feralis exercitus* beibringen, und es ergibt sich endlich, daß die Harier mit ihrem Totenheere keineswegs, wie Tacitus meint und ihm gläubig nachgesprochen worden ist, einen abgefeimten Trick vollführten, sondern eine sakrale Handlung vollzogen, die in ihrer Art eine sehr realistische Vorstellung vom Jenseits voraussetzte.

Daß jene altisländischen Wiedergängergeschichten unter Verzicht auf alles Seelische ihre Gespenster in gröbster Körperlichkeit auftreten lassen, nimmt nicht wunder; zu ihrer Zeit wurde bereits seit Jahrhunderten wieder bestattet, und die leibliche Beisetzung erzeugt, allein aus der angsterfüllten und namentlich den Traum beeinflussenden Apperzeption des sich erschreckend verändernden Leichnams heraus, die Vorstellung des körperlichen Spukens unbeschadet aller abstrakten Voraussetzungen. Man kann in einigen Fällen, beispielsweise bei dem Spuk des *Víga-Hrappr* der *Laxdoela-saga*, geradezu mit Händen greifen, wie die Art der Bestattung die Einzelheiten des Spukglaubens beeinflusst. Tacitus weiß, wo er (*G.* cap. 27) auf das germanische Bestattungsritual seiner Zeit zu sprechen kommt, nur von Verbrennung zu erzählen, und es möchte dieser Umstand als der hier gegebenen Auffassung des *feralis exercitus* einigermaßen widerstrebend aufgefaßt werden können. Indessen treten auch in dem Kreise, in dem Brandbestattung unzweifelhaft herrschte, nämlich in Westgermanien, in dessen kulturelle Verhältnisse der Römer viel besseren Einblick als in die Ostgermaniens hatte, Züge auf, die ein naturalistisches, vorseelisches Denken verraten. Eben in dem angeführten Kapitel steht jene Notiz, daß die Deutschen über den Gräbern kein ragendes Monument „*ut gravem defunctis*“ errichteten; das verrät eine Auffassung, die zu dem „*sit tibi terra levis*“ des Römers genau einstimmt und sich in zahlreichen Zügen späteren deutschen Volksglaubens noch unverhüllt durchsetzt. Verbrecher wurden nicht rituell bestattet, viele sogar in das Moor versenkt, um dort, was eine äußerst rea-

listische Abwehrmaßnahme gegen gefürchtete Wiederkehr darstellt, noch mit Dornen überdeckt oder gepfählt zu werden. Die Tragweite dieser Dinge braucht hier nicht erwogen zu werden; ein Hinweis auf sie als Beleg dafür, daß auch in der Zeit der Bestattung gewisse Umstände dem Naturalismus im Jenseitsglauben entgegenkamen, genügt um so mehr, als — von Tacitus übersehen, von der Bodenforschung aber unwiderleglich festgestellt — in Ostgermanien in der fraglichen Zeit tatsächlich schon wieder Körperbestattung geübt wurde. Das Werk des Römers fällt in das Jahr 98 n. Chr.; im ersten Jahrhundert aber tritt im gotischen Kreise, in Südschweden und Gotland, tritt — allmählich erst — an der Odermündung, in Nordjütland und endlich auch in Schlesien, und zwar unter Umständen, die nachher noch einer näheren Erörterung zu unterziehen sind, der Übergang vom Leichenbrande zum Körpergrabe auf. Diese Tatsache mit ihren naturalistischen Folgen und das Totenheer der Harier mit seinem an sich schon realistischen Aspekt in dem auf dieselbe Zeit bezüglichen Berichte des Tacitus können nicht beziehungslos nebeneinander stehen; schon die Gleichzeitigkeit läßt vermuten, daß ein ursächlicher Zusammenhang bestehe.

Es ist keine Frage, daß der Übergang vom Verbrennen zum Bestatten ebensowohl Ausdruck einer wahren Revolution auf religiösem Gebiete gewesen ist, wie er diese auch weiterhin unterhalten und befördert haben muß. Dieser Umstand muß sich auch bei dem Stamme durchgesetzt haben, der in Schlesien den bedeutenden Wandel vornahm, und wenn, wie es a limine vermutet werden durfte, die Harier als Schöpfer des exercitus feralis auch mit der Körperbestattung zu tun hatten, so muß sich der religiöse Umschwung ebenso hinsichtlich dieses Heeres wie in anderen Momenten ausgedrückt haben, die möglicherweise selbst in dem knappen Berichte des Tacitus noch zu greifen wären.

In ihm steht ein Ausdruck, der sich der Aufmerksamkeit empfiehlt: *atras noctes*. Auf den ersten Blick scheint es ganz selbstverständlich zu sein, daß damit lichtlose Nächte gemeint seien, wie sie die beabsichtigte Täuschung begünstigen konnten. Aber gibt man sich nicht etwa hinsichtlich dieser einem Irrtum hin? Man sehe die Periode des Tacitus in ihrem durchdachten Aufbau, in ihrer fein abgewogenen Zuspitzung genauer an; alles steuert sinnvoll und bewußt auf den erhobenen Zeigefinger des tendenziösen

Schlußsatzes zu: denn zuerst in allen Schlachten werden die Augen besiegt. Die Prämissen zu dieser These zu schaffen, werden die vorhergehenden Satzabschnitte wohlbedacht gesteigert; von dem „Schrecken einflößen“ über das „Anblick nicht ertragen“ geht es bis zu dem „besiegt werden“, das kunstvoll das ganze Gefüge krönt, und darum, um zu begründen, warum der Anblick nicht ertragen werden konnte, muß bei diesem das *velut infernum* noch einmal die Vorstellung aufnehmen, die im vorhergehenden Satze durch *formido*, *umbra*, *feralis* bereits ausgedrückt war, darum muß er, der *aspectus*, auch *novus* sein. Konnte er das? Einmal oder das andere Mal wohl; bestimmt nicht, wenn die Einrichtung eine dauernde war. Dann wußten natürlich die unliegenden Völker genau so gut, wie es Tacitus im fernen Rom wußte, wie vertrackte Sitten diese Hariier ausübten, sie wußten es, und die Sache war ihnen also nicht mehr neu, sie konnten sich gegebenenfalls darauf einrichten, das Überraschungsmoment fiel weg. Mochte immerhin einmal ein schneller Überfall auf eine nichts ahnende Gegnerschaft aus dem infernaln Aufzuge Vorteil ziehen, der Auswahl des Termins zu Schlachten, wo es sich also um das Zusammentreffen mit einem gewarnten und vorbereiteten — und, wie gesagt, von den Methoden der Hariier unterrichteten — Gegner handelte, konnte die Sache nicht dienen.

Dies einzusehen, mußten jene vernünftig genug sein, und so darf man in den Worten des Tacitus nichts anderes als die von ihm erfundene psychologische Begründung eines ihm berichteten Brauches sehen, dessen innerer Anlaß ihm unverständlich oder nicht mitgeteilt war. Wenn dieser aber nicht oder nur beiläufig auf den Erfolg im Kampfe abzielen konnte, so mußte er sich in dem eigentümlichen Aufzuge selbst erschöpfen, dann war dieser kein taktischer Kunstgriff, sondern intensiver Ausdruck, war nicht platt rationalistisch, sondern rituell gemeint.

Es ist unmöglich, daß die Wahl einfach dunkler Nächte für die Schlachten einen praktischen Zweck gehabt hat. Aber, wenn nun der rituelle Gesichtspunkt einzuschalten ist, so wird es wahrscheinlich, daß es sich nicht um beliebige, sondern um ganz bestimmte Dunkelnächte gehandelt haben muß. Die Germanen zogen, wie es andere Völker auch taten, gern an gewissen, an sich Glück verheißenden Terminen in die Schlacht, und diese Termine hingen vom Monde ab. Wie die Lakedämonier sich an den Vollmond

banden, so wollten die Sueven des Arioivist nicht vor Neumond kämpfen. Auch bei den Hariern darf die Anknüpfung an das Gestirn der Nacht vorweg angenommen werden, und so können sie nichts anderes als die Schwarzmondnächte gemeint haben, ja es ist in dem lateinischen *atrae noctes* wahrscheinlich gar nichts anderes als eine Wiedergabe des Begriffes Tarnnächte zu sehen.

Die Vermutung wird durch eine naheliegende Überlegung zur Gewißheit erhoben. Die Wilde Jagd, welche die Harier darstellen wollten, wurde bekanntlich in späterer Zeit vorwiegend in den Zwölfnächten unziehend gedacht. Kalendarisch stellen diese die Jahrespagomenen im Sonnenjahre dar, die zum Ausgleich mit dem Umlauf der 12 synoptischen Monde notwendig waren. Diese Jahrespagomenen haben sich bei Überhandnehmen der Sonnenrechnung aber vielfach an die Stelle der 3 Monatsepagomenen gesetzt. In dieser Tatsache ist ja auch der häufige Ersatz der 3 durch die 12 in mythischen und anderen Strukturen begründet. Man darf also annehmen, daß auch die Wilde Jagd wie viele andere mythische Ereignisse ursprünglich an die Monatsepagomenen, die 3 Dunkel- oder Tarnnächte gebunden war, wohin sie ja ihrem ursprünglichen Wesen nach auch gehört, und wir haben nebenbei in der taciteischen Stelle den Beweis, daß diese ältere Auffassung noch im Jahrhundert nach Christus gültig war.

Hier ist an weitere Zusammenhänge anzuknüpfen, die zugleich in der Frage weiterführen, welche Stellung der Glaube an das Totenheer im religiösen Denken der Harier eingenommen hat.

Daß die Idee des Wilden Heeres bei weitem älter als die Erwähnung des *feralis exercitus* der Harier ist, lehrt nicht nur eine Analyse der germanischen Überlieferung, sondern auch der Vergleich mit Mythen anderer indogermanischer Völker. Wie verschiedene Vorstellungen von der Wilden Jagd existierten, hat es ohne Frage auch verschiedene solche Heere nebeneinander gegeben. Wenn die germanische Eschatologie eine Sammlung der widerstreitenden Elemente zum letzten Kampfe vorführt, so dürfen wir eben dort neben dem Heere der lichten Helden, das Odin aus Walhall führt, auch ein anderes erwarten. Es ist in jenem zu sehen, das Loki oder — um auf jenen Dämon zurückzukommen, der als Prototyp der spukenden Toten bezeichnet werden konnte — Surtr zum Endkampfe leitet. Obschon die Verse der *Völuspú*, soweit sie diesen betreffen,

ebenso wie die der Vafþrúfismól und der Fáfnismól als den eddischen Gedichten in der vorliegenden Form nicht ursprünglich wohl preisgegeben werden können, so liegt ihnen doch offensichtlich echter Mythos zugrunde, und es ist deutlich, daß die Auffassung des Surtr als eines Feuerriesen sekundär ist, daß die Auffassung Muspellheims als des feurigen Ortes aus dem Rahmen ursprünglichen germanischen Denkens herausfällt, wie andererseits auch Lokis Deutung als Feuerdämon oder -gott nur für verhältnismäßig späte Zeiten gelten kann. Loki, Muspell und Surtr sind ursprünglich dasselbe und eben jene Gestalt, die mit dem Namen Surtr = der Schwarze vortrefflich gekennzeichnet ist. Wenn es heißt, daß Loki die Leute der Hel, d. h. die „bösen“ Toten, die irgendwie unterirdisch behaust gedacht wurden, mit sich bringt, so ist das gewiß nicht bedeutungslos; die Art aber, wie er sie bzw. wie Surtr seine Muspellssöhne heraufführt, läßt ohne weiteres das Bild des Wilden Heeres auftauchen. Beritten kommen sie daher und fahren über Myrkvid, den Dunkelwald, die Brücke Bifröst bricht unter ihnen . . . Es ist nicht fraglich, daß hier eine sehr primitive Vorstellung des Totenheeres vorliegt, der gegenüber das Heer der Einherier nur eine späte, ritterlich-heroische Verklärung darstellt. Weiter ist kaum zu bezweifeln, daß Loki-Muspell-Surtr deutliche Beziehungen zum Schwarzmonde haben, wie dieser wiederum in den Mythologien vieler Völker auf die Apperzeption des Todesgottes eingewirkt hat. Wenn der Mond vielfach als erster Geborener gilt, so auch als erster Gestorbener, und als Toter (und wieder Tötender) konnte nur der Schwarzmond gelten. Das hilft nun wieder erklären, warum man das Totenheer gerade in den Schwarzmondnächten ziehen sah. Unter Verzicht auf weitere Gedankengänge kann schon aus dem Dargelegten die innerliche Verwandtschaft des feralis exercitus mit dem mythischen Totenheere so umschrieben werden, daß dieses als das Vorbild angesehen werden mag, das von jenem nachgeahmt wurde, und wenn es bedenklich anmuten möchte, daß hier ein Heer, das gegen die Götter streitet, als Urtyp des irdischen hingestellt wird, so ist zu erwägen, daß die eddische Konstruktion in der vorliegenden Form gewiß nicht ursprünglich ist, daß aber der Kampf des Todes gegen das Leben, des Toten gegen den Lebenden eine ungeheure Rolle im Denken und Glauben der Menschen gespielt hat, daß Wodan-Odin, in klas-

sischen Zeiten der Führer der Wilden Jagd, wie man sie gewöhnlich ansieht, auch Todesgott und Töter *καὶ ἐξολῆν* ist, daß er als Herr des Totenheeres Herjann heißt, und daß die Begründung, er sammle die Helden für sein Walhall, nur in den Zuständen der Wikingerzeit wurzelt.

Tote oder Todgeweihte, so mag zusammenfassend gesagt sein, wollten die Harier mit ihrem exercitus feralis darstellen, Tote, welche die Lebenden nachholten, wie es die Jenseitigen aus innerem Zwange taten. Dies und nichts anderes war der Sinn ihrer Vermummung und ihrer Handlungsweise. So fremdartig der Gedanke zunächst berühren mag, er findet sich, wenn auch nur rudimentär, auch in der späteren Überlieferung und klingt aus jenem Óðinn á yfir alla deutlich genug hervor.

* * *

Einen ungeheuer tiefen Eindruck muß die Anschauung vom Jenseits und die Zentralisierung auf den eigentümlichen Kult, der sich im feralis exercitus offenbart, bedeutet haben, denn die Gruppe, die Tacitus hier schildert, führt den Namen Harii, d. h. Angehörige des Heeres, womit nichts anderes als das Volksheer, das sich als Totenheer darstellte, gemeint gewesen sein kann. War das aber der Fall, dann bezeichnet Harii an sich überhaupt keinen Volksstamm. Tacitus — er allein hat den Namen — oder sein Gewährsmann hat sich durch die Schilderung des exercitus täuschen lassen und einen Volksnamen konstruiert, wo es sich nur um die Bezeichnung des Volkes in Waffen gehandelt hat.

Daß Harii eine rein sakrale Bezeichnung gewesen ist, geht nun nicht nur aus der Benennung Odins als Herjann, sondern noch deutlicher aus der Rolle hervor, welche die Harlungen-Herelingas in deutscher bzw. angelsächsischer Überlieferung spielen. Harlungen und Harii sind nicht nur bedeutungsgleich, sondern diese Harlungen galten geradezu als Führer und Vertreter des wilden Heeres, sie sind die Harii der Sage, und die weit in Deutschland nachweisbaren Harlungenberge sind die Totenberge, in denen die gespenstigen Krieger schlafen, welche die Volkssage zahlreich kennt. Auch aus diesem Zusammenhange fällt neues Licht auf die Bedeutung und Art des feralis exercitus.

Waren nun aber die Harii kein besonderer Stamm, so erhebt sich die Frage, auf welche lugische Völkerschaft sich der Bericht des Tacitus beziehe.

Sind die zuvor gemachten Ausführungen richtig, dann steht die Gestaltung des *feralis exercitus* mit dem Aufkommen der Leichenbestattung in Zusammenhang. Dieser Umstand erlaubt, der angeschnittenen Frage weiter nachzugehen. Nicht bei allen lugisch-wandalischen Stämmen und nicht in ganz Schlesien wurde bestattet, sondern nur in einem eng umschriebenen Kreise, in Mittelschlesien zwischen Zobten und Oder, in jenem Gau, der — wie er später *pagus Silensis* benannt wird — im 1. Jahrhundert n. Chr. die Silingen beherbergte. Sie allein von allen schlesischen Stämmen haben die Beerdigung angenommen, bei ihnen sind die Harii, ist das *feralis exercitus* zu suchen.

Man ist gewöhnt, die Silingen jenen Nahararwalen gleichzusetzen, in deren Gebiet der *antiquae religionis lucus* mit dem Kulte der dioskurischen Alkis besteht. Die Begründung liegt darin, daß der Hain auf dem Zobten gesehen wird, der sich vom 1. Jahrhundert n. Chr. an in ununterbrochenem Besitze der Silingen befindet. Gegen diese Ansetzung wird kaum etwas Stichhaltiges vorgebracht werden können, und die altbekannten guten Gründe sind neuerdings noch damit gestützt worden, daß der Zobten mit dem *Λιμιος ἄλλος* (*Limi[u]s lucus*)¹⁾ des Ptolemäus gleichgesetzt wurde. Ausschlaggebend fällt ferner ins Gewicht, daß die Harlungen-Harii, die über das Wilde Heer zu den bestattenden, am Zobten sesshaften Harii-Silingen gestellt werden mußten, Ausstrahlungen der alten Zwillingsgötter und also mit den Alcis zu verbinden sind.

Gilt aber die Gleichung Harii = Nahararwali = Silingi²⁾, so muß

¹⁾ Über die griechische Lesung und die daran zu knüpfenden Folgerungen vgl. Much, R., *Wandalische Götter* in *Mittl.* XXVII, 20 ff.

²⁾ Es ist anzuerkennen, daß die Gleichsetzung von Silingen und Nahararwalen angefochten werden könnte. Schon im Jahrhundert v. Chr. war das Zobtengebiet von Wandalen besetzt. Die Silingen haben sich erst über die ältere Gruppe, diese teilweise verdrängend, gelagert, und so könnte der Name Nahararwalen auch an dieser gehaftet haben. Es ist durchaus damit zu rechnen, daß auch Tacitus wie andere antike Autoren Namen gibt, die an sich bereits ihre Geltung verloren hatten. Ebensowohl kann der ältere Name der Nahararwalen noch neben dem neu eingewanderten Stammes in Geltung gewesen und erst später endgültig gewichen sein. Für diese Auffassung spräche, daß der Römer den

die Zusammenstellung Harii = Victovali = Hasdingi fallen, worin Harii und Victovali aus keinem anderen Grunde gleichgesetzt wurden als dem, daß jene kampftüchtig gewesen, diese genannt sind, während die Identifizierung von Victovali und Hasdingi sich auf die zeitliche Ablösung des einen Namens durch den andern in Ungarn stützt. Es bezeichnet nun aber Hasdingi ursprünglich nur das Königshaus und keine Völkerschaft. Es mag sehr wohl sein, daß bei den Wiktowalen die Hasdingen das Geschlecht waren, das jenen den Namen gegeben hat; aber durch nichts läßt sich erweisen, daß Hasdingen oder Wiktowalen als Stamm schon nördlich der Sudeten gesessen hätten. Wohl aber muß das Fürstengeschlecht der Hasdingen schon in der vorungarischen Zeit eine Rolle gespielt haben, und dieses, wie schon Müllenhoff gewollt hat, ist dann doch wohl mit den Naharwalen in Beziehung zu setzen, bei denen jener Zwillingsgötterkult seine Stätte hatte, der im hasdingischen Doppelkönigtum noch fortlebt. Die Gleichsetzung der beiden Reihen Naharwalen, Wiktowalen, Taifalen = Silingen, Hasdingen, Lakringen steht ja überhaupt auf sehr schwachen Füßen; vier dieser Namen treten erst in Ungarn auf, und nur bei den Hasdingen kann eine mittelbare Anknüpfung an die älteren, nordsudetischen Gruppen hergestellt werden, während, was doch zum Nachdenken Anlaß geben sollte, Naharwalen und Silingen für das nordsudetische Gebiet sicher nachgewiesen werden können. Unter diesen Umständen wird man gut tun, die übrigen Namen als spätere Bildungen aufzufassen, die in Ungarn auftretenden Stämme als neuentstandene Gruppen anzusprechen, die sich aus einer größeren Anzahl nordsudetischer Völkerschaften zusammengeballt haben ¹⁾. So erklärt

heiligen Hain ausdrücklich als *antiquae religionis locus* bezeichnet, was möglicherweise nicht zugänglich erscheinen könnte, wenn der Kult der Alcis erst mit den Silingen nach Mittelschlesien gewandert wäre. Indessen ergibt die mögliche ursprüngliche Trennung der beiden Gruppen keinen Unterschied für die sachliche Auffassung der hier zu behandelnden Probleme; im 1. nachchristlichen Jahrhundert müssen die im Zobtengebiete siedelnden Gruppen von ursprünglich verschiedener Herkunft bereits verschmolzen gewesen sein, und daß der Hain der Naharwalen im Silingengebiete lag, wie es sich um diese Zeit bereits darstellte, und wie es geblieben ist, ist deutlich.

¹⁾ Es würde sich also dann um das handeln, was Kauffmann in seiner Deutschen Altertumskunde als Kolonisationsgemeinschaften bezeichnet, welchen Begriff er auch auf die in Ungarn erscheinenden Wandalengruppen anwendet.

es sich auch, daß das Fürstengeschlecht der Hasdingen aus nahandarwalischem Stamme an die Spitze der einen dieser Gruppe treten konnte, und mit dieser Auffassung der Dinge stimmt die Tatsache überein, daß die Archäologie nirgends in den altbesiedelten Gebieten Schlesiens eine besonders auffallende, sondern vielmehr überall eine gleichmäßige Abnahme der Funde für das letzte Drittel des zweiten Jahrhunderts, für die Zeit des Auftretens der Wandalen in Ungarn, feststellt.

Nichts also steht im Wege, die Hasdingen mit den Hariern-Nahandarwalen-Silingen in unmittelbare Beziehung zu setzen, den Kult der Zwillingsgötter für dasselbe Volk in Anspruch zu nehmen, bei dem auch das Wilde Heer zu Hause war, und von dieser Verbindung her eröffnen sich neue Einblicke in das Wesen des *feralis exercitus*.

* * *

Über den Mythos der nahandarwalischen Dioskuren¹⁾ erfahren wir durch Tacitus nichts. Den aus der Harlungensage erschlossenen Mythengehalt auf die Alkis zu übertragen, ist keineswegs angängig. Nur die Überlieferung, daß die Harlungen das Wilde Heer geführt hätten, ist als alt zu betrachten. Neben den sonst noch mit ihnen zusammenhängenden mythischen Vorstellungen, sofern sie in die Urzeit zurückreichen, können sehr wohl noch andere bestanden haben, die eine abweichende Wesensauffassung der Zwillingsgötter verrieten, ohne daß man deshalb eine Version zugunsten der anderen in Frage ziehen dürfte. Auch die Berichte über die griechischen Dioskuren atmen eine derartige Gegensätzlichkeit von Überlieferungen, deren doch keine das Prädikat vornehmlicher Echtheit beansprucht.

Was wir durch Tacitus über die Alkis erfahren, trägt zur Kenntnis ihres Wesens wenig und ihres Mythos an sich nichts bei. Allenthalben haben die Zwillinge als jugendfrische Gestalten gegolten, und dennoch treten sie in Sparta zur Unterwelt in feste Beziehung. Diese Verbindung der Brüder mit den unteren Mächten ist überhaupt

¹⁾ Es ist nicht die Absicht, auf die weitverzweigten Probleme einzugehen, die mit den Dioskuren überhaupt zusammenhängen, oder auch nur zu erörtern, welche Sagenformen für die Germanen angenommen oder erschlossen werden könnten; es kommt hier nur darauf an, inwieweit die Dioskuren auf ostdeutschem bzw. ostgermanischem Boden zur Unterwelt oder dem Wilden Heere in Beziehung gestanden haben.

für den Dioskurenmythos — oder einen Dioskurenmythos — bedeutsam und stellt sich im Brüdermärchen klar dar. Für die naharwalischen Zwillinge ist sie durch den nordischen Kenning: land haddingja = Unterwelt bezeugt, und man wird dabei des Umstandes denken, daß in der Heidreks- und Hervararsage die beiden Haddinge ebenfalls unter den im Totenhügel weilenden Söhnen Svafrlámis namhaft gemacht werden. Das alles stimmt gut zu der Tatsache, daß auch die Harlungen als Führer des Totenheeres erscheinen, und daß im Brüdermärchen deutscher Fassung mit dem Erwecken des einen, des versteinerten Bruders zugleich ein ganzes Heer ersteht. Das geschieht im Walde, in dem die verzaubernde, versteinemde Hexe haust, und der hier wie so oft im deutschen Märchen nichts anderes als ein die Unterwelt bezeichnendes Lokal ist, wie auch der Hexe selbst der Charakter einer Unterweltsgestalt im Sinne der Hel zugeschrieben werden muß.

Die Dioskuren — oder einer von ihnen — müssen also dem mythischen Denken der Frühzeit als Führer des Totenheeres vertraut gewesen sein; sie sind auch im wandilischen Völkerkreise in diesem Zusammenhange gewesen, und waren es hier mehr als anderswo. Wenn oben bereits darauf hingewiesen worden ist, daß Surtr und Freyr ihre Heere beritten in die Endschlacht führen, so mochte diese Tradition nur als Beweis angenommen werden, daß das germanische Altertum solche reitende Gespensterheere, und zwar eines mit ganz körperlicher, „präanimistischer“ Färbung überhaupt gekannt hat; aber die Beziehung auf die wandalische Völkergruppe fehlte. Daß die Vorstellung eines berittenen Heeres nicht ursprünglich nordisch sein könne, hat schon Neckel¹⁾ erkannt und damit begründet, daß in Skandinavien Reitermassen erst spät, im 12. Jahrhundert, in Erscheinung träten. Er hat folgerichtig dieses auf Rossen hinstürmende Heer als zunächst von den Festlandsgermanen entlehnt angesprochen, wie er auch für Surtr-Muspell südliche Anknüpfung, bis nach dem Kaukasus, sucht, vermeinend, daß diesem fremden Feuerdämon erst später, nach seiner Herübernahme, Freyr irgendwo und -wie als Gegner beigezelt worden sei. Wenn aber diese Gedankenreihen, vornehmlich Surts Herkunft, noch dahingestellt bleiben

¹⁾ G. Neckel: Ragnarök. Studien zu den germanischen Dichtungen zum Weltuntergang. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie d. Wiss. 1918, 7. Abt.

dürfen, so darf der Frage, woher der Gedanke des reitenden Heeres stamme, hier weiter nachgegangen werden. Die gespenstigen Muspellssöhne stehen nicht ohne Gleichnis in der nordischen Überlieferung. Sie finden ihr Gegenstück in jenem Geistertrupp, den in der Helgakviða Hundingsbana II die Magd kennt und vermutet, als sie den toten Helgi mit seinen Begleitern zum Grabhügel reiten sieht:

39. Eru þat svik ein, es sea þykkjumk
 eþa ragna rök — ríða men dauþir —
 es joa yþra oddum keyriþ . . .

(Ist das nur ein Blendwerk, was zu blicken ich meine,
 Oder Ragnarök — es reiten Tote —
 Die ihr eure Rosse reizt mit den Sporen ! . . .)

Dies Totenheer, das zum letzten Kampfe heraufziehen soll, stellt sich nicht nur zu Surts Schar, sondern ebenso zu dem Gespensterheere der Harier. Nun enthält gerade die Helgakviða Hundingsbana II eine große Reihe von alten, nach Ostdeutschland weisenden Reminiszenzen, so daß ihr Ursprung hier gesucht werden muß, wie es wohl auch bei dem Liede von der Hunnenschlacht der Fall ist. Ist schon bei diesem die oft behauptete Herleitung aus gotischer Quelle durch nichts ausschließlich geboten, so fällt sie bei jenem vollkommen fort. Wenn die in der Helgakviða erwähnten Fjoturlund und Vandilsvé, wie Much¹⁾ es doch wohl mit Recht getan hat, auf den semnonischen Fesselhain und das wandilische Heiligtum zu beziehen sind, so sind damit Lokalitäten bezeichnet, die den Goten stets und besonders in jener Zeit, in der die Dichtung entstanden sein muß, fern lagen; sie mußten den übrigen Ostgermanen, Burgunden und Wandalen vornehmlich, auch für die Verwendung im Liede viel näher liegen, und es wird kein stichhaltiger Grund gegen die Annahme ins Feld geführt werden können, daß auch auf rein ostdeutschem Boden, im Kreise der genannten Völker, Dichtungen entstanden waren und von hier unmittelbar nach Norden dringen konnten²⁾. Dann aber läßt sich in erster Linie auf solche

¹⁾ Much a. a. O. (S. 58 Anm. 1).

²⁾ Man halte sich vor Augen, daß sich in ostelbischem Gebiete Reste germanischer Stämme viel länger gehalten haben, als man gewöhnlich annimmt.

schließen, in denen ostdeutsches Lokal noch durchschimmert, wie es in den beiden erwähnten Stücken der Fall ist — womit natürlich nicht behauptet werden soll, daß etwa die Helgakviða in extenso auf einem Liede ostgermanischer bzw. ostdeutscher Herkunft beruhe. Aber wenn die auf diesem Gebiete entstandene Vorlage Fjoturlund¹⁾ und Vandilsvé überliefert hat, dann sicher auch jene Stelle über das reitende Totenheer. Die Helgakviða Hundingsbana II stellt bekanntlich ein Konglomerat dar, das der nordische Redaktor auf Grund seiner unvollkommenen Kenntnis des alten Gutes nicht zum hinlänglichen Ausgleich zu bringen vermochte, und unter den einzelnen Abschnitten weist Helges Tod nicht nur eine so große innere Geschlossenheit auf, daß ihr der Charakter einer einst selbständigen Dichtung zugesprochen werden muß, sondern eben ihr kommt zugestandenermaßen die größte Altertümlichkeit zu. Aber man kann weiter gehen. Das Helgethema ist in der vorliegenden Überlieferung in zwei Gruppen, die Sagen von Helge Schwertwarssohn und von Helge Hundingstötter auseinandergefallen, wozu als dritte die Sagen von Helge Haddingjaskati treten, die nur auszugsweise erhalten sind, aber mit den andern Typen der Hauptsache nach übereinstimmen. Noch ist der ursprüngliche Zusammenhang damit festgehalten, daß die beiden späteren Helge als Wiedergeburten des ersten bezeichnet werden. In diesem Sagenkomplex findet sich der Nachklang einer uralten, wohl der im germanischen Kreise als

Nicht nur nach der Völkerwanderung, sondern bestimmt noch im 6. Jahrhundert haben solche Gruppen sich, wofür die Bodenforschung ausreichende Beweise geliefert hat, unvermischt behauptet. Sie müssen dann aber auch für die Folgezeit, zunächst an der Küste, angenommen werden, wo sich sehr bald auch schon normännische Besiedelung oder Niederlassung findet. Die Entlehnung auf diesem Wege ist viel wahrscheinlicher als die von den gotischen Völkern, wofür man im allgemeinen auch eine frühere Zeit annehmen müßte, als es die Struktur der in Frage kommenden Dichtungen und Sagenstoffe zuläßt. — Ob die Hreidgoten, über deren Bedeutung in letzter Zeit, u. a. von O. von Friesen, Much und F. R. Schröder, mehrfach gehandelt worden ist, für die Überlieferung festlandsgermanischer Sagenstoffe und Lieder an die Nordgermanen eine besondere Rolle gespielt haben, kann hier nicht weiter erörtert werden. Möglicherweise sind sie es, denen das ursprüngliche Hunnenschlachtlied zuzuschreiben ist, während die Helgakviða mehr nach Westen weist.

¹⁾ Es darf als gewiß angenommen werden, daß der Abschnitt, in dem die beiden Ortsnamen stehen, V, 28—37, dem ursprünglichen, vom Festlande her übernommenen Liede von Helge und Sigrun angehört.

ältesten nachweisbaren Ausprägung des Dioskurenmythos¹⁾. Helgi und Hedin in der Sage von Schwertwartsohn sind zwar nicht mehr Zwillingbrüder, aber doch noch Brüder, und dieser übt die für die Dioskuren bezeichnende Stellvertretung bei der Braut, die Helge nicht lange besessen, wie das in dem schon vorhin angezogenen Brüdermärchen entsprechend der Fall ist, und Hedin wird — wiederum entsprechend — des Bruders Rächer. Vielleicht ist es auch nicht bedeutungslos, daß Helge im „Fesselhaine“ fällt, der dem Zauberwalde entsprechen dürfte, in dem alles versteinert wird. Und auch die Zauberin fehlt nicht. Es ist die Riesin, die auf dem Wolfe reitet und nicht nur Hedin zu seinem argen Schwure verleitet, sondern auch Helges Tod voraus weiß. Natürlich handelt es sich hier um eine Ausprägung, die nicht im Stile des Märchens, sondern eben des Heldenepos gehalten ist, woraus sich die augenfälligen Unterschiede in Einzelheiten, namentlich der tragische Ausgang des Heldenepos hier und der versöhnliche des Märchens dort, hinlänglich erklären. Dioskurisch ist auch das Motiv der Wiedergeburt. Wie Helge Schwertwartsohn als Hundingstöter wieder erscheint, so wird dieser zum Haddingjaskati, zum Haddingenhelden. Inwiefern in der Überlieferung, die in der Hrómundarsaga Greipssonar geboten wird, bereits eine Störung des Ursprünglichen vorliegt, soll hier nicht erörtert werden; es genügt, die klarer zu erfassende Version der Helgakviða Hjörvardssonar im Auge zu behalten. Helgi als der eine der Dioskuren gleicht dem einen der beiden Haddinge²⁾. Seinen Tod rächt der Bruder, der auch seine Stelle bei der Gattin — es ist hoch wahrscheinlich, daß sie schon ursprünglich als Walküre³⁾ gedacht gewesen — einnimmt; der Tote aber wird Führer des Toten-, des Harlungenheeres⁴⁾.

¹⁾ Ich sehe hier selbstverständlich ab von jenen archäologischen Belegen des Dioskurenmythos, wie man sie in dem bronzezeitlichen Grabmale von Kivik, in dem jungbronzezeitlichen Rasiermesser aus Jütland u. a. finden kann. Über die Helgelieder sind auch die neuerlichen Arbeiten Muchs in Z. f. d. A. zu vergleichen.

²⁾ Ob Helgi in dem Sinne als eine Hypostase des einen Zwillingsgottes aufgefaßt werden darf, das sein durch drei Generationen wiederkehrender Name dereinst für einen der Dioskuren gegolten habe, darf dahingestellt bleiben; der Name an sich würde für den Gott, der in außermanischer Überlieferung als Helfer und Retter verehrt wird, nicht unpassend sein. Daneben kann natürlich auch der Name Wandil, der von Vandilsvé vorausgesetzt wird, gegolten haben.

³⁾ Über die Beziehung zwischen Walküre u. Dioskuren bzw. Wildem Heere später.

⁴⁾ Neben der hier angenommenen und hier allein wichtigen Beziehung der

Noch einmal sei daran erinnert, daß dieses Heer ein berittenes gewesen. Beritten sind die Muspellssöhne wie ihre von Freyr geführten Gegner, geritten kommt Helgi Hundingsbani zum Grabhügel und ruft darum der Magd die Vision der zum Ragnarök stürmenden Toten hervor und — beritten muß, wie die Dioskuren selbst als Reiter, bzw. als Pferde erscheinen¹⁾, im wesentlichen auch das Heer der Harier gewesen sein. Konnte es von Neckel noch offen gelassen werden, wo auf deutschem Boden die ursprüngliche Überlieferung anzuknüpfen sei, so darf in Verfolg seines Gedankenganges die Antwort doch wohl nur so lauten: dort, wo in den frühen Zeiten, in denen das festländische Lied entstanden ist, Reiterei eine wesentliche, ja die vornehmste Rolle gespielt hat: das war nicht bei den Westgermanen der Fall, nicht bei den Goten, sondern einzig und allein bei den Wandalen. Im gleichen Jahrhundert, in dem des Tacitus Nachricht über das Totenheer der Harier zugehört, erscheinen die Lugier in den Kämpfen in Böhmen, von denen wir wissen, hauptsächlich als Reiter gefürchtet, als solche bewähren sie sich in Ungarn als Feinde, allenthalben als Auxiliare der Römer, und noch in Afrika ist die Reiterei so sehr die wichtigste Truppe, daß die Pferde sogar auf die raschen Beutezüge über See mitgenommen werden. — Bei solchem Volke hat sich natürlich die Vorstellung eines berittenen Geisterheeres leichter als anderswo bilden oder erhalten können; an dieses jedenfalls ist anzuknüpfen, bevor man, wie Neckel es tat, an Entlehnung von den Hunnen oder gar an das apokalyptische Reiterheer zu denken hätte.

Auf die wandalischen Sitze in Ostdeutschland treffen endlich, worauf noch einmal hingewiesen werden mag, die örtlichen Bestimmungen, die sich in den einzelnen Überlieferungen finden, zu.

Dioskuren zu Unterwelt und Tod können natürlich auch die Mythen, die Müllenhoff u. a. dargestellt, bestanden haben; es wäre auch möglich, aus den im übrigen zur Verfügung stehenden Versionen neue Stützpunkte für den Unterweltsmythos zu gewinnen; aber auch das kann vorderhand zurückgestellt werden.

¹⁾ Es sei daran erinnert, daß sich in Kivik Pferde in klärlieh symbolischer Beziehung finden, die auf die Zwillingsgötter gedeutet werden müssen. Wenn Helm in seiner Altgermanischen Religionsgeschichte Müllenhoffs Berechtigung, die germanischen Dioskuren als ursprüngliche Pferdegottheiten anzusehen, in Frage gezogen hat, so konnte er nicht nur hier, sondern auch sonst in dem archäologischen Material, das er ja grundsätzlich heranzieht, Momente genug finden, die für Müllenhoff sprechen.

Es handelt sich nicht nur um Vandilsvé und Fjóturlund, sondern das scheint wesentlich zu sein, daß der Süden und Myrkvid mit durchgehender Regelmäßigkeit in diesem Zusammenhange erscheinen. Im Süden liegt Sewafjöll, wo Sigrun hausend gedacht wird, von Süden über den Dunkelwald reiten in der Völuspó Muspells Söhne, und daß die östlichen Mittelgebirge als Myrkvid bezeichnet wurden, geht aus den verschiedensten Zusammenhängen hervor.

* * *

Eine letzte Verbindungsreihe, schon über die Betrachtung des feralis exercitus hinausgreifend, knüpft noch einmal an den Führer dieses Heeres und die in seiner Nachbarschaft auftretenden Götter an. Neckel hat wie andere darauf hingewiesen, daß Freyr, der zu wiederholten Malen als Führer der Götter erscheint, von Odin nur verdrängt und aus irgendeinem anderen Gebiete nach dem Norden gekommen sei. Diese Übertragung ist offensichtlich alt, und das Gebiet, an das zu denken ist, kann kaum ein anderes als das ostgermanische, genauer — denn die Goten haben wohl keinen Anteil an der Verehrung Freys — das wandilische sein. Aus ihm stammt, wie, um Ergebnisse später vorzulegender Untersuchung vorweg zu nehmen, gesagt sein möge, das Geschlecht der Wanen überhaupt. Diese Götter tragen eine Reihe auffallender Züge, die im Norden fremdartig erscheinen, in den Kreis mutterrechtlicher Kultur aber vortrefflich stimmen. Hierher nun stellt sich auch das, was wir über die Alkis erfahren, und was über das feralis exercitus berichtet ist. Was dieses anlangt, so ist es kein Zufall, daß die einzige schlagende Parallele zu ihm — denn Ludwig Wenigers Zusammenstellung mit dem weißen Heere der Phoker¹⁾ ist eine rein äußerliche — sich bei einem Volke findet, das die deutlichsten Spuren mutterrechtlicher Organisation noch bis tief in geschichtliche Zeiten hinein erhalten hat, bei den Libyern: *Μασουλεῖς Αἰβυες ὅταν πολεμοῦσι, τὰς μὲν νύκτας μάχονται, τὰς δὲ ἡμέρας εἰρήνην ἄγουσι*²⁾. Auch hier herrscht also der Nachtkampf als eine ständige

¹⁾ Im Kriege gegen die Thessaler bestreichen sich die auf dem Parnaß eingeschlossenen Phoker mit Gips, der in der Vollmondnacht hell aufleuchtet, und jagen damit ihren Gegnern einen gewaltigen Schrecken ein: sie werden für Dämonen gehalten. Weniger (sich S. 45 Anm. 1) deutet auf die Titanen, die den Dionysos Zagreus zerreißen.

²⁾ Nicolai Damasceni *Ἐθῶν Συναγωγή* 24. Ed. Dindorf. *Historici Graeci minores* I. 149.

Sitte und wird nicht, wie es bei den Phokern der Fall war, ein einzigesmal als überraschende List angewendet.

Darauf, daß androgyne Vorstellungen unter matriarchalen Bindungen mit Vorliebe auftreten, ist schon von verschiedenen Seiten hingewiesen worden. Wie sie — u. a. von Hans von Prott¹⁾ — für die griechischen Dioskuren angenommen worden ist, so tritt eine mannweibliche Anschauung auch hinsichtlich der Alcis hervor, sie ist in der Priester muliebri ornatu²⁾ verkörpert, und in diesem Zusammenhange fällt es wiederum ins Gewicht, daß auch Helge im 2. Hundingstötterliede in Frauenkleidern erscheint³⁾

Ursprünglich androgyner Charakter ist schließlich wie Njörðr-Nerthus auch dem Paare Freyr-Freyja zuzusprechen, die beide nicht nur als Wanen hierher gehören, sondern auch bestimmte Beziehungen zum feralis exercitus wie zu den Alcis haben. Nicht so sehr das ist dabei von Wichtigkeit, daß Freyr mit seinem Heere und Surts-Muspells Söhne sich gegenseitig bedingen⁴⁾, als vielmehr die Tatsache, daß auch Freyja als Führerin eines Totenheeres erscheint, daß sie die Toten wählt und in ihrem Saale Folkwang versammelt. Dieselbe Freyja ist Prototyp der Walkyren und stellt sich somit in die Reihe Swawa-Sigrun-Kara, eben der Walkyre, die, ewig wiedergeboren, neben dem Helden hergeht, der als eine dioskurische Gestalt bezeichnet werden durfte. Die Walkyren aber sind ihrem Umfange nach keineswegs spiritualistisch oder überhaupt in jenem Glanze gefaßt gewesen, der sie zur Zeit der Hochblüte

¹⁾ H. v. Prott: *Μήτις*. — Archiv f. Religionswissenschaft IX (1906), 87 ff.

²⁾ Ornatus allein auf Schmuck zu deuten, insbesondere Kopfputz, wie es vielfach geschieht, kann ich mich nicht entschließen. Man vergleiche auf dem Grabmale von Kivik die unzweideutig Priester darstellenden Gestalten, die in langwallenden Gewändern, also wirklich muliebri ornatu = in weiblicher Kleidung, erscheinen

³⁾ Allerdings ist richtig, daß eben diese Szene aus der Hagbard-Signe-Sage hergeleitet werden kann. Ganz willkürlich aber wäre die Übertragung gewiß nicht erfolgt — ein Anknüpfungspunkt müßte vorhanden gewesen sein — und übrigens ist sie nicht unstreitbar bewiesen. Es ist sehr wohl möglich, daß, wie Sijmons will, die Verse 1—5 aus den verlorenen *Kǫruljóð* stammen, ohne entlehnt zu sein; dann bliebe ihre Beweiskraft unvermindert.

⁴⁾ Wo an das Totenheer des Surtr geglaubt wurde, muß, insofern überhaupt, woran doch kaum gezweifelt werden kann, Ragnarökvorstellungen in diesem Kreise bestanden haben, auch an ein gegnerisches liches Heer, das dann eben von Freyr geführt wurde, geglaubt worden sein

nordischer Dichtung umstrahlt. Sie sind Töterinnen nicht nur, sondern offensichtlich selbst Leichenverzehrern; das Krähenhemd, das ihnen eignet, deutet auf die Gestalt, die sie im Anfange gehabt: Krähen, Raben, aasfressende Vögel, sind sie gewesen¹⁾. Als solche gehören sie in die anthropomorphe Wilde Jagd, die noch in später Sage von derlei Gevögel umschwirrt gedacht wird, als solche werden sie zur passenden Gefährtin des Gottes, des Helden, der der nächtlichen Jagd, dem Totenheere vorausreitet. Hier, in diesem Zusammenhange sind sie ursprünglich; Schildmädchen Odins sind sie erst geworden, als der Gott selbst aus dem nächtlichen Grauen des leichenbedeckten Blachfeldes in sein strahlendes Walhall am Himmel emporstieg, Götter älterer und benachbarter Schichten wie Freyr, den alten folkvaldi goda, weit hinter sich lassend und die ihnen eigenen Mythen verdunkelnd oder auf sich ziehend.

* * *

Wir blicken zurück. Die Stelle des Tacitus, von der die Untersuchung ausging, stellt sich klar: *Ipsaque formidine atque umbra feralis exercitus terrorem inferunt*, durch das Grausige und Spukartige — so also ist zu übersetzen — verbreiten sie Schrecken wie vor dem Totenheere. Aber keine Kriegslist übten die Harier, die Krieger der Naharwalen, mit der sie Nichtsahnende überraschen konnten; ihr nächtlicher Kampf, ihre Bemalung mit schwarzer Farbe waren sakrale Handlungen wie das nächtliche Kriegführen der Kabylen. Den Unterweltlichen glichen sie sich an, wie sie zu Ragnarök hervorbrechen sollten, und wie sie — einer andern Schicht als der der Odinsreligion angehörig — auch der eddische Mythos noch kennt. Und dieses Heer war vollkommen präanimistisch, rein körperlich gedacht. Die Vorstellung wurzelt in einer Zeit und Völkerschaft, die eben wieder Körperbestattung aufgenommen haben, dem leiblichen Toten also neuen Raum in

¹⁾ Vgl. dazu bes. Neckel, Walhall (S. 46 Anm. 1) S. 79 ff. — Wenn im Nordischen die Krähengestalt der Walküre hinter der Schwanengestalt zurücksteht, dann doch eben in dem Kreise, der überhaupt eine Glorifizierung alles auf das Jenseits bezüglichen Vorstellens durchgeführt hat. Offensichtlich gehören Schwan und Krähe zwei ursprünglich verschiedenen oder gar gegensätzlichen Kreisen an. Es ist nicht zu verkennen, daß die Krähe wie der Rabe als Nachtvögel gelten, in dem die Nacht geradezu im Mittelpunkt des religiösen Denkens stand, zum mütterrechtlichen.

ihrem Vorstellen und Fürchten gewährten, sei es nun, daß neue Anschauung mit neuem Brauch sich bildete, sei es, daß — was wahrscheinlicher ist — uraltes Gedankengut aus gesunkener Schicht wieder emporgehoben wurde.

Insofern aber die vermeintliche Völkerschaft der Harier in Wahrheit gar keinen Stamm, sondern nur das Heer der Gruppe bezeichnet, die als Nahararwalen genannt wird, gehört das Totenheer in denselben Kreis, in dem die Verehrung der dioskurischen Alkis ihre Stätte hat. Von ihnen, deren Mythen in diesem Zusammenhange hier nicht weiter in Frage kommen, war, wie der Vergleich mit dem Märchen und eben jenen nordischen Liedern zeigen will, die aus ostgermanischem, vielleicht wandalischem Gebiete herzuleiten sind, der fallende, tote Zwillingsführer des Heeres; und ist der Zobten der *lucus antiquae religionis* gewesen, so war er auch Totenberg, als welche ihn die späte Sage neuer Zeit kennt¹⁾.

Daß andere Gruppen germanischer Stämme andere dioskurische Mythen gekannt haben, darf als gewiß angenommen werden. In dem wandalischen Kreise kam ihm die hier unbeschriebene Gestalt zu, mit der sich u. a. die lakedämonische Überlieferung berührt. Es ist die Heimat der Wanengottheiten mit ihrer matriarchalen Färbung, die, wie wenigstens angedeutet werden durfte, sich auch im Kulte der Alkis und in der Gewohnheit des nächtlichen Kampfes nachklingend offenbart²⁾.

¹⁾ Eine Reihe von Belegen hat Steller zusammengebracht; s. W. Steller, *Zum Wodanglauben*. — *Mittl.* XXVI (1925), 89 ff.

²⁾ Auf die naheliegende Frage einzugehen, worauf die mutterrechtlichen Anklänge zurückzuführen seien, mußte hier vermieden werden. Bekanntlich werden die Fragen nach Ursprung und Geltung des Mutterrechtes sehr verschieden beurteilt. Wahrscheinlich aber wird man einen bestimmten Ausgangspunkt für die eigenartige Erscheinung anzunehmen haben, von dem aus das Mutterrecht auf Ostdeutschland stärker als auf die germanische Urheimat wirken konnte. Es als ursprünglich indogermanisch oder als eine von der ganzen Menschheit durchlaufende Epoche anzusehen, wie viele wollen, wird angesichts der Tatsache nicht länger angängig sein, daß sich während der jüngeren Steinzeit diejenigen Erscheinungen, die einer Auslegung im mutterrechtlichen Sinne fähig sind, ganz verschieden verteilen, daß sie am klarsten dort hervortreten, wo Indogermanen nicht in Frage kommen. Eine ausreichende Untersuchung dieser Dinge steht noch dahin.

Folkloristik und Volkskunde.

Von Eugen Kagarow in Leningrad.

Bekanntlich wurde der Ausdruck Folklore zuerst vom englischen Historiker W. J. Thoms vorgeschlagen, der in der Londoner Zeitung „The Athenaeum“ vom 22. August 1846 unter dem Pseudonym Ambrosius Merton einen Artikel herausgab mit einem Aufruf zur Sammlung und Veröffentlichung von Materialien über volkstümliche Poesie, Gebräuche und Aberglauben. Der Begriff der Folklore jedoch, als der Summe der Erzeugnisse des Volksschaffens, war in der Literatur natürlich schon lange vor dem Hervortreten von Thoms unter verschiedenen Benennungen bekannt. Im Zeitalter der deutschen Romantik entsteht eine Reihe neuer Wörter: „Volkstum“, „Volkheit“, „Volkskunde“, „Volksforschung“ usw. Von diesen benutzte Goethe das Wort „Volkheit“ in seinen „Maximen und Reflexionen“; die Wörter „Volkstum“ und „Volkstumskunde“ sind in dem 1810 in Lübeck erschienenen Buche F. L. Jahn's „Deutsches Volkstum“ zu finden, und das Wort „Volkskunde“, das wörtlich dem englischen „folklore“ entspricht, wird im Jahre 1813 von J. F. Knaffel geprägt¹⁾.

Heutzutage brauchen die verschiedenen Völker für die Bezeichnung ein und desselben Begriffs verschiedene Benennungen, was aus folgender Tabelle ersichtlich ist:

Name d. Landes:	Benennungen, die die Folklore bezeichnen:
1. Deutschland.	Volkskunde, Volkstumskunde, Volkslehre, Folklore.
2. Frankreich.	Traditions populaires, démologie, démopsychologie, folklore.

¹⁾ V. Geramb, Zur Geschichte des Wortes „Volkskunde“, Zeitschr. d. Ver. für Volksk. XXXII, 71 f.; derselbe, „Die Volkskunde als Wissenschaft“, Zeitschr. für Deutschkunde XXXIII, 1924, 325 f.

Name d. Landes:	Benennungen, die die Folklore bezeichnen:
3. Italien.	Tradizioni popolari, letteratura popolare, il folklore (R. Corso), demopsicologia (Pitré), demologia (St. Prato), scienza demica (Emil Teza), etnografia (L. Loria).
4. Spanien.	tradiciones populares, demología, demosofía, demotecnografía, el folklore, saber popular (vulgar).
5. Portugal.	demotica (Teof. Braga), folklore (C. Pedroso, L. de Vasconcellos).
6. Norwegen.	folkeminne.
7. Schweden.	folkminne.
8. Dänemark.	folkeminde.
9. Griechenland.	laographía (Politis).

Die Ansichten der Gelehrten über das Wesen und die Grenzen der Folkloristik gehen weit auseinander. Um das Jahr 1884 entbrannte in den Spalten der Londoner Zeitschrift „Folklore“ eine lebhafteste Polemik über Inhalt, Aufgaben und Methoden der Wissenschaft der Folklore. E. Sidney Hartland¹⁾ bezeichnet die Folkloristik als Anthropologie (= Ethnographie E. K.), angewandt auf das psychische Leben des primitiven Menschen, wobei die Folkloristik, seiner Meinung nach, sich nicht auf das Studium der Überreste und der archaischen Formen beschränkt, sondern auch Neubildungen erforscht. Dieser Ansicht widerspricht G. L. Gomme²⁾, der vier Hauptstufen für die wissenschaftliche Ausarbeitung der Folklore annimmt: 1) als Ausgangspunkt die Folklore dieses oder jenes modernen zivilisierten Volkes; 2) Vergleich mit übereinstimmenden Erscheinungen bei anderen europäischen Völkern; 3) Analogien und Parallelen aus der indischen Folklore; 4) Vergleich des

¹⁾ The Folk-Lore Journal II, 1884, 340 ff.; III, 1885, 115 ff.

²⁾ The Folk-Lore Journal II, 347 ff.; III, 1 ff.

gesammelten Materials mit den Sitten, Gebräuchen und Vorstellungen der modernen „Wilden“, zwecks Feststellung der Natur und der Entwicklung der in Frage kommenden Tatsachen.

a) Methoden der Erforschung:	R e s u l t a t e :
1. Klassifikation der Erscheinungen der englisch. Folklore.	a) Feststellung der Überreste der primitiven Epoche. b) Feststellung degradierter archaischer Züge.
2. Vergleich mit der europäischen Folklore.	a) Feststellung der genauen Analogien und Parallelen. b) Ergänzung fragmentarischer Formen. c) Bestimmung der Verschiedenheitszüge, die auf fremde ethnische oder lokale Einflüsse hindeuten.
3. Vergleich mit der indischen Folklore.	a) Auffinden der Parallelen, die auf die indo-europäische Folklore zurückgehen. b) Feststellung der Abweichungen, die auf die Elemente hinweisen, welche in der europäischen Folklore nicht vorhanden sind.
4. Vergleich mit der Folklore der modernen unziivilisierten Völker.	a) Auffinden der Parallelen, die die allgemeinemenschliche (primitive) Entstehung der betreffenden folkloristischen Formen bekunden. b) Feststellung solcher Motive, welche keine Parallelen in der Folklore der kultivierten Völker haben und den Urbesitz der primitiven Kultur bilden.

In einer anderen Arbeit beweist G. L. Gomme, daß der Unterschied zwischen der Folkloristik und der Anthropologie (= Ethnographie E. K.) darin besteht, daß letztere den Glauben und die Gebräuche der unkultivierten Völker von allen Gesichtspunkten aus erforscht, während die Folkloristik sich hauptsächlich mit der

psychologischen Seite befaßt, soweit sie die Möglichkeit gibt, Überbleibsel der primitiven Periode, die sich in späteren Kulturaufschichtungen erhalten haben, historisch zu erklären¹⁾.

Eine eigenartige Auslegung des Ausdrucks „Folklore“ schlug Charlotte Burne²⁾ in derselben Zeitschrift vor: sie vertritt die Ansicht, die Folklore sei nicht die Lehre von einem Volke, sondern die Lehre des Volkes, d. h. seine eigene Weltanschauung, „die Volksweisheit“; daher behauptet sie, der Ausdruck „Folklore“ könne nur das Material für eine Wissenschaft umfassen, nicht aber eine Wissenschaft sein; das Verhältnis sei das gleiche wie z. B. zwischen Sprache und Linguistik, Mensch und Anthropologie. In diesem Sinne muß man sich mit ihr einverstanden erklären: es ist fraglos bequemer, das Material für die Wissenschaft mit dem Worte „Folklore“, die Disziplin selbst mit dem Ausdruck „Folkloristik“, zu bezeichnen. In Übereinstimmung mit Hartland setzt sie voraus, daß die modernen volkskundlichen Neugestaltungen durchaus in das Gebiet der Wissenschaft über die Folklore gehören. Gegen Charlotte Burne trat Stuart Glennie³⁾ auf, der den Standpunkt vertrat, die Folklore sei die Wissenschaft von einem Volk, doch sagte er sich später, offenbar durch die Entgegnung der genannten Forscherin⁴⁾ beeinflußt, von seiner Ansicht los und faßte die Folklore auf als „the lore of the folk about their own life“, d. h. als Volksweisheit, als Ideologie⁵⁾. Auch Aug. Gittée bezeichnet mit „Folklore“ nicht die Wissenschaft, sondern das Material zu derselben⁶⁾.

Die Frage über die Grenzen der Folkloristik blieb auch in den darauffolgenden Jahren umstritten und unklar. Th. Jos. Puymaigre verstand unter Folklore das Studium alles dessen, was ein Volk angeht, seine Vergangenheit, sein Leben, seine Anschauungen⁷⁾, Andrew Lang war bereit, die Folkloristik mit der Anthropologie als der Wissenschaft über das menschliche Leben im allgemeinen

¹⁾ G. L. Gomme, *Handbook of Folklore*, London 1890.

²⁾ *The Folk-Lore Journal* III, 1885, 97 ff., 267 ff.

³⁾ *The Folk-Lore Journal* IV, 1886, 75 ff.

⁴⁾ *Ebenda* IV, 158 ff.

⁵⁾ *Ebenda* IV, 213, 363.

⁶⁾ *Revue Belg.* LIV, 1886, 225 ff., 369 ff. Siehe darüber ausführlicher bei L. Scherman, *Roman. Jahresber.* IV, zweiter Teil, S. 1—21.

⁷⁾ Puymaigre, *Folklore*, 1885, p. 1.

zu identifizieren¹⁾. G. Pitré nahm an, der Folklorist studiere das materielle und geistige Leben der kultivierten und unkultivierten Völker²⁾. Der moderne spanische Gelehrte Aranzadi unterscheidet historische, prähistorische, anhistorische (Befestigungen und Zufluchtsstätten einer unbestimmten, aber nicht prähistorischen Epoche) und infrahistorische Fakta und nimmt an, daß die letzteren Gegenstand der folkloristischen Studien sein müssen³⁾. Arnold van Gennep schreibt: die Folklore ist keine einfache Sammlung einzelner geringer mehr oder weniger interessanter oder unterhaltender Fakta; es ist eine synthetische Wissenschaft, die sich speziell mit dem Landmanne und dem Landleben beschäftigt, ebenso mit den Spuren dieses Lebens in Industrie und Stadt⁴⁾. Er schließt nicht nur Märchen und Legenden, Lieder, Glauben, Vorbedeutungen und magische Zeremonien ins Gebiet der Folklore ein, sondern rechnet dazu auch Spiele, Tänze, Anbetung der Heiligen, Wohnung, Siedlungen, Hausgerät, alle Arten von Geräten, Künste, Gewohnheitsrecht, endlich den Charakter des Gefühlslebens und dessen Äußerungen⁵⁾. Kaarle Krohn stellt in seiner unlängst erschienenen methodologischen Arbeit drei Kennzeichen auf, die das Wesen der Folkloristik charakterisieren: 1) mündliche Tradition, 2) Phantasiearbeit und 3) echte Volkstümlichkeit⁶⁾. Lewis Spence zieht der Folkloristik in seiner „Einführung in die Mythologie“ sehr enge Grenzen. Nach ihm umfaßt die Folklore die Bruchstücke oder Überreste alten Aberglaubens oder Brauchtums, die sich in den ungebildeten oder halbgebildeten Volksschichten der zivilisierten Länder erhalten haben (fragments or survivals of old belief or custom found among uneducated or semieducated people in civilized countries). Daher — so fügt er hinzu — kann man von der Folklore Englands, Deutschlands und Italiens sprechen, von der Folklore der Wilden Afrikas, Australiens oder Amerikas als von etwas Lebendigem zu reden ist jedoch durchaus falsch (is highly incorrect)⁷⁾.

¹⁾ The International Folk-Lore Congress 1922, London, p. 3.

²⁾ G. Pitré, Per l'inaugurazione del corso di demopsicologia, Palermo 1911, p. 4.

³⁾ Aranzadi y de Hoyos, Etnografía, Madrid 1917, p. II.

⁴⁾ A. van Gennep, Le folklore, Paris 1924, p. 29.

⁵⁾ Ebenda p. 30, 31.

⁶⁾ K. Krohn, Die folkloristische Arbeitsmethode, Oslo 1926, p. 25.

⁷⁾ Lewis Spence, An Introduction to Mythology, London 1921, p. 12.

R. R. Marett dagegen faßt die Folklore in seinem interessanten und inhaltreichen Buche über Psychologie und Folklore nicht als leblose Masse kultureller Fossilien (an inert mass of cultural fossils) auf, sondern als Bewegung oder Prozeß (movement or process), der eng mit der primitiven Weltanschauung verknüpft ist¹⁾.

In der Tat bildet der amorphe in keine beständigen Formen auskristallisierte Zustand der Folklore, wie er für die primitiven Völker Afrikas oder Australiens charakteristisch ist, nur einen graduellen und nicht einen prinzipiellen Unterschied; er spiegelt bloß ein älteres Stadium der Entwicklung wider, und daher sind die Gelehrten, die gleich dem Baseler Professor Ed. Hoffmann-Krayer, dem Herausgeber der bekannten volkskundlichen Bibliographie, K. Krohn und andere völlig im Recht, wenn sie die Poesie, den Glauben und die Zeremonien der wenig kultivierten Völkerschaften in den Begriff Folklore einschließen.

Die Folkloristik muß als besonderes Segment der Volkskunde²⁾ betrachtet werden, welches das Stadium des mündlichen poetischen Schaffens der primitiven Völker und Volksschichten umschließt und durch die Eigentümlichkeiten des erforschten Materials eng mit einem anderen Zweige der Wissenschaft, der Literaturkunde, verknüpft ist. Der italienische Folklorist Rafaele Corso bemerkt ganz richtig: „Die Völkerkunde richtet ihr Augenmerk auf die wenig kultivierten menschlichen Gruppen oder Gemeinschaften und erhält den spezifischen Namen Folkloristik, wenn sie die wenigst gebildeten, tiefsten Schichten der zivilisierten Völker (gli strati più oscuri e profondi delle nazioni civili) erforscht, Schichten, auf deren Grunde, ab und zu frische Triebe hervorbringend, solche Lebensformen und Erscheinungen lagern, die für immer verschwunden schienen³⁾).

Sehr kompliziert ist die Frage über die Stellung der Folkloristik unter den übrigen Wissenschaften. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man die Folkloristik nicht von der Literaturkunde trennen kann, aber ebensowenig läßt sie sich von der Volkskunde absondern. Die Wissenschaft von der Folklore ist mit der Literaturgeschichte, der Poetik und der Dialektologie untrennbar verknüpft.

¹⁾ R. R. Marett, *Psychology and Folklore*, London 1920, pp. 3ff., 73ff., 100ff., 121ff.

²⁾ Nach dem Ausdruck von Prof. J. Sokolow.

³⁾ Raf. Corso, *Folklore*, Roma 1923, p. 20.

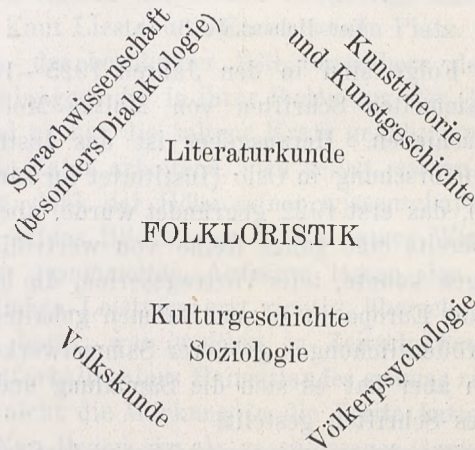
In Westeuropa war es der Prager Gelehrte August Sauer, der in seinen Universitätsvorträgen (A. Sauer, Literaturgeschichte und Volkskunde) klar und bestimmt auf die enge Beziehung zwischen Folklore und Literatur hinwies, und einer seiner Schüler, Joseph Nadler, nahm kühn und erfolgreich das Vermächtnis seines Lehrers auf und gab uns in seinem dreibändigen Werke (Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, 1912—18, 2. Aufl. 1925) eine Probe dieser Synthese der Literaturgeschichte und der Folklore auf dem Gebiete der Germanistik. Robert Petsch zeigt uns in seinem Artikel „Volkskunde und Literaturwissenschaft“ durchaus folgerichtig, wie alle Gebiete der Folkloristik auf irgendeine Weise mit der Literaturkunde verknüpft sind (Jahrbuch für historische Volkskunde, I 1926, 139 ff.). F. Kondziella hat schon im Jahre 1912 das mittelhochdeutsche Volksepos einer genauen Analyse unterzogen, um die in ihm geschilderten Volkssitten und Gebräuche hervorzuheben und zu beleuchten. In unserer Zeit stellt der Germanist Hans Naumann das Gesetz einer ständigen Diffusion der Kulturerrungenschaften der gebildeten Gesellschaftsklassen, unter anderem der Literaturerzeugnisse, mit der unpersönlichen Volksschöpfung auf. Er weist darauf hin, daß das Volksdrama und das Volkslied zahlreiche Elemente der individualisierten Kultur der höchsten Gesellschaftsschichten einschließen, und daß das Volkslied des 20. Jahrhunderts in Europa nichts anderes ist, als die verunstalteten Romanzen des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts, ebenso wie die Volkslieder des 14.—16. Jahrhunderts als Abarten der mittelalterlichen Ritterpoesie erscheinen ¹⁾.

Andererseits ist der Zusammenhang der Folkloristik mit der Volkskunde, mit der Geschichte der Wirtschaftsformen, mit der Soziologie unbestreitbar. Es genügt, die Forschungen einiger russischer Gelehrten über die Berufs- und Klassenelemente im Volksepos („Byliny“) anzuführen oder sich des engen Bandes zwischen der rituellen Poesie und den Produktionsprozessen zu entsinnen (Arbeiten von Hoffmann-Krayer, Sartori, Bystron, Rantasalo). Die moderne Wissenschaft befaßt sich mit der Produktionsfolklore, den abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen der Hirten, Land-

¹⁾ H. Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur, Jena 1921; derselbe, Grundzüge der deutschen Volkskunde, Leipzig 1922.

leute, Handwerker, Bergleute, Gärtner und Gemüsezüchter usw. (siehe beispielsweise die in der „Volkskundlichen Bibliographie für die Jahre 1921—22“, herausgegeben von Hoffmann-Krayer, Berlin-Leipzig 1927, 100 ff. angeführten Arbeiten).

Der Zusammenhang zwischen Soziologie und Folkloristik vertieft sich mit jedem Jahre mehr und mehr. Die Philologie und die Soziologie sind die zwei Achsen, um die sich die folkloristischen Studien zweifellos drehen werden. Im allgemeinen läßt sich die Stellung der Folkloristik, wie mir scheint, mit Hilfe folgenden Schemas anschaulich darstellen:



Moltke Moes Wirken für Volkskunde und Volkstum.

Von Helmut de Boor.

In rascher Folge sind in den Jahren 1925—1927 die drei Bände der gesammelten Schriften von Moltke Moe (sprich mü, 1859—1913) erschienen. Herausgeber ist das Institut für vergleichende Kulturforschung in Oslo (Instituttet for sammenlignende kulturforskning), das erst 1922 gegründet wurde, aber dank seiner großen Mittel bereits eine ganze Reihe von wertvollen Veröffentlichungen vorlegen konnte, teils Vortragsserien, die hervorragende Gelehrte aus ganz Europa in seinem Rahmen gehalten haben, teils selbständige Veröffentlichungen größerer Sammelwerke¹⁾. Als erste seiner Aufgaben aber hat es sich die Sammlung und Herausgabe von Moltke Moes Schriften gestellt.

Daß sich ein solches wissenschaftliches Institut mit seinem weitgehenden Aufgabenkreis zuerst dem Lebenswerk gerade dieses Mannes zugewandt hat, ist ganz besonders bezeichnend. Es genügt nicht, die Bedeutung Moes als vergleichenden Märchenforschers zu betonen: es ist auch nicht damit getan, auf lokal-

¹⁾ Über Aufgaben und Wirksamkeit des Instituts für vergleichende Kulturforschung gibt es einen gedruckten Vortrag in deutscher Sprache, den sein Leiter Fr. Stang vor dem 6. internationalen Historikerkongreß in Oslo gehalten hat, herausgeg. vom Organisationskomitee des Kongresses, Oslo 1928. Von den bisherigen Veröffentlichungen mögen hier genannt sein: J. Qvigstads „Lappische Märchen“ und das (deutsch geschriebene) Wörterbuch des Südlappischen von E. Lagercranz. Ferner Kaarle Krohn, Die folkloristische Arbeitsmethode, und Fr. Boas, Primitive Art. Aus den Vortragsserien nenne ich: O. Jespersen, Man, kind, nation and individual from a linguistic point of view; Paul Vinogradoff, Custom and Right; Haakon Shetelig, Norges forhistorie; A. W. Brøgger, Kulturgeschichte des norwegischen Altertums; Magnus Olsen, Ættegård og helligdom.

patriotische norwegische Interessen zu verweisen. Die wissenschaftliche Leistung Moes rechtfertigt wohl die Sammlung seiner Aufsätze überhaupt; daß sie aber an dieser Stelle erfolgte, ist der Ausdruck der ganz besonderen kulturellen Stellung Norwegens. Moltke Moes Name ist besonders dem Forscher auf dem Gebiet der Märchenkunde und der Volksballade wohl vertraut. Die nordische Volkskunde hat mit Namen ersten Ranges aufzuwarten, frühzeitig haben sich auch Gelehrte wie Sophus Bugge volkskundlichen Fragen zugewendet, in der klaren Erkenntnis, wie viel die Literatur- und Altertumforschung hier lernen könne. Moe behauptet neben Namen wie Svend Grundtvig, Axel Olrik, Marius Christensen, Knut Liestøl mit Ehren seinen Platz. Er ist der Sohn Jörgen Moes, des berühmten Mitherausgebers der norwegischen Märchensammlungen, die in ihrer Bedeutung der Grimmschen nahe kommen. Und er hat die seltene Kraft gehabt, auf demselben Gebiete wie sein Vater arbeitend, sich selbst, seinen eigenen Namen durchzusetzen, dank der Höhe seiner wissenschaftlichen Leistung, der Klarheit seines Blicks, der Weite seines Wissens. Die drei Bände seiner gesammelten Aufsätze lassen den Umfang seiner wissenschaftlichen Leistung erst richtig überschauen. Denn was er zu geben hatte, war weithin in Zeitschriften zerstreut, die namentlich außerhalb seines Heimatlandes schwer zugänglich waren und deshalb nicht die Wirkung in die Weite hatten, die sie wohl verdienten. Nun liegen sie als geschlossenes Ganzes vor, vermehrt um einige äußerst wichtige Arbeiten, die bei seinem Tode noch unfertig, aber doch einigermaßen druckreif waren, und die auf diese Weise noch der Wissenschaft zugute kommen.

Sein wichtigstes volkskundliches Arbeitsgebiet war die Märchenforschung. Er hat neben und mit Cosquin, Köhler u. a. aus dem gesammelten Stoff der vorangegangenen Generation die vergleichende Märchenforschung aufgebaut. Eine Reihe seiner Arbeiten dient der praktischen Durchführung dieser Aufgabe an einzelnen Beispielen. Schon eines seiner frühen Werke (1879) galt dem Vergleich griechischer und norwegischer Volkstradition (Samlede Skrifter I, 23 ff.). Sein 1885 erschienener Aufsatz „Märchen auf Wanderung“ (Saml. Skr. I, 189 ff.) zeigt seine weitblickende und vorurteilsfreie Art, die sich nicht auf ein bestimmtes System festlegt, wie Benfey und Cosquin es getan hatten. Mit einer noch

heute völlig modern wirkenden Unvoreingenommenheit werden alle Möglichkeiten und Bedingungen der Wanderung, literarische und mündliche, erwogen, das Wechselspiel von Aufsteigen und Absinken in der Geschichte des Märchens richtig erkannt, die Fehler in der romantischen Märchentheorie mit schonender Hand ausgeschaltet. Andere Aufsätze folgten, die den eingeschlagenen Weg nach allen Richtungen verfolgten, und in denen Forderungen erhoben wurden, die erst unsere Zeit erfüllt hat. So hat seine Forderung nach einem „Motivlexikon“ die systematische Inventarisierung des Märchengutes, die sorgfältige Anordnung nach Typen und Untertypen vorbereitet, die später namentlich von den Finnen durchgeführt worden ist.

Ein zweites, spezieller nordisches Arbeitsgebiet war die Erforschung der nordischen Volksballaden, auf die Moes dieselbe stoff- und variantenvergleichende Methode anwendete, die am Märchen ausgearbeitet war. Immer werden mit geübter Hand die feinen Stränge bloßgelegt, die von Fassung zu Fassung verlaufen; erst innerhalb der nordischen Welt, dann über sie hinaus in den großen Dichtungsschatz des europäischen Mittelalters hinein. Moes Arbeitsleistung auf diesem Gebiet gipfelt in der lange sorgfältig vorbereiteten, bei seinen Lebzeiten nicht mehr zum Abschluß gekommenen Untersuchung des seltsamen Nordischen Draumkvaede, einem Zierstück mittelalterlicher Visionsliteratur, das als Folkevise im 19. Jahrhundert in Telemarken aufgezeichnet wurde. Mit ungemeiner Belesenheit in der mittelalterlichen Visionsliteratur, zugleich mit dem feinsten Empfinden für die poetischen Reize des Gedichtes werden die Wurzeln bloßgelegt, aus denen die mannigfachen Höllen- und Himmelsgesichte des norwegischen Bauernsohnes Olav Åsteson sich herleiten. Die Veröffentlichung dieses umfangreichen Aufsatzes nach dem Tode des Verfassers ist ein besonderes Verdienst der gesammelten Ausgabe.

Dann aber kommt ein drittes Gebiet von Moes fürsorgender Arbeit, und das führt uns näher an die besondere kulturelle Bedeutung seiner Persönlichkeit heran. Das ist die norwegische Mundartenforschung und Sprachpflege. Ich sage absichtlich Sprachpflege und nicht Sprachforschung, weil eben in der nationalen Vertiefung seiner sprachlichen Aufgabe die Persönlichkeit Moes am tiefsten gefaßt wird, und weil er darin wiederum nur ein reinster

und edelster Ausdruck dessen ist, was Norwegen im 19. Jahrhundert überhaupt war: ein Gebiet schöpferischer Kulturgestaltung.

Dies muß etwas näher betrachtet werden. Die Eigenart Norwegens im 19. Jahrhundert ist durch eine seltsame Mischung von Traditionslosigkeit und von Verbindung mit einer großen Vorzeit bestimmt. Das alte Norwegen hatte aus seinem Reichtum die Kräfte abgeben können, die einst die westlichen Inseln besiedelten und die isländische Kultur schufen, die höchste germanische, die wir kennen. Dabei blieb dem Stammland immer noch Kraft genug, um nicht nur eine eigene kulturelle Sendung zu erfüllen, sondern um in den Beziehungen zu den neuen Siedlungen immer weiter als das tragende Mutterland zu erscheinen. Die größten der isländischen Skalden dichteten zum Preise norwegischer Fürsten und fanden hier Ruhm und Ansehen; Snorri Sturluson, der zentrale Geist der isländischen Renaissance, schrieb nicht die Geschichte seiner Heimat, sondern die des norwegischen Königtums. Dann aber kam mit den politischen Wirrnissen des 14. Jahrhunderts ein überraschend schneller Niedergang. Norwegen wurde dänischer Reichsteil, bald genug einfach dänische Provinz. Die eigene Kultur starb ab, ja Schritt für Schritt wurde die alte westnordische Landessprache aus den Bezirken kulturellen Lebens, Literatur, Urkunde, Recht, Verwaltung usw. herausgedrängt, und als die Reformation der eigenen Volkssprache auch in der Kirche Bahn brach, kam sie nach Norwegen in dänischem Gewande und vollendete nur die Entwicklung der letzten Jahrhunderte. Es ist eine taube, dumpfe Zeit im Lande; wer nach Leben und Bedeutung strebte, fand sie in der Reichshauptstadt, in Kopenhagen.

Das neue Norwegen beginnt — schüchtern und kaum bemerkt — um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einem Kreise junger Norweger in Kopenhagen, die sich zu einer „norwegischen Gesellschaft“ zusammenschlossen. Es war ein erster, schwacher Ausschlag der neuen Gedanken von Volkstum und nationaler Eigenwüchsigkeit, die von Montesquieu und der europäischen Vorromantik her bestimmt sind. Politisch ging sie nicht über den Wunsch nach Wiedergewinnung einer gewissen Selbständigkeit im Rahmen des Reichsganzen, praktisch-kulturell kaum über die Forderung einer eigenen Universität in Oslo hinaus. Als aber dann die Liquidation des napoleonischen Staatensystems im Verein mit dem

innernordischen Gegenspiel von Dänemark und Schweden 1814 die Trennung Norwegens von Dänemark und die nur lockere Unionsvereinbarung mit Schweden brachte, war der Augenblick da, wo Norwegen sein eigenes Leben neu beginnen konnte.

Die Zeit schien ungewöhnlich günstig. Denn soeben hatte die Romantik die Begriffe „Volk“, „Volkstum“ wenn nicht neu entdeckt, so doch mit neuem Leben und frischer Stoßkraft erfüllt. Und sie hatte zugleich die Geschichte in den Dienst dieser Aufgabe gestellt, indem sie den Glauben an eine ursprüngliche Höhe und Reinheit allen Volkstums verkündete und so die Vergangenheit zu einer Kraftquelle für die Gegenwart machte. So schien es klar, wo auch Norwegen geistig anzuknüpfen hatte. Das norwegische Altertum, glänzender und faßbarer als irgendein anderes germanisches, und das norwegische Volkstum, gegeben in der Masse der Bauern und der Seeleute, schienen sich von selbst darzubieten. Allein die besondere Richtung der nordischen Romantik verbaute zunächst den einen, die tiefe Kluft zwischen dänisch erzogener Bildungsschicht und eingesessenem Bauerntum den anderen Weg. Da die hauptstädtische Literatur zugleich die Trägerin der Romantik war, verquicken sich beide Erscheinungen. Diese Romantik aber sah den alten Norden als eine Einheit; Runen, Edda, Saga, Mythos waren ihr ein gleichmäßiges Eigentum aller nordischen Völker; die führende Eigenart Norwegen-Islands ertrank in dem großen Meer nordischer Gemeinsamkeit. Und schon hatten Dänen und Schweden, literarisch anerkannte Meister wie Öhlenschläger und Esaias Tegnér diesen Norden zu göltiger poetischer Prägung gebracht, ehe die junge norwegische Generation noch ans Werk gehen konnte, und es schien hoffnungslos, sich den Meistern und Mustern zu widersetzen. So war das norwegische Altertum national entkernt, unbrauchbar gerade zu der Abgrenzung des eigenen Wesens von dem der skandinavischen Nachbarvölker. Noch der junge Ibsen kämpft sich nur langsam durch die skandinavische „Gemeinromantik“ zu dem norwegischsten seiner Werke, zu den Kronprätendenten durch.

Die norwegische Bildungsschicht, wesentlich auf die Hauptstadt beschränkt oder geistig mit ihr verbunden, litt zuerst sichtlich unter der Abtrennung von dem lebenerfüllten Kopenhagen. Kristiania-Oslo ist keine norwegische Schöpfung, sondern eine

dänische und schwedische. Es hat bis heute etwas von der künstlich gemachten und kalten Architektonik der provinziellen Residenz behalten. Dem äußeren Gepräge der Stadt entsprach das innere. Der Blick der Gebildeten, der Literaten vor allem, ging nach Süden; Kopenhagen blieb die heimliche Hauptstadt des Landes. Wir erinnern uns der Bemühungen des jungen Ibsen um eine nationale Bühne; sie scheiterten in Kristiania und mußten sich in Bergen verwirklichen. Die erste Generation des neuen Norwegen hat dieselbe eigenartige Wurzellosigkeit wie die neue Hauptstadt.

Da kam seit den dreißiger Jahren die neue Generation zu Worte, und nun leuchten Namen auf wie P. A. Munch, Jørgen Moe, P. Chr. Asbjørnsen, M. B. Landstad. So verschieden diese Männer waren, ist ihnen doch das eine gemeinsam: sie suchen Norwegen im Lande selbst. Peter Andreas Munch ist der erste nationale Historiker Norwegens. Getragen, nicht verschlungen von der Romantik baute er aus den alten Quellen die Geschichte seines Landes auf und nannte sein monumentales Geschichtswerk „Geschichte des norwegischen Volkes“. Und weit über Forschung und Lehre auf seinem Hauptgebiet wurde er zum unermüdlichen Wecker und Förderer aller neuen norwegischen Bestrebungen. In seiner seltenen Vereinigung von wissenschaftlicher Strenge und breitester Wirkung auf das Volk war er der gegebene Mittelpunkt in dem großen Prozesse nationaler Neuschöpfung. So hat ihn Moltke Moe in seiner ergreifenden Rede bei der Munch-Feier der Universität 1910 gezeichnet (Saml. Skr. II, 288 ff.).

Die Wahl des Redners war auf den rechten Mann gefallen. Denn wenn einer, so war Moltke Moe der Erbe seiner Rolle als allgemein anerkannter, überparteilicher Mittelpunkt der nationalen Entwicklung auf geistigem Gebiet. Als er jene Rede hielt, waren schon Teile seiner großen Arbeit erschienen, die er selbst nicht mehr abschließen konnte, die aber nun in den gesammelten Schriften (III, 1—196) nach dem vorhandenen Material vollständig herausgegeben worden ist. Sie trägt den Titel „Det nationale gjennembrud og dets maend. P. Chr. Asbjørnsen — Jørgen Moe — Ivar Aasen.“ Sie schildert den Beginn des Werkes, das Moltke Moe fortsetzen sollte, die Wiederentdeckung des norwegischen Volkes in seiner volkstümlichen Literatur und seiner volkstümlichen Sprache.

1841 erschien das erste Heft von „Norske Folkeeventyr, samlede ved Asbjørnsen og Jørgen Moe“, ein dünnes Bändchen von weniger als 100 Seiten. Vom Standpunkt der allgemeinen Literaturgeschichte ist es ein besonders glücklicher Nachfahr des Grimm'schen Märchenwerkes. Für die norwegische Literaturgeschichte ist es unendlich viel mehr. Es ist der Augenaufschlag des norwegischen Volkes nach langem Schlaf, das erste Werk von Rang, das den Blick nicht nach Süden wandte, sondern nach Norden. P. A. Munch hatte seine schützende Hand darüber gehalten. In langer stiller Sammelzeit waren die Geschichten zusammengebracht und ausgearbeitet, norwegisch im Tonfall der Erzählung, in Ernst und Scherz, norwegisch durchklungen auch in der Sprache, die möglichst viel von der Eigenart der Erzähler zu bewahren versuchte und darum von dem gebildeten Dänisch der Hauptstadt seltsam abstach. Die Aufnahme der „Volksmärchen“ und der 1845 folgenden „Huldreäventyr og Folkesagn“ zeigt alle Schattierungen von vornehmer Ablehnung über zaudernde Verwunderung bis zu einer begeisterten Begrüßung, die alsbald spürte, daß hier entscheidend Neues am Werke war.

Auf Asbjørnsen-Moe folgte 1853 M. B. Landstad mit seiner Sammlung norwegischer Folkeviser namentlich aus Telemarken, an der P. A. Munch abermals helfend und fördernd beteiligt war. Sie erschloß ein neues Gebiet reich quellender volkstümlicher Dichtung und betonte ihr Norwegertum noch stärker als die Volksmärchen. Denn Landstad wählte eine Sprache, die ganz auf der Mundart ruht, diese aber durch Einführung altnordisch anmutender Schreib- und Wortformen zu veredeln trachtet. Die Verbindung von Volkstum und Altertum, wie sie P. A. Munch gefordert hatte, ist hier gewissermaßen programmatisch vollzogen. Nennen wir noch die etwas ältere, wenig bedeutende, im Sprachkleid noch rein literarische Sagensammlung von A. Faye (1833), so haben wir die Entdeckung der volkstümlichen Literatur als reich strömender Quelle nationaler Erneuerung kurz gezeichnet. Zugleich bedeutete das aber die Entdeckung des Bauern als des Trägers dieser Literatur, der nun von einem nationalen Glanze umleuchtet schien. Denn wer anders als der Bauer hatte das alte nationale Gut unbeirrt und zäh bewahrt, während sich die Gebildeten längst den Lockungen des Fremden gefangen gegeben hatten! Nun aber kam seine

Zeit. Wer Norwegen schildern wollte, mußte seinen Bauern schildern. So wird die norwegische Literatur von den Volksstücken des jungen Ibsen, den Bauernnovellen Björnsons bis zu Knut Hamsun und Joh. Bojer zum großen Teil eine Darstellung des norwegischen Bauern und Fischers in der norwegischen Landschaft. Und man kann nicht leugnen, daß sie dadurch ausgeprägte Eigenart erhält.

Gegen diesen Hintergrund gesehen, wird auch Moltke Moes volkstkundliche Arbeit erst richtig bewertet. So weit sein Blick über die volkstümlichen Überlieferungen der ganzen Welt schweifte, so ging er doch immer von Norwegen aus und kehrte dahin zurück. Anders wäre ihm seine Leistung wertlos erschienen. In seinem kleinen Aufsatz „Norwegische Volksdichtung“ (Saml. Skr. I, 260 ff.) sagt er: „So kann die Volksdichtung dazu dienen, die Kontinuität im Geist des Volkes und seiner Entwicklung zu vertreten und zu erklären. Nach Anschauung und Auffassung, nach Aufbau und innerer Form, oft auch nach der äußeren Darstellung fügt die Volksdichtung Glied an Glied in der langen Kette, von der Zeit unserer Väter bis zu unseren Tagen, von Eddalied und Saga bis zur Romanze, zur Bauernnovelle, zum Drama des 19. Jahrhunderts. In der Volksdichtung haben sich die großen Grundzüge in der schöpferischen Kraft der Nation ihren klarsten Ausdruck geschaffen. Und als Ausdruck der Eigentümlichkeit des Volkes in ihrer Kontinuität hat die Volksdichtung eine erneuernde Kraft — zu einer neuen Kontinuität.“ Gedankengänge, die nicht neu und sonderlich originell sind. Aber in dem Nachdruck, der auf den Begriffen „Kontinuität“ und „Erneuerung“ liegt, spüren wir das Eigene von Moltke Moe. So schreibt ein Mann, der die schöpferische Kraft volkstümlicher Überlieferung erlebt hat, und der seine Lebensaufgabe darin sieht, diese Kraft zu stärken und weiter nutzbar zu machen. Volkskunde wird zur Pflege des neu erwachenden Volkstums. Er war trotz aller Gelehrsamkeit kein Mann des Schreibtisches; er brauchte die Berührung mit seinem Volk, von dem er nahm, und dem er wiedergab, was er erhalten hatte. Wir erinnern uns der schönen Worte, mit denen Wilhelm Grimm den Trost schildert, der den Brüdern in Zeiten schwersten nationalen Niederganges aus der Beschäftigung mit ihrer Märchensammlung erwuchs, und wir schlagen mit Recht den Anteil hoch an, den die

Wiedererweckung der volkstümlichen Dichtung durch die Romantik an der Aufrichtung des deutschen Nationalgefühls im 19. Jahrhundert hatte. Wir können daran die Bedeutung volkskundlicher Arbeit für ein Land und eine Generation ermessen, die sich nach der Betäubung fremdbürtiger Bevormundung auf sich selbst zu besinnen und ein neues aufstrebendes Eigendasein zu gestalten hatte. Volkstumsforschung und Geschichtsforschung gingen da Hand in Hand. „Wir müssen da wieder anfangen, wo wir vor 500 Jahren aufgegeben haben“, hat Munch gesagt, Landstad hatte die Sprachtracht seiner Volksballaden der altnordischen Sprache angenähert, Moltke Moe betont die Kontinuität von der Edda und den Sagas bis ins 19. Jahrhundert.

Von der Volksdichtung ist es nur ein Schritt weiter zur Volkssprache. Aber in einem Lande ohne eigene Schriftsprache ist es ein Schritt von größter Bedeutung. Es ist schon erwähnt, wie neu und verblüffend die Sprachform der „Volksmärchen“ oder gar der „Volksballaden“ auf die Zeitgenossen wirkte. Aber das waren Einzelversuche für die ganz bestimmte Literaturgruppe der Volksdichtung. Die norwegischen Volkssprachen eingehend zu erforschen und zu lebendiger Wirkung zu wecken, wurde die Lebensarbeit Ivar Aasens. Er ist einer der seltsamsten und genialsten Autodidakten, die die Geschichte der Wissenschaften kennt. Bauer war er und blieb er; die Berührung mit der akademischen Welt oder gar das Aufgehen in ihr vermied er ängstlich; das war ihm zu dünne Atemluft. Zwischen der Arbeit auf dem väterlichen Hof arbeitete er an dem Plan einer gründlichen Sammlung der norwegischen Bauerndialekte. In ihnen lebte ja die alte, norwegische Sprache, die Sprache von Edda und Saga ungestört fort unter der Decke der dänischen Bildungssprache. Auch hier erwies sich der Bauer schließlich als der treue Hüter eines kostbaren Nationalgutes, während der Gebildete seine Berührung mit der Welt längst durch Aufgabe der eigenen Sprache erkaufte hatte. Darum ging der Gedanke Aasens, des Bauern-Autodakten, alsbald einen Schritt weiter. Ein Gelehrter hätte sich mit Sammeln und Inventarisieren begnügt. Er wollte praktisch wirken, das alte, kostbare Sprachgut wieder zur norwegischen Gemeinsprache machen. Es liegt etwas Aufklärerisches in dem Glauben, aus einer Reihe schriftloser Dialekte eine Schriftsprache

künstlich neu schaffen zu können und ein Volk mit einer literarisch festliegenden Schriftsprache zur Annahme des neuen Ausdrucksmittels bringen zu können. Es ist im Grunde eine Absage gegen die romantische Anschauung von dem unbewußt Schöpferischen im Werden der Sprache. Und es ist doch andererseits wieder der unerschütterliche Glaube an das durchaus romantische „Volkstum“, was allein Mut zum Werke geben konnte. Aasen kam selbst aus diesem Volkstum, blieb ihm immer treu. Das scheidet ihn von dem romantischen Literaten. Sein Blick auf das Volk ist realistisch, nicht sentimental. Dabei unterlag aber auch er der großen Persönlichkeit Munchs. Die Sprache, die er schuf, das norwegische „Landsmaal“ ist nicht allein auf den Volksdialekten, namentlich den westlichen, aufgebaut, sondern mit einem Tropfen altnordischen Öles gesalbt. Auch Aasen wollte „da anfangen, wo man vor 500 Jahren aufgegeben hatte“. Und erst langsam hat man erkannt, daß auch die alte Sprache Fremdkörper ist, nicht fördert, sondern hemmt. Moltke Moe hat das begriffen.

Ivar Aasens Streben und die Riesenkraft, mit der er es ins Werk setzte, haben Norwegen die schwierigste Frage seiner inneren Kultur gebracht, die Sprachfrage. Aber so sicher es ist, daß sich unendlich viel Fanatismus, Dilettantismus, Kleinlichkeit und Kurzsichtigkeit in der norwegischen Sprachenfrage vorgedrängt haben und die Landsmaalfrage in schlechten Ruf, das norwegische Volk in unnütze Zersplitterung getrieben haben, so sicher ist es, daß die Arbeit der Besten an dieser Aufgabe mitgewirkt hat, und daß sie nicht vergebens gewesen ist. Und alle die Fehler der Landsmaalbewegung zeigen zuletzt doch nur, wie brennend die Sprachenfrage Norwegens ist, und wie unmittelbar hier ein Arbeitsgebiet der Volkskunde mit den aktuellen Lebensinteressen einer Nation verbunden ist.

Hier setzt denn auch die dritte, nach außen am wenigsten bekannte, für Norwegen aber bedeutungsvolle Arbeitsleistung Moltke Moes ein, die nicht mit der Bezeichnung „Dialektforschung“, wohl aber mit dem Ausdruck Sprachpflege getroffen wird. Der erste Aufsatz Moes auf diesem Gebiet trägt bezeichnenderweise den Titel „Unsere höhere Schule und die Volkssprache“ (Saml. Skr. I, 113ff.) und ist die ausführliche Besprechung eines Schullesebuches für Landsmaalzwecke. Und wir spüren hier bereits die ruhige und

überlegene Gerechtigkeit, die Moe dazu fähig machte, im Sprachkampf seiner Heimat, der zugleich Angelpunkt der inneren Kulturpolitik überhaupt wurde, jene überparteilich einigende Stellung einzunehmen, die dem Lande und der Sache so überaus nützlich gewesen ist. Mit gleichmäßig sicherem Blick erfaßt er die Gruppen: Bauerndialekt, Stadtsprache und Buchsprache als geschichtlich bedingte Begriffe von eigenem Recht. Und wenn er der Sehnsucht nach einer Einigung in der Zerrissenheit Ausdruck gibt und dem Landsmaal eine wichtige Rolle dabei zuweist, so geschieht es nicht in einseitiger Parteinahme, sondern mit dem weiten Blick, der die einzelnen Faktoren überblickt und den einigenden Generalnenner sucht. Das, was vermutlich das Ergebnis der norwegischen Sprachentwicklung sein wird, die Durchsäuerung der traditionellen norwegischen Schriftsprache mit norwegischer Sonderart, diese Konvergenzentwicklung, bei der das Landsmaal wichtiger Gärstoff, aber nicht Endprodukt sein wird, das ist im Grunde von Moltke Moe bereits als wünschenswertes Ziel aufgestellt worden. Er war dem Lebendigen zugewandt. Darum bekämpfte er die toten historischen Formen in Aasens Schöpfung; darum verschloß er sich aber auch nicht einseitig dem Recht der anderen Sprachformen Norwegens. Er umfaßte alle mit einer väterlichen Liebe, weil er an die erzieherische Möglichkeit glaubte, sie nach einem einheitlichen, idealen Gesichtspunkt entwickeln zu können.

Das gibt seiner Spracharbeit die Ruhe, aber auch die Wärme. Es ist ihm keine unnütze Arbeit, sich an der Herausgabe eines Schulbuches zu beteiligen, in dem sich die Vernorwegischung der Schriftsprache, die Entlastung des Landsmaal von Überflüssigkeiten durchsetzen will. Er widmet seine volle Kraft einer scheinbar so äußerlichen und kalten Sache wie der Rechtschreibungsfrage. Aber er sieht sie zugleich als eine Sprachfrage und als eine nationale Entscheidung darüber, ob dänisches oder heimisches Gewand künftig die norwegische Schriftstellerei umkleiden solle. Auch hier nimmt er in den endlosen Kämpfen und Verhandlungen, Zersplitterungen und Abmachungen in würdiger und überlegener Weise den Platz eines Einigers ein. Sein großer Aufsatz „Rechtschreibung und Volksbildung“ (Saml. Skr. I, 219 ff.) ist in seiner ruhigen Wärme ein Genuß zu lesen. Alle die auch uns bekannten Gesichtspunkte von historischer und phonetischer Rechtschreibung, praktischem

oder ästhetischem Schriftbild usw. scheinen neu und von gelobtem Wert, wenn dahinter die Sehnsucht nach dem Ausdruck eigenen Volkstums steht. Zu einem würdigen Pathos steigert sich der Schluß, der zu rascher Tat drängt, da es sich „um eine nationale Forderung“ handle, und der in der Einigung der Rechtschreibung den Vorläufer zur Lösung der letzten größeren Aufgabe, der Schöpfung der einheitlichen norwegischen Schriftsprache sieht.

Von noch höherem Gesichtspunkt sieht sein Aufsatz „Nationalität und Kultur“ (Saml. Skr. II, 252 ff.) die Sprachfrage. Er begreift die Sprachsplitterung als Kraftsplitterung, als Kluft zwischen Bildung und Volk. Und er sieht in der norwegischen Sprachbewegung das Mittel, das dünn gewordene Blut der Intelligenz mit neuer Kraft zu erfüllen, die abgegriffene Münze der Kultur neu und eigenartig zu prägen. Er tritt bewußt für eine schöpferische Kulturpolitik aus den Kräften der Volkstiefe ein, erkennt die Möglichkeit einer Neugestaltung des nationalen Lebens aus dem norwegischen Volkstum. Nicht phantastisch und nicht fanatisch. Aber mit einem Glauben an die Kraft eines Volkes zur Selbstverjüngung, an die Unerschöpflichkeit der Volkskraft, der gerade bei uns und gerade jetzt einen Nachhall wecken kann. In aller Zersplitterung spricht er das Wort: „Nur dürfen wir nicht vergessen, daß beide Teile Recht haben, aber nicht das ganze Recht, daß jeder seine Seite des großen Kulturgesetzes vertritt.“ Und ein andermal hören wir: „Ob wir Stadtvolk oder Landvolk, ob wir Landsmaalanhänger oder Riksmaalanhänger sind, immer sind wir Norweger.“ Das war seine Größe; er ließ sich nicht von einer Richtung des nationalen Gedankens beherrschen, sondern er beherrschte diesen nationalen Gedanken.

Darin liegt die überpersönliche Bedeutung von Männern wie Munch, Aasen, Moltke Moe. Sie erfaßten ihre wissenschaftliche Aufgabe nicht mit dem Verstand allein. Sie wußten, daß das Wort von der „geistigen Führung“ nicht nur eine Redensart ist, daß sie nicht in einem Hohlraum, sondern in einem Volksraum zu arbeiten hatten. Sie wurden nicht zu dem unerfreulichen Typ des politisierenden Professors, sie hatten ihre eigene Aufgabe in dem großen Erwachen Norwegens, weil sie Gefühl für Stil und Grenzen hatten. Wir sollten an dem Norwegen des 19. Jahrhunderts nicht achtlos vorbeigehen. Denn es ist uns ein lebendiges

Beispiel einer kulturschöpferischen Leistung und eines Versuchs, die Aufgabe unter voller Heranziehung der tiefen Kräfte eines Volkes zu lösen. Die Schwächen und Fehler alles menschlichen Werkes fehlen auch hier nicht. Aber was die Besten gedacht, gewollt und doch auch erreicht haben, kann nicht nur interessant, es kann auch vorbildlich sein. Moltke Moe gehörte zu den Besten. Nach seinem Tode hat diejenige Zeitschrift, der er seiner ganzen Neigung nach wissenschaftlich am nächsten stand, einen Nachruf an ihn veröffentlicht. Darin lesen wir den Satz: „Sein größter Reiz war seine Persönlichkeit. Wenn man sein Konto aufstellen will, werden seine Schriften trotz allem in zweiter Linie kommen. Moe liefert den schlagenden Beweis dafür, daß auch der Gelehrte mehr durch das wirken kann, was er ist, als durch das, was er tut.“

Der katholische Geistliche im Volksglauben.

Von Karl Olbrich.

Vor dem Geistlichen als dem Stellvertreter Gottes beugt sich in tiefer Ehrfurcht der gläubige Katholik. Aber dem Abergläubischen verschwamm die Scheidelinie zwischen dem, was der Priester tut, und dem, was man sonst von Zauberern und Hexenmeistern glaubte; der Priester galt selbst als Zauberer, und ihm wurden magische Kräfte beigemessen, die ihn zum Herrn über die Geister und Dämonen machten. Manche Umstände haben zu dieser Verwirrung beigetragen. Durch das Sakrament der Weihen ist der Priester aus der Reihe der gewöhnlichen Menschen herausgehoben, Außergewöhnliches sah man ihn auch vollziehen. Wenn er in einer dem Laien unverständlichen, seltsam klingenden Sprache bei liturgischen Vorgängen redete, meinte der Abergläubische geheimnisvolle Beschwörungsformeln zu hören¹⁾. Und eines Schauerns konnte er sich nicht erwehren, wenn der Priester das rätselhafte

¹⁾ Das Reden in fremden Sprachen, z. B. der lateinischen, erweckt ebenso wie der Besitz von Büchern fremdsprachlichen Inhalts in dem gemeinen Mann oft die Vorstellung, daß es sich um Hexerei und Zauberei handelt, und daß, wer solche Kenntnisse und Bücher hat, mit überirdischen Kräften in Verbindung steht (O. Büchel, Die deutsche Volkssage, Leipzig 1909, S. 15 f. u. a.).

Mysterium der Wandlung bei der Messe vollzog und feierlich die Monstranz erhob.

I. An Messe und Monstranz knüpft sich mancherlei Aberglauben.

So soll der Geistliche nach dem Volksglauben während der Messe manches sehen und erfahren, was anderen Sterblichen verschlossen bleibt. Im Salzkammergut besteht der Glaube, daß der Priester, der die erste Messe für einen Verstorbenen liest, bei der Wandlung dessen Seele sieht und ihren Aufenthalt erfährt, es aber niemand sagen darf. Ist die arme Seele verloren, so kommt der Priester mit der Messe nicht vorwärts¹⁾. In der Oberpfalz will man Pfarrer kennen, die während der Wandlung in der heiligen Messe jedesmal wußten, ob der Verstorbene, für den die Messe gelesen wurde, gut oder böse verschieden war²⁾. Im Münsterlande (Oldenburg) meint man, wenn der Priester bei der Totenmesse lange betet und die Kerzen dabei hell brennen, erfahre er, ob die Seele eines Verstorbenen selig geworden sei. Sehr fromme Geistliche sollen sogar die Seele des Verstorbenen auf den Altar beschwören können, und schon manche Familie soll auf diese Weise über das Schicksal eines verstorbenen Angehörigen beruhigt worden sein³⁾. Im Sulental und Waldlande (Steiermark) glaubt man, bei Schwurmessen (?) zitiere der Pfarrer den Teufel, der dann mit dem, den er geholt hat, sich an der hinteren Kirchentüre blicken lasse⁴⁾. In Tirol, Kärnten, Baden begegnet man dem Glauben, daß der Geistliche bei der Messe die Hexen, die in der Kirche sind, erblickt: Nur der Priester kann während der Messe die Goasweibeln (Hexen) sehen, die in der Kirche sind und auf dem Kopfe Melchseier tragen (Tirol)⁵⁾. Der Geistliche kann am Christmorgen in der Mette die Hexen, die in der Kirche sind, durch das Monstranzglas schauen (Bühl i. Baden)⁶⁾. Wenn der Geistliche

¹⁾ F. v. Andrian, Die Altausseer, Wien 1905, S. 118 f.; J. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, Innsbruck 1871, S. 50.

²⁾ Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz, Augsburg 1857, I, 276.

³⁾ L. Strackerjan, Aberglaube aus dem Herzogtum Oldenburg, Oldenburg 1909, I, 220.

⁴⁾ K. Reiterer, Altsteierisches, Graz 1916, S. 19.

⁵⁾ J. R. v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, S. 259.

⁶⁾ E. H. Meyer, Badisches Volksleben, Straßburg 1900, S. 558.

die Monstranz hebt, sieht er durch sie alle Hexen, die in der Kirche sind; wenn er „orate fratres“ sagt, sieht er die Hexen ärschlings in der Kirche stehen; deshalb schlägt der Priester selten dabei die Augen auf, sondern blickt zu Boden (Tirol)¹⁾. Der Geistliche kann, wenn er durch die Monstranz sieht, die Zauberer erkennen und dann bannen, z. B. eine wettermachende Hexe (Kärnten)²⁾.

II. Dieses Schauen und Zitieren der Seelen Verstorbener und das Erkennen der Zauberer und Hexen hängt mit dem allgemeinen Volksglauben zusammen, daß der Geistliche gewaltige Bann- und Zauberkraft besitzt. Deshalb treten auch Priester und Pater neben dem Scharfrichter und Hexenmeister³⁾ als Geisterbanner auf. In besonderem Rufe als solche standen in Oldenburg die Franziskanerpater des Klosters Vechta⁴⁾. Im Elsaß und in Baden holte man in solchen Fällen am liebsten einen Kapuziner⁵⁾; im Oberinntal suchte man zu gleichem Zwecke früher die Jesuiten, dann die Kapuziner auf⁶⁾. In der Oberpfalz genossen die „Jesuwiter“, nach ihrer Aufhebung die Franziskaner, seit Aufhebung der Klöster die Frühmeßner Ansehen als Banner⁷⁾. Genannt werden als tüchtige Geisterbanner der Kapuzinerpater Anton Maria, der im Rufe stand, nie vergebens zur Hilfe gerufen zu werden⁸⁾, der überaus gescheite Pater Petrich, der wegen seiner Frömmigkeit große Macht über alles Böse besaß⁹⁾, der Kapuzinerpater Guido, dessen Beschwörungen und Exorzismen viele Geister weichen

¹⁾ Zingerle a. a. O. S. 66.

²⁾ G. Graber, Sagen aus Kärnten, Leipzig 1912, S. 226.

³⁾ Arzt, Geistlicher und Hexenmeister kommen zusammen in einer schwäbischen Erzählung vor: Da wird bei einer Erkrankung zuerst zum Arzt, dann zum Pfarrer geschickt; als alles nicht helfen will, schafft man den Kranken zum Hexenmeister nach Zürich, wo er gesund wird. (Pfister, Schwäbische Volksbräuche, Augsburg 1924, S. 32.)

⁴⁾ Strackerjan a. a. O. I, 430 und 106.

⁵⁾ A. Stöber, Die Sagen des Elsasses, Straßburg 1892 I, 106; II, 132 und Meyer a. a. O. S. 560.

⁶⁾ Alpenburg a. a. O. S. 139.

⁷⁾ Schönwerth a. a. O. III, 113 f.

⁸⁾ Alpenburg a. a. O. S. 280.

⁹⁾ K Reiser, Sagen des Allgäus, Kempten s. a. I, 210 f.

mußten¹⁾, Pater Steiner, dem die Geister nie etwas anhaben konnten²⁾, der Franziskanerpater Georg, der wegen Malefizangelegenheiten im ganzen Lande gebraucht wurde³⁾. Im Sarganser Lande waren als Teufelsbeschwörer und Hexenbanner angesehen die Kapuzinerpater Walser, Impert, Schwendener⁴⁾. Im Bergischen war der Franziskanerpater Credientes aus dem Kloster Neviges als größter Banner seiner Zeit berühmt⁵⁾. In Westböhmen werden als Geisterbanner und Wettersegner genannt der Pater Zörkler in Neudeck und der selbst von Geistlichen gefürchtete Kaplan Hahn⁶⁾. Nicht jeder Geistliche oder Pater ist imstande, mit Erfolg zu bannen; berufen dazu sind allein die, welche keine Schuld begangen haben. Kann der böse Geist dem Banner nur die geringste Sünde aus seinem Vorleben vorhalten, so erreicht er nichts und muß mit Schimpf und Schande abziehen⁷⁾. Auch einige Erfahrungen muß der Exorzist bereits besitzen. In der Oberpfalz sagt man, er muß ein Mann Gottes sein, der durch frommes Leben dem Herrn treu dient und keine Schuld auf sich hat⁸⁾. Auch sonst wird in Banngeschichten betont, daß es ein gottesfürchtiger, heiliger Priester war; ein heiligmäßiger, frommer Kapuziner; ein sehr frommer Pater; ein schuldloser Einsiedler; ein Kapuziner, der wegen seiner Frömmigkeit weit und breit bekannt war; ein Priester von ganz ausgezeichneter Frömmigkeit; ein Priester, dessen Lebenswandel allzeit rein und heilig war; ein sehr gottesfürchtiger Priester, an dem kein Tadel war; ein Priester, der wegen seiner

¹⁾ A. Birlinger, Aus Schwaben, Sagen, Legenden, Volksbräuche, Wiesbaden 1874, S. 233.

²⁾ Grädl, Sagenbuch des Egerlandes, Eger 1892, S. 57.

³⁾ Reiser a. a. O. II, 440.

⁴⁾ W. Manz, Volksbrauch und Volksglaube des Sarganser Landes, Basel 1916, S. 45.

⁵⁾ O. Schell, Bergische Sagen, Elberfeld 1897, S. 41 und 64. Er hieß Clementines Schmitz, lebte 1809 bis 1844 im Kloster Neviges, wirkte mit christlichen und magischen Mitteln und tritt in zahlreichen Geschichten auf, vgl. G. Henssen, Zur Geschichte der bergischen Volkssage, Elberfeld 1928, S. 46 ff.

⁶⁾ A. John, Sitten usw. im deutschen Westböhmen, Prag 1905, S. 286; J. Endt, Sagen aus dem Erzgebirge, Prag 1909, S. 19, 37, 55.

⁷⁾ Kühnau, Schlesische Sagen, Leipzig 1910, I, 450; Strackerjan a. a. O. I, 252;

⁸⁾ Schönwerth a. a. O. III, 116.

Frömmigkeit große Macht über alles Böse besaß; ein Priester, der schon manchen Zauber gelöst hatte; ein frommer Klostermönch, der mit Geistern umzugehen verstand; ein alter Dechant, der sich auf das Besprechen unsauberer Geister verstand; ein Geistlicher, der gegen Hexen und Zauberer große Gewalt hatte; ein Kapuziner, der als Beschwörer und Hexenbanner weitem bekannt war; ein Frühmeßner, den man den Hexenherrn nannte; ein Geistlicher, der hexen- und wettergerecht war¹⁾, usw.

Das Volk schätzte seine Geistlichen und Pater, die mit Hilfe der sogenannten weißen Magie ihm gegen alle bösen Geister halfen. Es traute ihnen aber manchmal auch die Kenntnis und Ausübung der schwarzen Magie zu. In Schlesien lebte ein Kaplan, der ein Schwarzkünstler war und das sechste und siebente Buch Mosis vorwärts und rückwärts lesen konnte²⁾. Einem Priester in Pommern sagte man nach, er verstehe sich auf die schwarze Kunst³⁾. Im Bergischen raunte man, der Franziskanerpater Cyrillus aus dem Kloster Marienthal befasse sich mit allerlei geheimen Künsten und vermöge durch seine kabbalistischen Rechnungen Schätze aufzufinden⁴⁾. In Litauen glaubt man allen Ernstes, der katholische Priester könne dem Feinde böse Krankheiten auf das Haupt beten, und fordert es von ihm⁵⁾.

III. Bevor sie von den volkstümlich derben Kapuzinern, die als Geisterbanner berühmt waren⁶⁾, verdrängt wurden, standen

¹⁾ Birlinger a. a. O. I, 200; Wolf, Niederländische Sagen, Leipzig 1843, S. 316; Heyl, Volkssagen aus Tirol, Brixen 1897, S. 66, 263, 367; Voges, Sagen aus Braunschweig, Braunschweig 1895, S. 98; Waibel-Flamm, Badisches Sagenbuch, Freiburg 1899, S. 15 und 154; Freisauff, Salzburger Volkssagen, Wien 1880, S. 533; Reiser a. a. O. I, 217; Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, Gera 1871, S. 234; Kühnau a. a. O. I, 474; Schöppner a. a. O. II, 292; Heyl a. a. O. S. 315; Leoprechting, Aus dem Lechrain, München 1855, S. 51 und 86.

²⁾ Kühnau a. a. O. I, 451. Im sechsten und siebenten Buche soll Moses sich über die schwarze Kunst ausgesprochen haben, die er gemeinsam mit Aaron in Ägypten anwandte. Die Bücher sollen sich unter Eingeweihten fortgeerbt haben und später in die Klöster und in die Hände katholischer Geistlicher gekommen sein (Henssen a. a. O. S. 17).

³⁾ U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, Berlin 1890, S. 23.

⁴⁾ Schell a. a. O. S. 423 f.

⁵⁾ H. Frischbier, Hexenspruch und Hexenbann, Berlin 1870, S. 25; vgl. J. G. Hintz, Die gute alte Sitte in Ostpreußen, 1862, S. 12.

⁶⁾ Zu dem Verlauf solcher Bannungen vgl. Strackerjan I, 253; Schönwerth a. a. O. III, 113 ff., Wuttke 484 § 774. — Zur Volkstümlichkeit der Kapuziner

die Jesuiten im Rufe besonderer Bannkraft. In Thüringen sind die sogenannten Popelträger (d. h. Geisterbanner), so oft sie in Geschichten vorkommen, fast jedesmal Jesuiten¹⁾. Zahlreiche Erzählungen berichten, wie Jesuiten spukende Geister und bösertige Gespenster in Moraste, Sümpfe, Wasserfälle, Bäume, Dornhecken, Ruinen, Klippen, Klammen, schwarze Kammern bannten²⁾. Der Ruf großer Heiligkeit umgab sie. „Jesuiten sind Leute ohne Sünde“ antwortete dem Heinrich Ruppert auf die Frage, was denn Jesuiten seien, seine Mutter³⁾. Wie kräftig und unerschrocken ein Jesuit dem Teufel zu Leibe ging, berichtet eine Geschichte aus dem Erzgebirge: als in Baumeister Siegels Haus der Teufel umging, kam zufällig ein Jesuit des Weges daher, der auf die Bitte, ihn auszutreiben, sich entkleidete, den Leibriemen vom Leibe zog und so wacker auf den Teufel losschlug, daß der wie ein Blitz durchs Fenster floh⁴⁾. Daß eines Jesuiten Fluch in Erfüllung geht, zeigt eine elsässische Sage: als ein Jesuit von einem Protestanten, den er durchaus bekehren wollte, erdolcht wurde, verfluchte er vor seinem Tode ihn und seine Nachkommen, daß immer ein Knabe einen Rotkopf haben sollte; und das geschah auch⁵⁾.

Die Jesuiten sollen aus Zauberbüchern von vielen verborgenen Dingen Kunde haben. Einst kamen fremde Mönche — es waren Jesuiten — in das Dörflein Thal; sie wohnten dort in dem Wirtshause nahe dem ehemaligen Kloster Weißenborn. Mit ihnen verkehrte der Wundermann Vorwerks-Hannes, studierte mit ihnen zu-

vgl. E. H. Meyer a. a. O. S. 560; A. Stöber, Sagen der Elsasses, Straßburg 1892, I, 106; W. Manz a. a. O. S. 45 f; eb. Anm. eingehende Literatur über die Teufelsbeschwörungen, Geistbannereien, Weihungen und Zaubereien der Kapuziner.

¹⁾ L. Bechstein, Der Sagenschatz des Thüringer Landes, Meiningen 1857, III, 201.

²⁾ Zaunert, Hessisch-nassauische Sagen, Jena 1929, S. 328; K. Lyncker, Deutsche Sagen in hessischen Gauen, Cassel 1854, S. 62; Bechstein a. a. O. II, 118, III, 182, 188; Schell a. a. O. S. 380; Kühnau a. a. O. I, 460; Gradl a. a. O. S. 61; Reiser a. a. O. I, 95; Alpenburg a. a. O. S. 158, 162; Voges a. a. O. S. 93, 95, 97; Schönwerth a. a. O. III, 116; Schambach-Müller a. a. O. 230; Wucke, Sagen von der mittleren Werra, Salzungen 1861, I, 144, II, 8, 33, 47 f., 97, 104, 160, 164.

³⁾ Zaunert a. a. O. S. 328.

⁴⁾ Endt a. a. O. S. 194.

⁵⁾ Stöber a. a. O. II, 123 f.

sammen viel in alten Büchern und ging verborgenen Schätzen nach¹⁾. Daß die Jesuiten große Schätze besitzen, steht beim Volke fest. Wie sie zu ihnen kamen und überhaupt alle Zauberkünste errungen haben, sucht eine Tiroler Geschichte zu erklären: 1681 war das Kollegium der Jesuiten zu Innsbruck in den Besitz von Weiherburg gekommen. Sie traten sehr energisch gegen Aberglauben, Hexerei und dergleichen auf, sammelten Zauberbücher und vernichteten sie zum Teil, so daß bald kein Mensch mehr Zauber ausüben konnte. Da klagten alte abergläubische Leute, daß nun alle Zauberbücher, Gertrudisbücher und alte Bücher, die über Bannen, Unsichtbarmachen, Schatzgraben und dergleichen handelten, von den Geistlichen verbrannt oder selbst behalten seien; zuerst taten das die Jesuiten (dann die Kapuziner und Franziskaner, auch alle Weltgeistlichen). Daher haben sie nun die Macht in den Händen. Darum konnten auch die Jesuiten so reich werden; denn ihnen standen alle Schätze offen²⁾. Wiederholt wird berichtet, daß man einen Jesuiten als fachkundigen Berater heranzog, wenn es sich um das Heben eines Schatzes handelte³⁾. So ließ in der

¹⁾ Bechstein a. a. O. II, 131 f. — Da die Jesuiten als gewiegte Kenner auf dem Gebiete der Zauberei galten, nannten Zauberschriften als Verfasser gern einen Jesuiten. So erschien im Jahre 1505 zu Salzburg eine Schrift unter dem Titel „Des hochwürdigen Herpentilis, der Gesellschaft Jesu Priester, kurtzer Inbegriff der übernatürlichen schwarzen Magie, enthaltend Beschwörungen und Namen der mächtigsten Geister usw.“. Da der Jesuitenorden erst 1540 gestiftet worden ist, kann die Schrift nicht von einem Jesuiten verfaßt worden sein; ebenso ist die Jahreszahl gefälscht, da man 1505 von Jesuiten noch nichts wußte. Der Herausgeber wollte wahrscheinlich durch die Nennung eines Jesuiten als Verfasser und das angeblich hohe Alter des Buches ihm besonderes Ansehen verschaffen.

²⁾ Alpenburg a. a. O. S. 253; vgl. Rochholz, Schweizer Sagen, Aarau 1856, II, 213: Pfarer Schalläume in Wolfliwill kauft alle Zauberbücher zusammen und studiert darauf Tag und Nacht, um selbst ein Hexenmeister zu werden, und lernt von den Heiden auf den Bilgerhöfen allerlei Zauberkunststücke, vgl. a. a. O. S. 148.

³⁾ Neben den Jesuiten werden vereinzelt auch Franziskaner und Kapuziner als Schatzgräber erwähnt (Birlinger a. a. O. I, 343; Rochholz a. a. O. I, 260; Schambach-Müller a. a. O. S. 111). Im Kanton Zürich herrscht allgemein die Meinung, daß nur Katholiken sich auf das Handwerk der Schatzgräberei verstehen, daß nur sie durch Zeremonien aller Art Beschwörungen vollziehen können, welche zum Gewinnen eines Schatzes notwendig sind. Schatzgräber geben sich deshalb gern als Papisten aus, auch wenn sie es gar nicht sind, um

letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Graf von Gersdorf unter Leitung eines fachkundigen Jesuiten nach der im Schafberge vergrabenen Schatztruhe graben¹⁾. Als Leute den gewaltigen Schatz auf dem großen Hermannsberge gewinnen wollten, teilten sie es einem Jesuiten mit, der den Zauberspruch kannte und alles vorbereitete²⁾. Etliche, die den Schatz auf dem Schlosse Liebenstein heben wollten, ließen einen Jesuiten kommen und durch diesen die Sache vorbereiten³⁾. Außer der richtigen Zauberformel gehört zum Heben eines Schatzes die Kenntnis, wo er liegt, und auf welche Weise man ihn gewinnen kann. Der Küster des Klosters zu Dermbach belauschte einmal Jesuiten, die in alten Pergamenten den Ort des Schatzes in der Ringmauer der alten Kapelle zu Asbach genau beschrieben gefunden hatten und sich darüber unterhielten, wie er zu heben sei. Leider benutzte der Lauscher seine Kenntnis dazu, den Jesuiten zuvorkommen und selbst den Schatz zu heben⁴⁾. Nicht wenige Geschichten erzählen, wie die Jesuiten Schätzen nachspürten und sich durch ihr Heben bereicherten. In Tirol sagt man, die neuen Besitzer von Weiherburg (die Jesuiten) hätten den Geist des früheren Besitzers gebannt und sich dann seines Schatzes bemächtigt⁵⁾. Im „Alten Haus“, einem Felsvorsprung bei Laubetha, soll nach dem Glauben der Voigtländer ein Schatz verborgen sein; Leute beobachteten, wie fremde Menschen dort hineingingen. „Das sind Jesuiten gewesen“, sagten sie und sagen es heute noch, und die Jesuiten hätten das Geld aus dem Alten Hause ausgeräumt⁶⁾. Auch in den alten Kellergewölben von Chorin soll nach dem Volksglauben ein großer Schatz verborgen sein, und man erzählt, alle Jahre erschienen dort Jesuiten, um nachzusehen, ob er noch vorhanden sei, und holten sich einen Teil davon; denn sie allein

bei betörten Menschen von vornherein Glaubwürdigkeit und Vertrauen zu erwecken. (Schweiz. Archiv f. Vlk. XX (1916), S. 427 f.); Birlinger a. a. O. I, 269, meint, daß die Leute, welche solche Schatzgräbereien vorspiegelten, meistens Dorfmeßner, brotlose, vagierende Pfaffen und dergleichen waren.

¹⁾ A. Meiche, Sagenbuch des Königreiches Sachsen, Leipzig 1903, S. 281.

²⁾ Wucke a. a. O. I, 19.

³⁾ Ebenda I, 87 f.

⁴⁾ Ebenda I, 31.

⁵⁾ Alpenburg a. a. O. S. 331.

⁶⁾ J. A. E. Köhler, Volksbrauch im Voigtlande, Leipzig 1867, S. 556, vgl. Meiche a. a. O. S. 27.

kennen das Zauberwort, vor dem sich die eisernen Türen erschließen¹⁾. Der Schatz in den „föllischen“ Bergen zwischen Kaltenlengsfeld und Dermbach wurde durch die Hand eines „Jesewitters“ gehoben²⁾. Auf dem Gramberge soll früher ein Schatz gelegen haben. Da kam einst zu Fronleichnam eine Schar Jesuiten paarweise und betend von Ellwangen her und verweilte auf dem Gramberge mehrere Stunden, und niemand wußte, was dort vorging. Als die Jesuiten aber herabkamen, waren sie ganz heiter, beteten nicht mehr und waren auch nicht mehr in geordnetem Zuge. Dagegen vernahm man ein ungeheures Gerassel in der Luft, wie wenn einige schwere Lastwagen dahinführen, und alle diese Wagen fuhren Ellwangen zu. Die Jesuiten hatten den Höllenhund, der den Schatz auf dem Gramberge bewachte, überwunden und genötigt, ihnen all das Geld auf den Schöneberg zu führen. Damit bauten sie die Schönebergkirche³⁾. Wie hier der bezwungene Höllenhund den Befehl der Jesuiten ausführt, so tritt in einer schwäbischen Geschichte der Teufel als ihr Diener auf: während der Zeit, als die Jesuiten von Rottenburg im Besitz des alten Bühler Schlosses waren, sollte einmal ein Knecht aus Bühlen Jesuiten in Rottenburg eine Ladung Bier bringen. Wie er dort zum Hause des Rektors der Jesuiten kommt, findet er alle Türen geöffnet, obwohl noch alles zu schlafen schien. Als er nun hineingeht, sieht er in dem Gange eine ganze Reihe hölzerner Fässer stehen, an denen ein kleines, unkenntliches Männlein in Pantoffeln auf und nieder läuft. Da ward dem Knechte unheimlich zumute, und er weckte den Wächter. Als beide zurückkamen, war das Männlein mitsamt den großen Zubern verschwunden, nur ein arges Poltern ließ sich hören, als ob das ganze Kloster einfallen wollte. Das kleine Männlein war aber niemand anders als der Teufel, den die Jesuiten zwangen, daß er ihnen Geld schaffen mußte, Daher sie denn auch so arg reich waren⁴⁾. Nicht

¹⁾ A. Kubn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Leipzig 1848, S. 40.

²⁾ Wucke a. a. O. II, 123.

³⁾ Birlinger a. a. O. I, 251.

⁴⁾ E. Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben, Stuttgart 1852, S. 83 f. — Wie die Jesuiten über den Teufel herrschen, zeigt auch eine bei Schambach-Müller a. a. O. S. 165 verzeichnete Geschichte: Als vor etwa 100 Jahren Jesuiten zwischen Einbeck und Ammensen fuhren, sahen sie eine feurige Masse wie ein Heu-

immer freilich gelingt den Jesuiten die Hebung eines Schatzes; die Volkssagen berichten ja auch sonst nur selten von seinem Gewinnen, sondern lassen es durch Brechen des gebotenen Stillschweigens, Erscheinen grauenhafter Gestalten usw. vereiteln. So wollte ein Jesuit den Querfurter Klosterschatz heben; um Mitternacht hatte er einen Kreis gezogen und hub an zu beten; schon erschien die Braupfanne voll Goldes, doch oben darauf lag ein schwarzer Hund mit funkelnden Augen und feuriger Zunge. Der Jesuit betete zwar weiter, wurde aber in der Formel irre; da tat es einen Schlag und alles verschwand¹⁾. Auch beim Wahlteiche unter Hohenleuben begannen einmal Jesuiten den dortigen Schatz zu heben; alle Störungsversuche und Drohungen der ihn behütenden Geister waren vergebens; aber als die Arbeiter die Braupfanne heraushoben, erschien plötzlich ein schwarzer Hund, und alles verschwand²⁾. — In der oben erzählten schwäbischen Sage erinnert das kleine Männlein, das den Jesuiten Geld schafft, an den bekannten dienstbaren Kobold; ein hessischer Volksglaube schlägt eine Verbindung zwischen ihnen und den geheimnisvollen Walen: „Welsche, in protestantischen Gegenden nennt man statt ihrer die Jesuiten, kommen jedes Jahr nach Deutschland und holen sich Geld in Menge“³⁾. Wie der bezwungene Teufel nach dem Volksglauben auch sonst den Jesuiten behilflich ist, zeigt eine schweizer Sage: das Volk erzählte von dem Jesuiten Chalomaille zu Wölfliswill, er hätte Hagel und großes Wasser machen gekonnt, bannen, ein Loch durch eine Strohwellen brennen, Feuer durch Sprechen des Agathesegens und Umgehen löschen, kurz, der Teufel mußte tun, was er begehrte⁴⁾. Als spiritus familiaris tritt der dienstbare Teufel in einer von Keller berichteten Geschichte auf: Der ge-

Wiesbaum durch die Luft fliegen. Sie sagten dem Kutscher, es sei der Teufel. Auf ihren Anruf kam er sogleich aus der Luft herunter und stand in Menschengestalt vor ihnen. Sie fragten ihn, wohin er wolle und was er da habe. Er antwortete, er wolle zu einer Hochzeit und Geld dahin bringen. Die Frage der Jesuiten, ob er von dem Teufel Geld haben wolle, verneinte der erschrockene Fuhrmann. Da befahlen die Jesuiten dem Teufel wieder fortzuziehen. Vgl. Voges a. a. O. S. 63.

¹⁾ Eisel a. a. O. S. 135.

²⁾ Ebenda S. 181.

³⁾ J. W. Wolf, Hessische Sagen, Göttingen 1853, S. 205.

⁴⁾ Rochholz a. a. O. II, 148.

lehrte Jesuit Tanner galt wegen seines Wissens allgemein als Teufelsbündner. Als er 1631 in seiner Heimat Tirol starb, fanden seine Landsleute im Nachlaß ein Mikroskop und darin ein vielfüßiges, haariges, scheußliches Tier. Sie hielten es für den leibhaftigen Teufel, den der Jesuit stets mit sich geführt hätte. — In Wirklichkeit war es eine von dem Naturforscher Tanner beobachtete Spinne⁵⁾.

Wohl wegen ihrer magischen Künste werden die Jesuiten nach einem Vogtländer Volksglauben vom wilden Jäger (Wodan) verfolgt, der bekanntlich alles, was von dunklen Künsten lebt, vor sich herjagt: Im Vogtlande geht die Sage, daß der wilde Jäger die Jesuiten, die sonst häufig in dieser Gegend gewesen, verfolgt und sie nur auf Holzstöcken sitzend vor ihm Schutz gefunden hätten⁶⁾.

IV. Der Übergang von der katholischen zur lutherischen Lehre geschah zwar äußerlich in kurzer Zeit, aber im Denken des Volkes vollzog er sich nur langsam und allmählich. Man traute der katholischen Kirche als der älteren auch ältere und wirksamere Bräuche zu. Namentlich in Gegenden gemischten Bekenntnisses, wo das katholische Vorbild den Lutheranern noch vor Augen schwebte, hielt man an mancherlei Altem zäh fest. Auch erschienen den Protestanten die von ihnen mit der Zeit nicht mehr verstandenen katholischen Kulthandlungen als etwas Geheimnisvolles und besonders kräftig Wirkendes¹⁾, und diese Kraft übertrug man

⁵⁾ E. U. Keller, Das Grab des Aberglaubens, Frankfurt 1778, IV, 63.

⁶⁾ Eisel a. a. O. S. 120. Dasselbe wird von Kapuzinern berichtet: Ein Kapuziner wird vom wilden Jäger gejagt (Wolf a. a. O. S. 19); im Wäldchen zwischen Schwarzenbach und Wilfertsweilen begegnet ein Mädchen zwei Kapuzinern, die nichts redeten und schnurstracks bei den „krummen Äckern“ vorbei liefen; gleich darauf ließ das Wuotisheer sich hören (Birlinger a. a. O. I, 95). Der wilde Jäger befiehlt einem Manne, er solle die Leiche eines Kapuziners, den seine Jagdhunde zerrissen hatten, in einen Sack tun (Eisel a. a. O. S. 62). — Die Rettung auf Holzstöcke ist aus der Sage von den Waldweibern übernommen, vgl. Wuttke 47 § 52.

¹⁾ Um nur einige Beispiele hervorzuheben, verweise ich auf die Verwendung des Weihwassers durch Evangelische. In evangelischen Teilen Oldenburgs wird die ihm innewohnende Kraft noch heute gewürdigt, besonders gilt es als bewährtes Mittel, die Stube und das Vieh vor Verhexungen zu schützen. Man erzählt sich, daß die Franziskanermönche des Klosters Vechta von Diebholzern, die um Weihwasser baten, so überlaufen wurden, daß sie sich ihrer kaum erwehren konnten. Auch von der protestantischen Geest wurden katholische

auf die katholische Geistlichkeit, die man vielfach mit Zauberkraften ausgestattet wählte und in dieser Hinsicht den protestantischen überlegen glaubte¹⁾. So traut man in Preußen der katholischen Geistlichkeit die Fähigkeit zu, durch Anwendung übernatürlicher Mittel eine Beschädigung, sei sie durch Behexung oder auf andere Weise herbeigeführt, aufheben zu können. In vielen Gegenden Preußens, besonders in Litauen, ist es z. B. üblich, das Vieh zum Schutze gegen Behexung Kräuter fressen zu lassen, die vom Geistlichen geweiht sind. Zu diesem Zwecke wendet sich auch der protestantische Litauer nicht an seinen evangelischen Prediger, von dem er behauptet, er verstehe das Weißen nicht²⁾, sondern läßt sich dazu, oft mit großen Kosten, einen katholischen Priester von auswärts kommen³⁾. Im Masurenlande wenden sich die Bauern zum Wegsegnen von Viehseuchen meistens an päpstliche Beschwörer, die wohl früher auf Kosten einer ganzen lutherischen Dorfschaft von weither zu dieser Handlung geholt wurden⁴⁾. Wenn es durch unmittelbare Vermittlung des Himmels

Geistliche zu gleichem Zwecke aufgesucht. (Strackerjan a. a. O. I, 430.) Die evangelischen Bewohner des südlichen Deilbachebietes ließen sich meistens von katholischen Nachbarn Weihwasser besorgen, das sie in Medizinflaschen füllten und in den Viehställen aufhängten. (Henssen a. a. O. S. 15 f.) Ebenso berichtet Birlinger (a. a. O. I, 123), daß Leute aus dem protestantischen Schwarzwalde, der Gegend von Altsteig, Freudenstadt, Illerstein und anderen sich aus katholischen Gegenden Weihwasser, besonders für den Vieh- und Schweinestall holen. — In dem katholisierenden Masuren gilt der benedizierte Wein aus katholischen Kirchen stärker als der in evangelischen gebrauchte. Dort ist es auch bei Gebäuden üblich, sie bei drei Kirchen, einer katholischen und zwei evangelischen, zu machen, weil man meint, das sei wirksamer. (Töppen a. a. O. 12 und 6 f.)

¹⁾ Vgl. R. Andree, Katholische Überlebsel beim evangelischen Volke, in Ztschr. d. V. f. Vk. Berlin XXI (1911), S. 112 f.

²⁾ Auch in Pommern glauben die Leute, der evangelische Pastor verstehe die weiße Zauberkunst nicht, oder wolle sie nicht verstehen (Jahn, Hexenwesen, S. 3).

³⁾ Tettau Temme, Die Volkssagen Ostpreußens, Litauens, Westpreußens, Berlin 1865, S. 267 f. Zur Kräuterweihe vgl. A. Franz, Die kirchlichen Benedictionen des Mittelalters, Freiburg i./Br. 1909, Sachreg. S. 733 s. v. Kräuterweihe.

⁴⁾ Töppen, Aberglaube aus Masuren, Danzig 1867, S. 35. Sogar gegen ganze Landplagen wurde die Hilfe des katholischen Geistlichen in Anspruch genommen. Als z. B. in einer Gegend Westpreußens Heuschrecken in solcher Masse sich zeigten, daß sie alle Felder zu verwüsten drohten, dann aber plötzlich verschwanden, wurde vom Landvolke allgemein behauptet, ein Geistlicher

etwas erreichen will, z. B. die Entdeckung eines Diebstahles, wendet sich das protestantische Landvolk Ost- und Westpreußens nicht an seinen eigenen, sondern an einen katholischen Geistlichen, und wenn dort katholische Prozessionen nach Wallfahrtsorten ziehen, so geben viele evangelische Leute den Wallfahrern Geld, um dort für sie zur Heilung von Krankheiten beten zu lassen¹⁾.

In Ost- und Westpreußen bitten Evangelische bei schweren Unglücksfällen, und besonders, wenn Verstorbene umgehen, um die Fürbitte katholischer Priester als besonders wirksam und machen Geschenke an deren Kirchen²⁾. In Oldenburg hat man von jeher gegen die böse Schwarzkunst am liebsten bei der Geistlichkeit, besonders bei gewissen sehr frommen und angeblich mit dem Studium der Schwarzkunst vertrauten Geistlichen Hilfe gesucht. Typisch ist hier die Gestalt des Paters, der überall helfen muß in katholischen und protestantischen Gebieten, wo Teufel, Hexen, Gespenster ihr Wesen treiben. Besonders das Wegbannen verdammter Wiedergänger aus der Nähe der Menschen in abgelegene Gegenden galt als Kunst der katholischen Geistlichkeit, die auch in protestantischen Gegenden im Rufe der stärkeren Kraft stand³⁾. In dem überwiegend protestantischen Ostpreußen

habe durch seine kräftigen Beschwörungsformeln das Ungeziefer sämtlich in die benachbarten Seen getrieben, in denen es umgekommen wäre. (Tettau Temme a. a. O.) Daß solche Beschwörungen früher vorkamen, bezeugt u. a. eine Geschichte aus dem Jahre 1350: Da wurden die Heuschrecken, die in verschiedenen Ländern ungeheure Verwüstungen anrichteten, bei offenen Kirchentüren, brennenden Kerzen und unter dem Geläut sämtlicher Glocken mit dem Bannfluch belegt. (Gebhart, Österreichisches Sagenbuch, Pest 1863, S. 182).

¹⁾ Tettau „Temme a. a. O.“; Wuttke 148 § 207.

²⁾ Wuttke a. a. O.

³⁾ Strackerjan a. a. O. I, S. 4 und 253. Dort I, S. 18 steht auch eine Volks-erzählung, welche die Überlegenheit des katholischen Geistlichen drastisch bekräftigt. „Einst stritten ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher darüber, welche Religion die stärkere sei und ihren Priestern die meiste Macht über die bösen Geister gebe. Da holte man einen in die Heide verbannten Geist herbei, setzte ihn auf den Tisch in einen magischen Kreis, und im Augenblicke war er ein großer, schwarzer Hund. Der katholische Geistliche steckte ihm zum Zeichen seiner Gewalt den Arm bis an die Schultern in den Rachen und zog ihn unversehrt wieder heraus. Als dann der protestantische Geistliche ein Gleiches tun wollte, schnappte der Hund zu, so daß jener eiligst zurückfuhr. Da ward es denn offenbar, bei wem die größere Macht zu finden war.“ Ebenso

muß der katholische Geistliche sich auch gefallen lassen, daß man ihm andichtet, er allein habe die Macht, die Erscheinung eines Toten zu „verbeten“. Wenn „nämlich jemand stirbt, nachdem er etwas versprochen, aber nicht erfüllt hat, und wenn dieser andere von dem bevollmächtigten Hinterbliebenen des Gestorbenen nicht die Erfüllung des Versprechens erhält, so zeigt sich alsbald der Verstorbene. Da muß der katholische Pfarrer kommen, denn unser Pfarrer kann das nicht, und muß anreden und abreden. Er hält mit dem Toten ein Gespräch, erst fragt er ihn, warum er sich zeigt, und dann gibt er ihm Bescheid, daß er sich nicht mehr zeigen möcht“¹⁾). Solcher Glaube beschränkt sich aber nicht auf das östliche Deutschland. Im Hildesheimischen, wo die Bekenntnisse durcheinandergehen, glaubt man, daß überall, wo es sich um Zauberei, überirdische Erscheinungen und abergläubische Handlungen dreht, ein katholischer Geistlicher viel mehr Macht besitze, als sein evangelischer Kollege. Ein Altvater namens Brandes erzählte allen Ernstes: als in Öhlsburg ein Verstorbener, der alte Rittmeister, nachts als Geist in seiner Wohnung umging und durch Spektakel die Überlebenden belästigte, habe man einen katholischen Pater gerufen, denn „ein lutherischer Geistlicher kann so was nicht“²⁾). Im Anschluß an diese Mitteilung Andrees sagt Pfarrer Hoffmann (Westhofen), daß für Rheinhessen das Aufsuchen katholischer Geistlicher durch Protestanten zu Zaubierzwecken zwar unbelegt sei, doch finde aus der Vergangenheit sich ein Fall, daß in den Jahren 1660—1670 ein Westhofener Einwohner, sogar ein Ältester, die Kapuziner von Worms als Teufelsbeschwörer und Gespensteraustreiber zu einem Exorzismus kommen ließ, was ihm aber sehr übel bekam und den Flecken ins Geschrei brachte³⁾). Viele Bewohner des südlichen Deilbachgebietes suchten, sobald es

tritt eine Volkserzählung aus dem Vogtlande für die überlegene Bannkunst des katholischen Paters ein. Da hatte in Werda ein junger Mann in einem alten Buche gelesen, worauf unheimliche Gestalten erschienen. Man lief sogleich zum Pastor des Ortes, der erschien auch, aber seine Kraft war zu schwach, und er gab selbst den Rat, man solle schnell zum Pater reiten, denn der allein könne Hilfe schaffen. Der beschwor denn auch die Geister hinweg. (Köhler, Volksbrauch, Aberglauben und Sagen im Voigtlande, Leipzig 1867, S. 538.)

¹⁾ E. Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen, Mohrungen 1884, I, 66.

²⁾ R. Andree, Braunschweiger Volkskunde, Leipzig 1896, S. 271.

³⁾ Hessische Blätter f. V. XI. (1912) S. 8.

sich um Schutz vor Hexen handelte, in dem nahen Kloster Neviges ihre Zuflucht, obwohl sie selbst evangelisch waren¹⁾. Und Waldemar behauptet, daß die evangelischen Hessen, wenn sie einen Schatz heben oder einen Teufel bannen wollen, ins Eichsfeld herüberkommen, weil, wie sie sagen, bei der Trennung ihre Geistlichen diese Kunst nicht mit bekommen haben²⁾. So haben Erinnerungsreste aus der alten Kirche im Glauben und Tun Evangelischer sich in manchen Gegenden erhalten. — Ob sie bis heute noch weiter bestehen, ist nicht festzustellen, weil aus Scheu vor dem Spott der Aufgeklärteren davon nicht geredet wird.

Die Furcht vor teuflischen Geistern schwand mit der Zeit allmählich. Mit Krämpfen oder Fallsucht behaftete und irre Menschen galten nicht mehr als Besessene, denen man mit dem Exorzismus zuleibe gehen mußte. Vieles, was früher als Zauber und Eingreifen unsichtbarer Mächte gedeutet wurde, erklärte sich nun auf natürliche Weise. Die Kirche begann gegen übertriebene Vorstellungen des Volkes von der Kraft der Geistlichen aufklärend einzuschreiten. Sie stieß dabei auf Widerstand und erntete oft wenig Dank. Denn der Mann aus dem Volke war seit alters daran gewöhnt, bei allen körperlichen und geistigen Nöten Geistliche oder Mönche aufzusuchen, denen man die Kraft der Beschwörung zutraute; verweigerten diese ihm nun die erhoffte Hilfe, so fühlte er sich enttäuscht und wurde mißtrauisch. Man sagte sich, solche Geistliche könnten, da sie selbst nicht mehr an das Eingreifen böser Mächte glauben, auch keine Macht gegen diese haben. „Der gemeine Mann in Altbayern“, sagt Leoprechting, „beklagt nichts mehr, als daß seine Geistlichen einen so schlechten Glauben an Hexen, Truden und Verzauberung jeder Art haben und alles als sündhaften Aberglauben verwerfen“, — „wie kann der Geistliche einem Besessenen helfen, wenn er selbst einen so schlechten Glauben an Besessenheit hat?“³⁾ Und ein mit der Gegenwart unzufriedener alter Schweizer Bauer rühmt die Zauberkünste des Pfarrers Chalomaille und schilt die neuzeitlichen Geistlichen: „Aber iz chönne se nüt mache, die Pfaffe! sie chönne nüt, wedder e chli

¹⁾ Henssen a. a. O. S. 7. Ebenso holen bei Behexung die evangelischen Ostfriesen sich Rat bei katholischen Priestern und Klöstern (Wuttke 148 § 207).

²⁾ H. Waldemar, Eichsfeldische Gebräuche und Sagen, Heiligenstadt 1864, S. 7.

³⁾ Leoprechting, Aus dem Lechrain, München 1855, S. 7 und 95.

him tische zue mit dem Löffel schaffe und d'lüt uslache; iz, wenn e wedder am himmel chunt, do wüset se e gottes name nüt ozfah, wedder sie müend's lo mache. Me seit wol vo de alte, aber deiss sind anderi manne gsi, wedder as iez git, jo wärli!¹⁾.

Für die Stärke des Hexenglaubens vor noch 50 Jahren, aber auch für die Stellung des abergläubischen Volkes gegenüber einer natürlichen Erklärung sind zwei Geschichten aus dem Dailbachgebiete recht kennzeichnend. Da war einmal einem Bandwirker sein Bandstuhl in Unordnung geraten; er glaubte an Behexung und ging, als ein Schuß in den Bandstuhl nichts half, zum katholischen Küster und bat ihn, in den Stuhl ein Heiligtum zu verpflocken. Der Küster untersuchte den Stuhl und stellte fest, daß einige Schrauben sich gelockert hatten. Der Wirker war „ganz enttäuscht“, als er hörte, daß die Hemmung ihre natürlichen Ursachen hatte. Ein anderer Wirker, dessen Ziegen plötzlich erkrankt waren, bat den Küster, zum Rechten zu sehen, da die Tiere sicher verhext seien. Der Küster stellte fest, daß die Ziegen in einem zu feuchten Stalle untergebracht waren, und sagte, die eine könne wohl noch gerettet werden, wenn der Stall ausgebessert würde. Nur unwillig ging der Wirker darauf ein, „eine Beschwörung wäre ihm lieber gewesen“²⁾.

¹⁾ Rochholz a. a. O. II, 148.

²⁾ Henssen a. a. O. S. 38; ebenda S. 15 f. über das Verpflocken von etwas Geweihtem.

Allerlei Aberglauben.

Von Karl Olbrich.

Das Albdücken. „Mein Großvater wohnte, als er noch jung verheiratet war, in Langenöls im Kreise Nimptsch. Meine Mutter erzählte mir, daß ihr Vater immer Albdücken hatte. Sie mußte jeden Abend, bevor sie ins Bett ging, den Kehrbesen und die Axt vor die Stubentür stellen, da der Großvater der Meinung war, der Alb käme durch das Schlüsselloch, er würde an dem Besenstiel herunterrutschen und dabei sich an der Schneide der Axt verletzen. Trotzdem ging das Albdücken weiter. Neben meinem Großvater wohnte eine Familie. Dort mißhandelte der Mann seine Frau mit der Peitsche. Dieser Mann erzählte jedem Menschen, daß seine Frau ein Alb wäre, und sie käme jede Nacht ihn drücken. Da sagte der Mann meinem Großvater, er solle wenn ihn der Alb wieder drücke, ihn für den nächsten Tag zu einem Schnaps bestellen. Zufällig kam dieselbe Frau anderen Tages zu meiner Großmutter, sich ein Glas Essig zu borgen. Da mein Großvater dachte, sie käme sich den versprochenen Schnaps holen, nahm er den Besen und schlug auf sie ein. Nun bekam er von seinem Herrn gekündigt und zog nach Gittmannsdorf im Kreise Reichenbach als Wächter. Dort, dachte er, würde er nun Ruhe haben vor dem Alb. Zufällig aber kam dieselbe Familie nachgezogen. Nun bekam es mein Großvater wieder mit der Angst, zu tun, und in seiner Angst sah er immer den Alb in Schatten-gestalt zum Hoftore hereinkommen. Er mußte immer des Morgens den Kutscher wecken. Diesem erzählte er die ganze Geschichte. Der Kutscher sagte ihm, daß hier auch ein Alb wäre, und zwar ein alter Mann. Der war in der Nacht zu ihm gekommen, um ihn zu drücken. Nun nahm er sich ein Beil mit, und als er merkte, daß der Alb am Bette geschlichen kam, schlug er mit dem Beile nach ihm. Tags darauf hatte der alte Mann seine linke Hand verbunden. Darüber freute sich der Kutscher sehr, in der Meinung, ihn getroffen zu haben; aber der alte Vater hatte sich am Abend vorher beim Holzhacken selbst in die Hand gehackt. Eine

Frau erzählte auch meinem Großvater, sie hätte den Alb gepackt und an die Tür genagelt, aber am anderen Tage gemerkt, daß es nur ein Strohalm gewesen. Meine Mutter mußte auch jeden Abend die Schuhe mit den Spitzen nach vorn vors Bett stellen. Mein Großvater war 36 Jahre alt, als er starb. Er hatte eine schwere Magenkrankheit, auf die wohl das Albdücken zurückzuführen ist.“

Die verjagte Hexe. „Mein Muttel erzählte mir einmal, was sich in ihrem Heimatdorfe zugetragen hatte. Schrägüber von meiner Muttel Vaters Besizung wohnte eine Hexe, vor der das ganze Dorf Angst hatte. Der Vater hatte schon ein paar Mal beobachtet, daß die Hexe in seinem Kuhstall gewesen war. Da kam der Johannistag. Er wußte bestimmt, daß sie an dem Abend wieder kommen würde. Zu dem Zwecke ging der Vater in der Nacht um die zwölfte Stunde in den Stall. Vorher hatte er einen alten Besen in die Mistjauche getaucht. Er brauchte nicht lange zu warten. Er ließ die Hexe erst ganz in den Stall kommen. Darauf hat er sie mit dem schmutzigen Besen aus dem Stall geprügelt. Sie betrat nie mehr Vaters Stall.“ (Aus Schlenz bei Suhlau, Kreis Nimptsch.)

Beide Erzählungen sind schriftliche Aufzeichnungen zweier Schüler und mitgeteilt von Herrn Dr. Richter, Breslau. Zu dem Schlüpfen des Albs durch das Schlüsselloch, dem verkehrten Stellen der Schuhe vor das Bett, der Verwandlung des Albs in einen Strohalm vgl. Wuttke 273 f. Besenstiel und Axt sind Abwehrmittel gegen die Hexen. Vgl. Wuttke 130 § 178.

Aus dem Zobtengebiete. Eine Bäuerin in Klein-Silsterwitz teilte mir mit, eine verstorbene alte Spinnerin, Anna Reich, habe noch viel von Hexen erzählt, die in Klein-Silsterwitz mit ihrem bösen Blicke viele Schweine verhext hätten, auch habe dort ein Hexenmeister gewohnt, der dreizehn Jahre studiert hatte und drei Zauberbücher besaß.

Zu den Schulen, auf denen die Hexenmeister viele Jahre studieren, vgl. L. Bechstein, Deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853, S. 567, und Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, S. 273 ff., zu den Zauberbüchern vgl. Wuttke 180 § 245.

Hinter der Feldscheune bei Bankwitz soll es, wie man dort munkelt, nicht geheuer sein. Auch will man dort heute noch einen Blutfleck sehen. Zwei Brüder von Zedlitz sollen sich dort gegenseitig im Zweikampf erstochen haben, weil sie einander das Wasser-schloß Bankwitz als Erbe nicht gönnten.

Mitgeteilt von einer Bäuerin vom Bankwitzer Dominium. — Geschichtlich ist, daß ein Leonhard von Gellhorn, der erste Besitzer des Wasserschlosses, zwei Söhne hatte, die im Streite einander erschlugen, worauf die Güter der Familie von der Brieger Herzogskrone eingezogen wurden.

An einer Besitzung in Klein-Silsterwitz geht man abends nicht gern vorbei. Dort sieht man an manchen Abenden auf der Mauer, die das Schloß umgibt, einen Geist sitzen, der um Hilfe ruft. Das Volk sagt, es sei der Geist einer ermordeten Frau, die keine Ruhe im Grabe findet, solange der Mord nicht gerächt ist.

Mitgeteilt von Baumeister J. in Zobten. In Wirklichkeit beging dort eine Frau Selbstmord.

In zwei Zimmern eines Hauses in der Reichenbacher Straße in Zobten soll es spuken. Deshalb wollte niemand darinnen wohnen, und selbst in der Zeit der größten Wohnungsnot zog kein Mensch hinein. Der Besitzer weigerte sich, dem Spuk auf den Grund zu gehen oder andere nachforschen zu lassen, weil, wie er sagte, ihn dann das Glück verlasse.

Mitgeteilt von Herrn Baumeister J. in Zobten. Vielleicht schwebt hier die Vorstellung vor, daß in den einsamen Zimmern ein helfender Kobold haust, den man nicht vertreiben darf.

Im Hause des Gutsbesitzers Springer in Rogau, das jetzt Preuß gehört, ging es früher um. Zwischen zwölf und eins hörte man stets ein klapperndes Geräusch im Hause. 1914 wurde dort ein Skelett ausgegraben. Seitdem hörte das Scheechen auf.

Mitgeteilt von Zimmermeister Ludwig Scholz in Rogau.

In Malkwitz bei Rathen lebt ein Bauer, dem mehrere Jahre hindurch die Schweine starben. Beim Umsetzen des Schweinekobens stieß man auf Menschenknochen. Da meinte der Bauer die Ursache des Schweinesterbens entdeckt zu haben. Die Knochen stammten übrigens aus einem bronzezeitlichen Grabe.

Mitgeteilt von Berginspektor Gürich. — Es handelt sich hier um den bekannten Aberglauben, daß es an Stätten, wo Gerippe vergraben liegen, spukt und nichts gedeiht, nach ihre Beseitigung aber (Bestattung) der Spuk aufhört. Vgl. Gebhart, Österreichs Sagenbuch, Pest 1863, S. 271: Bei einem Schloßbau spukte es, und das am Tage Gebaute stürzte nachts wieder ein. Beim Nachgraben fand man in Gräbern Menschenknochen. Als sie fortgeschafft waren, wurde der Aufbau nicht mehr gehindert. Heyl, Volkssagen usw. aus Tirol, Brixen 1897, S. 597: Erkrankte Bauerneheleute lassen auf Rat des Pfarrers den Küchenherd abtragen und finden darunter ein Kindergerippe. Nach dessen Beseitigung verschwand die Krankheit. Gradl, Sagenbuch des Egergaus, Eger 1912, S. 80: In Mährig spukte es in dem Hause eines Bauern. In der Grund-

mauer stieß man auf ein Menschengerippe. Der Pfarrer segnete es ein; seitdem fand der Spuk ein Ende. Vernaliken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, Wien 1859, S. 48 f.: In einem Walde bei dem Dorfe Pisek spukte nachts der Geist des ermordeten Sohnes eines Bauern. Dieser erfährt davon, geht an den Ort und bestattet die Überreste seines Sohnes. Von da an hört das nächtliche Umgehen auf. Schweizer Archiv f. Vk. 23 S. 35: In einem Saale, wo prähistorische Gerippe lagerten, soll es nicht geheuer gewesen sein.

Unweit von dem Gutshause von Mörschelwitz stand früher ein vermorschtes Kreuz. Es wurde durch ein neues ersetzt, den Stumpf des alten Kreuzes ließ man an Ort und Stelle stehen. Eines Abends stürzte der Nachtwächter aufgeregt in die Gaststube und rief: „Beim Stumpfe geht's um!“ Einige beherzte Gäste eilten alsbald hinaus und sahen, wie von dem morschen Holzstumpfe ein silbernes Leuchten ausging. Der Hund sprang heulend wie besessen herum und war schwer zur Ruhe zu bringen.

Mitgeteilt von Zimmermeister Ludwig Scholz aus Rogan. — Zu dem modernden Holze, das „still und weiß leuchtet“, vgl. F. Ranke, Die deutschen Volkssagen, München 1910, S. 55. W. Hertz erlebte in Tutzing am Würmsee das überraschende Vorkommen stark phosphoreszierenden alten Holzes; es war, als „sähe man von oben herab in die Fenster eines hellerleuchteten Saales“. (Laistner, Nebelsagen, Stuttgart 1879, S. 284.) Über die Geistersichtigkeit der Hunde vgl. Wuttke 127 § 127 und Mitt. Schles. Vk. XXIII (1912) S. 73 f.

Am alten Ringwalle bei Grulnau geht das Mittagsgespenst um. Es ist ein altes Weib, das gebückt geht und eine Getreidegarbe aufgehuckt hat. Diesen Aberglauben der Leute machen sich Weiber zunutze, um Getreide ungestört stehlen zu können, und wandeln als Mittagsgespenst über die Felder, während die Knechte und Mägde in der Mittagsglut ausruhen.

Mitgeteilt von Dr. Hanke in Zobten. — Zur Mittagsfrau vgl. Wuttke 48 § 52. Der Volksglaube ist wohl auf Traumerscheinungen zurückzuführen, die bei Schnittern sich einstellen, die in der Glut des hohen Mittags am Feldrain sich schlafen legten.

Als das Dorf Krotzel noch ganz arm war, hütete dort ein Schäfer Ziegen. Da kamen weiße Kühe aus einem Graben hervor, und seitdem wurde Krotzel wohlhabender.

Mitgeteilt von einem alten Bauern. — „Weiße Kühe“ ist die Bezeichnung der Steinbrüche nördlich vom Dorfe Krotzel, wo milchweißer Quarz im Granit geht. Der Erzähler faßte die sonderbare Bezeichnung wörtlich auf, trifft aber unbewußt das Richtige, denn das Dorf Krotzel, dessen arme Bewohner sich einst nur Ziegen halten konnten, ist durch den Betrieb der nahen Steinbrüche wohlhabender geworden.

Vom deutschen Rätsels, besonders vom schlesischen.

Von Hans Schneider.

I. Zur Geschichte des deutschen Rätsels.

§ 1.

Das Rätsel wurde von jeher von den Germanen gepflegt¹⁾. Bei den Nordgermanen und Angelsachsen finden wir sehr frühe Beispiele der Rätseldichtung. So wird uns in der Edda erzählt, wie Odin zu dem Riesen Vafthrudnir kommt, und wie er ihn, der sich seiner Weisheit und Allwissenheit gerühmt hat, durch Fragen prüft. Auch von dem Rätselkampf zwischen Alvis und Thor wird uns dort berichtet. Alvis will seine Braut entführen, welche ihm von Thor, ihrem Vater, verweigert worden war. Thor überrascht ihn bei seinem Vorhaben. Er will dem Zwerg die Tochter nur dann überlassen, wenn dieser ihm Fragen über alle Welt zu beantworten vermag. Der Zwerg willigt ein, beantwortet Frage auf Frage und merkt in seinem Eifer nicht, wie die Zeit vergeht. So erreicht Thor, was er will: der Morgen kommt heran, die Sonne scheint, und der Zwerg ist überlistet.

Aber alle in den beiden Gedichten gestellten Fragen sind eigentlich keine Rätsel, sondern nur Weisheitsfragen. So fragt z. B. Thor:

„Sage mir, Alvis, / Da alle Wesen, / Kluger Zwerg, du erkennst, / Wie heißt die Erde, / Die Allernährende, / In den Welten allen?“

Und Alvis antwortet:

Erde den Menschen, / Den Asen Feld, / Die Wanen nennen sie Weg, / Allgrün die Joten, / Die Alfen Wachstum, / Lehm heißen sie höhere Mächte²⁾.

Wirkliche Rätsel dagegen sind die Rätsel der Hervararsaga, die „Heidreks gatur“³⁾. Gestumblindi war von König Heidrek vor Gericht geladen. Odin erscheint in des Schuldigen Gestalt

¹⁾ Andreas Heusler, Die altgermanische Dichtung (Handbuch der Literaturwissenschaft, herausgegeben von O. Walzel), Berlin-Neubabelsberg o. J., S. 74 ff.

²⁾ J. B. Friedreich, Geschichte des Rätsels. Dresden 1860. S. 123.

³⁾ Andreas Heusler, Die altnordischen Rätsel. Z. d. V. f. Vk. 11. Jahrgang 1901. S. 117 ff.

vor dem König und will durch Aufgeben eines unlösbaren Rätsels Begnadigung erwirken. Die Fragen, die Odin — Gestumblindi stellt, sind zum Teil echte Volksrätsel. Unter ihnen findet sich schon das Kuhrätsel: ¹⁾

Frage: Vier gehen, / Vier hängen, / Den Weg zwei zeigen / Und den Hunden wehren; / Einer hängt hinten.

Antwort: Eine Kuh war es, / Die du dort sahest / Vierbeinig einhergehen: / Vier Euter hängen; / Der Hörner zwei / Den Hunden wehren; / der Schwanz hängt hinten ²⁾).

Bei den Angelsachsen wurde die Rätseldichtung besonders von den Geistlichen gepflegt. Der angelsächsische Bischof Aldhelm schrieb (um 700) etwa 100 lateinische Rätsel. Bald folgten Rätsel in der Landessprache. Mit dem Angelsachsen Alcuin „trat die Freude an diesen Scharfsinnsproben dann auch in den Kreis Karls des Großen ein“ ³⁾. Die ältesten Aufzeichnungen von Rätseln auf deutschem Boden stammen freilich aus einer etwas späteren Zeit: eine St. Gallener Handschrift aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts und eine Reichenauer Handschrift aus derselben Zeit bewahren einige Rätsel in lateinischer Prosa. Unter diesen ist das bekannteste das vom Schnee und der Sonne (vgl. unten S. 114).

Auch zwei andere Rätsel der Reichenauer Handschrift leben noch heute im Volke, das Rätsel von der hohlen Nuß (vgl. S. 114 f. u. S. 123) und das vom Schiff:

„Es trägt Leben und hat kein Leben; es wandelt nicht auf Erden und nicht im Himmel“ ⁴⁾.

Rätselpoesie in deutscher Sprache begegnet uns zuerst im Traugemundlied, einer Spielmannsdichtung aus dem 12. Jahrhundert. Die aus dem 14. Jahrhundert stammende Handschrift enthält Gruppen von Fragen, die der Gastfreund Traugemund stellt, und die Antworten, die der Fahrende gibt; z. B.

„Nun sage mir, Meister Traugemund! / Zweiundsiebzig Lande, die sind dir kund: / Wodurch ist der Rhein so tief? / Oder warum sind die Frauen so lieb? / Wodurch sind die Matten so grüne? / Wodurch sind die Ritter so kühne? / Kannst du mir das jetztund sagen, / So will ich dich für einen stolzen Ritter haben.“

¹⁾ Vgl. unten S. 115.

²⁾ J. B. Friedreich, Geschichte des Rätsels. Dresden 1860. S. 109.

³⁾ von Unwerth-Siebs, Geschichte der deutschen Literatur. Berlin und Leipzig 1920. S. 82.

⁴⁾ von Unwerth-Siebs a. a. O. S. 82.

„Das hast du gefraget einen Mann, / Der dir's von Grunde wohl gesagen kann: / Von manchen Quellen ist der Rhein so tief, / Von hoher Minnen sind die Frauen lieb, / Von manchen Kräutern sind die Matten grüne, / Von vielen starken Wunden sind die Ritter kühne. / Und fragest du mich etwas mehr, / Ich sag es dir zu deiner Ehre“¹⁾.

Später pflegten Spruchdichter und Meistersinger das Rätsel. Bei ihnen wurde das Rätsel bald gekünstelt, und es verlor damit seinen volkstümlichen Charakter. Beliebt waren in jener Zeit besonders die Streitgedichte, deren berühmtestes der „Wartburgkrieg“ (13. Jahrhundert) ist.

Eine besondere Art von Streitgedichten sind die Rätsel- und Wettlieder. Sie sind volkstümlicher als die andern und leben teilweise noch heute im Volke fort.

Auch in der Schwank- und Fabelliteratur begegnen uns Rätsel, und auch hier sind sie in Gruppen zusammengestellt, z. B. im Fastnachtsspiel „Ein Spil von einem Keiser und ein Apt“ (1486), in der Erzählung „Ein Sewhirt wird Apt“ aus Pauli's „Schimpf und Ernst“, und in dem Gedicht „Wie ein Sewhirt zum Apte wird“ im „Esopus“ von Burkhard Waldis²⁾. Alle drei behandeln mit geringen Abweichungen jenes Räselmärchen, dessen Stoff uns u. a. durch Bürgers Ballade „Der Kaiser und der Abt“³⁾ vertraut ist (vgl. auch unten S. 132 f.).

Die erste handschriftliche Sammlung von Einzelrätseln ist die kulturgeschichtlich wichtige Weimarer Oktavhandschrift (Q 565) aus dem 15. Jahrhundert. Die ersten gedruckten Sammlungen gehören dem 16. Jahrhundert an⁴⁾. In kurzer Zeit gab es eine große Zahl solcher gedruckten deutschen Räselbücher. R. Petsch⁵⁾ teilt sie in zwei Gruppen ein, von denen „jede auf eine heute nicht mehr aufzufindende Urform zurückzugehen scheint“. Die erste dieser beiden Gruppen nennt Petsch „Das Straßburger Räselbuch“. Die Bücher der zweiten Gruppe führen den Titel „Neuvermehrtes Rath-Büchlein“. Beide Gruppen enthalten manches, was in eine

¹⁾ Vgl. Arthur Bonus, Rätsel II. Bd., Zur Biologie des Rätsels S. 84.

²⁾ Vgl. Friedreich a. a. O. S. 76 ff.

³⁾ Der Stoff ist oft bearbeitet worden. Der Ballade Bürgers liegt eine englische Bearbeitung zugrunde.

⁴⁾ Reinhold Köhler, Zweiundvierzig alte Rätsel und Fragen. Kleinere Schriften. Berlin 1900. III. Bd. S. 500.

⁵⁾ Robert Petsch, Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels. Palaestra IV. Berlin 1899. S. 7 ff.

Rätselsammlung nicht hineingehört. Diese Rätselbücher, die sehr beliebt waren, wurden vom Ende des 16. Jahrhunderts an auf den Jahrmärkten feilgeboten und fleißig gekauft; gewährten doch die Rätsel eine beliebte Unterhaltung auf See- und Wanderfahrten, im Rollwagen, bei den Gartengesellschaften und in der Spinnstube¹⁾.

Die Beliebtheit des Rätsels hat in der Folgezeit noch zugenommen und in der Gegenwart — ganz abgesehen von der manchmal fast krankhaften Begeisterung für das Kreuzworträtsel — einen gewissen Höhepunkt erreicht. Zeugnis davon geben neben einer kaum übersehbaren Zahl von Rätselsammlungen die Einrichtung von Rätselfunkstunden, die Gründung besonderer Rätselzeitschriften und die in den Familienblättern, Sonntagsbeilagen und Kinderzeitschriften unvermeidlichen Rätlecken. Und wenn auch vieles auf bloße Silben- und Lautvertauschung hinausläuft, anderes wieder bloße Wortwitze enthält, so findet sich doch auch manchmal ein guter Sachwitz darunter²⁾.

II. Alter und Verbreitung des Rätsels.

§ 2.

Rätsel verschiedener Zeiten, Gegenden und Länder weisen große Ähnlichkeit, ja oft völlige Übereinstimmung auf. Viele der im Volke lebenden Rätsel kommen schon in den ältesten deutschen Sammlungen vor, und manche stammen bereits aus dem Altertum. Das bei uns wie in anderen Gegenden Deutschlands wohlbekannte Rätsel:

Gott sieht es nie, der König selten, der Bauer alle Tage (doch alle Tage Bauer Velten)

findet sich schon in der ältesten der jetzt bekannten Rätselsammlungen, der bereits erwähnten handschriftlichen Sammlung der Landesbibliothek zu Weimar.

Rat, was ist das! Got siht sein nimer mer und weiss sein nicht und der konig sights selten und der bauer sights alle tag. — Sprich also: got siht keinen andern got mer, der konig sight selten einen andern konig, der bauer sights alle tag, das ist, der bauer sight alle tag einen andern bauern³⁾.

¹⁾ Robert Petsch, Das deutsche Volksrätsel. Straßburg 1917. S. 48.

²⁾ Johannes Gillhoff, Über Alter und Art des Volksrätsels. Z. f. deutschen Unt. 22 (1908) S. 106 ff.

³⁾ Reinhold Köhler a. a. O. S. 502.

Das u. a. in der Strehleener und Nimptscher Gegend bekannte Rätsel:

dof icht firdər štī, dos fistə, / dof icht uf dich wil, dos wistə, / dō wār icht
dich a fū tsimraln (tsirmaln), / dos dər wirt dər bauch onšwaln¹⁾.

(Daß ich vor dir steh, das siehst du, / daß ich auf dich will, das weißt du, /
da werde ich dich so zermalmen, / daß dir wird der Bauch anschwellen.)

(Frau beim Einteigen.)

kommt auch schon in jener ältesten Sammlung vor:

Rat, was ist das:

Wöl her, wöl her unter mich / und ich oben über dich: / ich wil dich
pumpnernellen, / daß dir der bauch muß geschwellen. — (Das ist ein beck, der
ein teig unter im hat.)²⁾

Ebenso findet sich in jener Sammlung schon das Rätsel, das
sich u. a. Kinder in Schumannsheide bei Oberlangenbielau aufgeben:

Das lange Ding, das hängt, / das rauche Ding, das denkt, / das denkt,
das Ding, das rauche: / hätte ich dich im Bauche. — (Katze und Wurst im
Rauchfang)

Es lautet dort:

Rat, was ist das: das rot das hangt, das ranch das hangt, wie geren das
rauche sehe, dass das lang in im wer. — (Das ist ein katz, die ein wurst vor
ir sicht und het die geren)³⁾.

Eines noch höheren Alters erfreuen sich die innerhalb und
außerhalb Deutschlands umlaufenden Rätsel vom „Vogel federlos“
und von der hohlen Nuß

Flog Vogel federlos, / Saß auf Baum blattlos. / Kam Frau fußlos,
fing ihn handlos, / Briet ihn feuerlos, fraß ihn mundlos.^{4) 5)}

Sieht man's, so läßt man's liegen / sieht man's nicht, so hebt man's auf. —
die sich — in lateinischer Prosa — schon in der oben erwähnten
Reichenauer Handschrift aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts

¹⁾ Umschrift nach: Theodor Siebs, Lautstand und Schreibung der schlesischen
Mundarten. Breslau 1915.

²⁾ Köhler a. a. O. S. 531.

³⁾ Reinhold Köhler, a. a. O. S. 519.

⁴⁾ Vgl. Andreas Heusler, Die altgermanische Dichtung, S. 75.

⁵⁾ „Das schon in Deutschland im Anfang des 10. Jahrhunderts in lateinischer
Übersetzung bekannte Rätsel vom „Vogel federlos“, das in die altdeutsche
Alliterationsdichtung gehört, findet sich auch in einer schlesischen Handschrift
aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. (Hs. IV Q. 102): Vidi avem sine
pennis sedentem in arbore sine ramis vel foliis. Venit homo sine pede, come dit
eum sine ore (Nivem).“ — Joseph Klapper, Schlesische Volkskunde, Breslau 1925,
S. 155.

finden¹⁾. Schon in vorchristlicher Zeit war unser Rätsel vom Jäger bekannt:

Ein Jäger ging auf die Jagd. / Was er fing, warf er fort, / und was er nicht fing, behielt er.

Es ist das nämliche Rätsel, mit welchem erfolglose Fischer dem sie nach der Beute fragenden Homer antworteten:

Was wir erjagten, ist fort, / was nicht, das tragen wir heimwärts.
und das Homer nicht lösen konnte, weil er es auf die Fische bezog, während die Fischer die Läuse meinten²⁾.

Unsere von alters her überlieferten Rätsel sind auch außerhalb Deutschlands über weite Lande verbreitet³⁾. Das bekannte Rätsel von der Kuh, das sich schon in der Hervararsaga findet⁴⁾, heißt in der deutschen Schweiz:

Vieri gange / Vieri hange / Vieri luege / Gegge Himmel; / Lueget se in Himmel ue / Chunt gäng einer hinden zue; —

auf den Faröern lautet es:

Fyra hanga / Fyra ganga / Twei visa vegin / Eitt darlar aftast, —

Es entspricht dies genau der altnordischen Form:

Fjorir ganga / Fjorir hanga / Tweir veg visa / Tweir hundum verja, / Ein eptir drallar / Ok optast ohreinn⁵⁾.

III. Veränderungen der Rätsel.

§ 3.

Gelegentliche Veränderungen von Wörtern und Wortgruppen.

Auf ihrer Wanderung durch Zeiten und Länder wurden die Rätsel oft stark verändert. Vertauschung einzelner Wörter mit anderen, dem Fragesteller näher liegenden Ausdrücken liegt vor im Rätsel von der Kanne. Es lautet in seinen verschiedenen Fassungen:

Unten lacht's, oben natscht's.
drep under lächts / drep uf tuts waen.
s gīt rae (rein) und lächt, / s gīt rā (raus) und flent.

Mclochwitz b. Militsch.
Klein-Aupa.

¹⁾ Vgl. oben S. 111

²⁾ Vgl. auch K. Ohlert, Rätsel und Rätselspiele der alten Griechen, Berlin 1912, S. 30 ff.

³⁾ Klar wird das gezeigt in Antti Aarne, Vergleichende Rätselforschungen. Helsinki 1918.

⁴⁾ Vgl. oben S. 111.

⁵⁾ Johannes Gillhoff, a. a. O. S. 107.

Es ist hier also derselbe Begriff bald durch natschen, bald durch weinen und bald durch flennen wiedergegeben.

Ganze Wortgruppen wurden verändert, z. B. in den Rätseln vom Mohn (a), vom Mund und den Zähnen (b):

a) Unten ein Stäbel, oben ein Rädcl; / Mitten ist ein Wirtshaus. / Kommen lauter kleine Gäste raus. Linden.

Oben ein Rädcl, unten ein Stübchen, / Mitten ein Mosten; / Was drin, ist das Beste. Pampitz.

Unten a stable, oben a radle, / in der Mitte a tendle, / da sind viel tausend Jungfern drin. Zedlitz b. Ohlau.

b) In einem rosaroten Garten / wachsen lauter weiße Zacken. / Es regnet nicht und schneit auch nicht / und ist doch immer naß darin. — (Mund und Zähne.) Pampitz b. Brieg.

Ich kenn' ein' kleinen Garten, / unringt von weißen Zacken. / Es regnet nicht rein und schneit nicht rein, / und innen ist es immer naß.

Hindenburg OS.

Ich wêsz 'n goartn mit lauter weissen lätten / es rânt nie nei, es schneit nie nei, / und 's is doch immer nâs. Liebenthal. 1).

Ich weiß ein Ställchen mit weißen Gesellchen, / es regnet nicht drein, es schneit nicht hinein / und ist doch alleweil naß. Was ist das?

Es sitzen viele kleine Gesellchen / In einem engen Ställchen. / Es regnet nie, es schneit nie, / Es fällt kein Tropfen Tau auf sie / Und sind doch immer naß. / Nun rate, was ist das? Hindenburg OS.

Es stehen zwei Reihen Schimmel im Stalle. / Es regnet nicht hinein, es schneit nicht hinein, / und doch ist es immer naß darin.

Melochwitz b. Militsch.

Hinter meines Vaters Hause / steht ein Regiment Soldaten. / Es regnet nicht, / es schneit nicht, / und sind doch alle naß. Brieg.

Es sitzen 36 Gesellchen / In einem kleinen Ställchen. / Sind lustig und munter, / Geh'n herauf und herunter, / Und ein rot Mägdelein dabei / Sitzen sie schön in einer Reih! Arnsdorf OS.

Es sitzen 32 Schimmelchen auf einem Zäunchen. / Da kommt der Rotfuchs und schlägt dazwischen. Arnsdorf OS.

Die bemerkenswertesten Veränderungserscheinungen.

§ 4.

Antti Aarne hat in seinen „Vergleichenden Rätselforschungen“²⁾ über die weiteren Veränderungen der Rätsel ausgeführt, wie manche

¹⁾ Dr. Drechsler, Streifzüge durch die schlesische Volkskunde, Mitt. Heft 2, S. 53.

²⁾ Antti Aarne, Vergleichende Rätselforschungen, Helsinki 1918, S. 20 ff.

Rätsel erweitert und manche verkürzt wurden, wie bei einigen „Spezialisierung einer allgemeinen Bezeichnung“, bei andern örtliche Anpassung stattfand, und wie endlich auch Verwandlung der ursprünglichen Bedeutung in eine andere umgestaltend auf die Fassung des Rätsels wirkte.

Hier sollen nur ergänzend der von Aarne angeführten örtlichen Anpassung eine zeitliche Anpassung gegenübergestellt und im übrigen die einzelnen Veränderungen des Rätsels durch heimische Beispiele belegt werden.

§ 5.

Das Wesen der Erweiterung läßt sich am Trompeterrätsel veranschaulichen. Urform ist sicher die einfache Fassung:

„Loch an Loch, und lustig ums Loch.“

In diese wurden neue Züge aufgenommen, um das Rätsel auszuschmücken, oder um die Lösung zu erleichtern, bzw. zu erschweren, oder um den Sinn des Hörers noch mehr auf das Obszöne zu lenken, vielleicht auch nur, weil der Fragesteller selbst etwas Neues hinzufügen wollte. Neue Züge sind z. B. das Aussehen des Trompeters (Bart: „Haare ums Loch“ (a) — die Gelegenheit, bei der er spielt (Tanz: *dō wakeln a mēda dē bēnē donō^uch*, da wackeln dem Mädcl die Beine danach) (b), das Feuchtwerden des Mundstückes beim Gebrauch der Trompete (Nos ums Loch) (c).

a) Loch an Loch, / Haare ums Loch, / und lustig ums Loch. —

Brieg, Breslau.

b) *lōch uf lōch / on biršta ems loch / dō wakeln a mēda / dē bēnē donō^uch.*

Groß-Aupa.

c) Luch uf Luch, / nos ums Luch, / und Håre ums Luch. —

Bogulawitz bei Namslau.

Auch das Rätsel vom falschen Gelde ist durch einen neuen Zug erweitert worden. Seine einfache Form ist:

Wer es kennt, der nimmt es nicht, / Wer es nimmt, der kennt es nicht.

Im Schles. Ev. Volkskalender¹⁾ wie auch anderswo lautet es erweitert:

Wer es macht, der sagt es nicht, / Wer es kriegt, der kennt es nicht, /
Wer es kennt, der nimmt es nicht.

¹⁾ Ulrich Bunzel, Rätsel, Rechenaufgaben und Scherze, Schlesischer Evangelischer Volkskalender 1926, S. 75 b.

Es gibt noch besondere Arten von Erweiterungen, auf die Antti Aarne in seiner Schrift nicht zu sprechen kommt; z. B.:

Durch Rahmenelemente wird ein Rätsel zum Kernpunkt eines kleinen Geschichtchens gemacht: es entsteht ein Räselmärchen. Zum Beispiel:

Ein Herr kommt in ein Gasthaus. Er bestellt: eine Portion vorwärts, eine Portion rückwärts und eine Portion von hinten. „Und wenn Sie das in einer Stunde bringen, heirate ich Sie.“ Und richtig, das Fräulein bringt: eine Portion Fische, eine Portion Krebse, eine Portion Eier. Und hat angefangen: „Und ich heiße hinten wie vorn, und wenn Sie das nicht erraten, mag ich Sie gar nicht.“ (Anna.) — Und sie hat ihn richtig nicht geheiratet.

Wird nun in einem solchen Märchen erzählt, daß ein zum Tode Verurteilter durch ein Rätsel sein Leben rettet, so haben wir es mit einer Halslösungsaufgabe zu tun. Solche Aufgaben sind besonders schwierig zu lösen. Es liegt ihnen nämlich meistens ein persönliches Erlebnis zugrunde, aber nicht ein alltägliches, sondern ein „so seltsames und ganz außergewöhnliches, daß kein anderer aus den Vorkommnissen seines Lebens eines gleichen Falles sich erinnern und aus dessen Analogie die Lösung finden kann“¹⁾.

Konnte der Verbrecher eine solche Aufgabe stellen, so konnte er dadurch sein Leben retten. Manchmal verlangte man von ihm aber auch das Gegenteil, nämlich eine ihm gestellte schwierige Aufgabe zu lösen.

Beispiele für Halslösungsaufgaben sind:

Als du noch jung warst und auch ich, / Da hätt'st du gern gefangen mich, / Jetzt bist du tot und fangest mich. / Was nützt's dich? — (Vogel und Totenschädel.)
Groß-Aupa.

Auf Parahfel steh' ich, / Auf Parahfel geh' ich, / Auf Parahfel werd' ich hingericht! / Das erratet ihr in drei Tagen nicht.

(Der Bauer hatte einen Hund gehabt, der hatte Parahfel geheißt. Da hatte er ihn schlachten und das Fell gerben lassen. Mit dem Leder hatte er sich Schuhe besohlen lassen, und so ist er auf Parahfel gegangen.)

Zedlitz bei Ohlau.

b) Gern erweiterte man auch Rätsel zu Anekdoten, in denen berichtet wird, wie jemand ein Rätsel und seine Lösung hört und dann dasselbe Rätsel unter völligem „Totschlagen der Pointe“ weitergibt. Solche Anekdoten enthalten gewöhnlich auch eine

¹⁾ R. Petsch, Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels. S. 16.

gewisse Satire gegen bestimmte Personengruppen. So lebt z. B. das Verwandtschaftsrätsel: „Meiner Eltern Sohn und nicht mein Bruder“, u. a. in Brieg und Breslau in folgender Einkleidung:

Leutnant kommt ins Hotel. „Na, Ober, wieder eine Scherzfrage?“ „Jawohl, Herr Leutnant.“ „Na, schießen Sie los.“ Ober: „Meines Vaters Sohn, meiner Mutter Sohn und doch nicht mein Bruder.“ Leutnant: „Großartig, weiß nicht.“ Ober: „Ganz einfach, Herr Leutnant, das bin ich selbst.“ „Fabelhaft, gleich im Kasino zum besten geben.“ Im Kasino, Leutnant: „Tadellosen Witz gehört. Was ist das? Meines Vaters Sohn, meiner Mutter Sohn und doch nicht mein Bruder?“ Die Herren können die Scherzfrage nicht lösen. Leutnant: „Ist doch ganz einfach; ist der Ober im goldenen Löwen.“

Ein anderes auch in Schlesien bekanntes Beispiel für solches Totschlagen der Pointe:

Auf dem Tische liegt ein Häufchen Bohnen. Eine Bohne wird fortgenommen und entfernt davon hingelegt. — Was bedeutet diese Bohne? (Bonaparte — Bohn' apart.)

Der reiche Sch. in Breslau bei der nächsten Gesellschaft: „Meine Herren, ich weiß ein hübsches Rätsel.“ Er läßt eine Tasse Erbsen bringen und legt eine Erbse besonders. Auf diese zeigend, fragt er: „Was ist das?“ Und als die andern es nicht erraten können, sagt er: „Das ist Napoleon.“

c) Sehr wirksam ist die Irreführung. Man läßt einem Rätsel unmittelbar nach seiner Lösung ein zweites, ganz ähnlich gebautes, aber anders zu lösendes, folgen. Der Hörer sucht naturgemäß die zweite Frage entsprechend der ersten zu beantworten und muß dann zu seiner Überraschung hören, daß die Lösung des letzten Rätsels — meistens allerdings nur „angeblich“ — in ganz anderer Richtung zu suchen war:

Was ist Pensch? — (Das Mittelstück von einem Lampenschirm.)

Was ist Tesch? — (Tesch ist ein Druckfehler; es muß heißen Tisch.)

Es liegt unterm Pflaumenbaum und ist blau? — (Pflaume.)

Es liegt unterm Kirschbaum und ist rot? — (Roter Husar.)

Es ist schwarz, fliegt in der Luft, hat zwei Beine und macht krah, krah?
— (Eine Krähe.)

Es ist schwarz, fliegt in der Luft, hat vier Beine und macht krah, krah?
— (Zwei Krähen.)

Es ist schwarz, fliegt in der Luft und hat sechs Beine? — (Eine Fliege.)

Was macht man, wenn man früh aufsteht? — (Das Bett leer.)

Was macht man, wenn man abends schlafen geht? — (Man putzt sich die Zähne.)

Ein Mann fährt auf der Oder und fällt ins Wasser. Heißt es nun: er fällt in „die“ oder „der“ Oder? Es heißt in „die“ Oder; denn es ist der erste

Fall. Nachdem er sich gerettet hat, fällt er ein zweites Mal hinein. Wie muß es heißen? Er fällt in „der“ Oder, denn es ist der zweite Fall. Er schwimmt weiter. Kommt er in „die“ Nordsee oder in „der“ Nordsee? — (Er kommt in die Ostsee.)

Der Storch hat einen — Schnabel, / Man ißt mit der — Gabel, / Durch das Meer geht ein — Kabel, / Der Turmbau war zu — Babel, / Wer erschlug seinen Bruder? — (Kain, nicht etwa Abel.)

Was ist das beste am Trauring? — (Das „n“; denn sonst wäre es traurig.)
Was ist das beste am Schmeißen? — (Das Treffen.)

Welches ist der beste Fall? — Der Beifall?

Welches ist der beste Schlaf? — (Der Schlaf vor Mitternacht.)

Es ist schwarz, sitzt in der Mitte und schwankt? — (Das Zentrum.)

Es ist rot, sitzt auf der linken Seite und schlägt. — (Das Herz.)

In gewisser Weise gehört auch hierher jene Rechenaufgabe, die in ihrer Fortsetzung einen kleinen Seitenhieb auf die Schwatthaftigkeit des weiblichen Geschlechts enthält:

Wieviel gibt ein Schutzmann, eine Kinderfrau und ein Zahnarzt? — (Ein Schutzmann gibt 8 (acht), eine Kinderfrau gibt auch 8 (acht), und ein Zahnarzt gibt 10 (Zähne). Zusammen 26.)

Wieviel geben zwei Schutzmänner, zwei Kinderfrauen und zwei Zahnärzte? — (Zwei Schutzmänner geben auch 8 (acht), zwei Kinderfrauen geben nichts, denn sie unterhalten sich, zwei Zahnärzte auch nur 10, zusammen 18.)

§ 6.

Verkürzt werden Rätsel dadurch, daß bekannte Züge, häufig aus Vergeßlichkeit, weggelassen werden. In den oben erwähnten Trompeterrätseln kann man neben der Erweiterung auch die Verkürzung beobachten. In manchen Fassungen (vgl. z. B. oben S. 117) fehlen die Worte „lustig ums Loch“. In vielen Fällen, wo eine kürzere und eine längere Fassung desselben Rätsels vorliegen, wird es schwer halten, festzustellen, ob Verkürzung der längeren oder Erweiterung der kürzeren Form stattgefunden hat.

§ 7.

Neben dem Rätsel:

Was riecht zuerst, wenn man in die Apotheke kommt? — (Die Nase.)

besteht in Brieg die Fassung:

Was riecht zuerst, wenn man in Oppeln in die Apotheke kommt?

Die zweite Fassung enthält eine Einschränkung des ersten allgemeinen Begriffs Apotheke. Dieselbe Erscheinung liegt vor, wenn aus dem Haus des Rätsels:

„Ich weiß ein kleines weißes Haus“

nun im Aargau ein Kloster

„'s ist e chlis (kleines) Chlösterli“

oder in anderen Gegenden ein Dom geworden ist.

„Es ist ein großer Dom, / der hat eine gelbe Blom.“

Mit einer noch weitergehenden Spezialisierung haben wir es zu tun, wenn in Lübeck nicht allgemein vom Dom, sondern vom Wittenberger Dom (= Weißenberger Dom, wegen der Farbe des Eies) die Rede ist¹⁾.

§ 8.

Wenn nun aber der Heimatssinn eingreift und z. B. die Bewohner des Harzes aus dem Wittenberger Dom den Halberstädter Dom machen, so haben wir es nicht mehr mit Spezialisierung, sondern mit örtlicher Anpassung zu tun. Diese zeigt sich oft, wie in obigem Beispiel, an den im Rätsel vorkommenden Ortsnamen. Hierzu noch folgende Beispiele (a, b).

a) Welches ist der tiefste See? — (Plötzensee, denn es dauert manchmal zehu Jahre, ehc man wieder herauskommt.) Anm. Plötzensee hat ein Zuchthaus.

In Breslau lautet die entsprechende Frage:

Welches ist die längste Straße? — (Die Kletschkauerstraße, denn ein guter Freund von mir ist vor sechs Wochen dorthin gegangen und noch nicht zurückgekommen.)

Ähnliche Fragen bestehen auch von anderen Orten, so z. B. von Brieg.

b) Ei Paulwitz beschlöt dr Schmied de Färde blof uff enner Seite.
Paulwitz. (Mittl. Bd. 28, S. 291.)

De Janowitzer backa a Kucha bloß uff enner Seite
Janowitz. (Mittl. Bd. 28, S. 287.)

Früher putzte man die Pferde in Rathau nur auf einer Seite. Glaubst du das?

Wo werden die Pferde nur auf einer Seite geputzt? — (In Rathau bei Öls.)

Wo werden die Gänse nur auf einer Seite gebraten? — (In Neusorge bei Öls.)

Wo werden die Eierkuchen nur auf einer Seite gebacken? — (Auf der Uferstraße und Uferzeile in Breslau.)

¹⁾ Alois Hruschka, Das deutsche Rätsel. Prag 1844. Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 91, S. 11.

Örtliche Anpassung der Rätselantwort liegt vor bei der Scherzfrage: „Was ist flüssiger als Wasser?“ Die allgemein bekannte Antwort lautet: „die Schwiegermutter; denn die ist überflüssig“, doch hört man u. a. in Schüsselndorf und Pampitz bei Brieg die aus den ländlichen Verhältnissen — man denke an die oft recht schwer tragbaren Auszugskosten — verständliche Antwort: „Die Urgroßmutter“.

§ 9.

Der von Aarne erwähnten örtlichen Anpassung soll hier noch eine zeitliche Anpassung gegenübergestellt werden. Besteht die örtliche Anpassung darin, daß das Rätsel, das auf seiner räumlichen Wanderung in neue Verhältnisse kommt, in seiner Fassung durch diese neuen Verhältnisse in irgendeiner Weise beeinflusst wird, so besteht die zeitliche Anpassung darin, daß das Rätsel auf seiner Wanderung durch die Zeiten sich verändert.

So tauchte das an den Münsterberger Massenmörder Denke anknüpfende Rätsel:

Unterschied zwischen Denke und einem Glase Grog? — / Grog macht Kalte warm, Denke macht Warme kalt.)

angesichts der jüngeren Untaten eines Hamann in der Form auf:

Unterschied zwischen „Hamann“ und einem Glase Grog?

Als in den neunziger Jahren die unter dem Namen „Goldelse“ bekannte Prostituierte Else Groß in Breslau ermordet wurde, ging folgende Scherzfrage um:

Als die „Goldelse“ begraben wurde, folgte nur ein Wagen. Als der Kutscher am Kirchhof den Schlag öffnen wollte, ging die Tür nicht auf. Woher kam das? — (Es saßen lauter „Zuhälter“ drin.)

Diese Frage lebte nach etwa 30 Jahren anlässlich eines Mordes in der Krullstraße mit dem veränderten Eingang auf:

Als die „in der Krullstraße wohnende Prostituierte“ ermordet wurde . . .

Mit der Kleidung der „Schupo“ oder „Sipo“ mußten sich natürlich auch die auf die Kleidung Bezug nehmenden Rätselfragen ändern.

Hieß es erst:

Oben vernickelt, unten gewickelt, in der Mitte „grün“

so hieß es dann:

Oben vernickelt, unten gewickelt, in der Mitte „blau“.

§ 10.

Wie die Verwandlung der ursprünglichen Bedeutung in eine andere zur Veränderung des Rätsels führte, zeigt Aarne¹⁾ am Rätsel von der Elster:

Vornen wie 'ne saul, / mitten wie ein knaul, / hinten wie ein pflanzenstiel.

Dieses Rätsel ist nämlich anderen Tieren, z. B. dem Hahn (a), der Kuh (b) und der Katze (c) angepaßt worden:

(a) Vorne wie ein kamm, / mitten wie ein lamm, / hinten wie ein siechel, / rat, mein lieber Michel. — (Hahn.) Wossidlo Nr. 240, S. 103²⁾.

(b) Vör as' ne gabel, / unnen as'n disch, hinnen as'n bessen. — (Kuh.) Ebenda Nr. 234 c., S. 102.

(c) Vör as'n klugel, / hinnen as'n sugel, in de midd as'n mehsack. — (Katze.) Ebenda Nr. 237 a., S. 103.

Weitere Beispiele sind die Rätsel von der hohlen Nuß:

Sieht man es, so läßt man's liegen, / Sieht man's nicht, so hebt man's auf³⁾ und vom falschen Gelde:

Wer es kennt, der nimmt es nicht; / Wer es nimmt, der kennt es nicht von denen vermutlich das zweite aus dem ersten durch Verwandlung der ursprünglichen Bedeutung entstanden ist. Und auch die — nur ganz geringen — Unterschiede der beiden sonst so ähnlichen Rätsel vom Schornsteinfeger und vom Pfahl („schwarz“ ist das Loch — „klein“ ist das Loch) deuten darauf hin, daß hier das eine sich aus dem andern auf die gleiche Weise gebildet hat:

šworts is dos löuch on blöu is dr himl / štörk is dr liml, aber naę musa döch. — (kaminkärer, rauchfänkärer.) Groß-Aupa.

(Schwarz ist das Loch, und blau ist der Himmel, / stark ist der Lümmel, aber rein muß er doch.) — (Kaminkehrer, Rauchfangkehrer).

Blau ist der Himmel, / Dick ist der Lümmel, / Klein ist das Loch, / Rein muß er doch. — (Der Pfahl.) Brieg.

IV. Arten der Rätsel.

Wirkliche und unwirkliche Rätsel.

Wirkliche Rätsel.

§ 11.

Das wirkliche Rätsel erscheint meist in gebundener Rede und verfolgt das doppelte Ziel, den Gegenstand „möglichst an-

¹⁾ Antti Aarne, a. a. O. S. 34.

²⁾ Richard Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. 1. Band: Rätsel. Wismar 1897.

³⁾ Vgl. S. 111 und S. 114.

schaulich zu schildern und ihn doch wieder vor den Blicken des Suchenden zu verstecken“. (Vgl. R. Petsch, „Das deutsche Volksrätsel“ S. 71.) Es wendet sich natürlich auch an den Verstand, vor allem aber an die Phantasie. „Es ist um so vollkommener, je unvollständiger oder widerspruchsvoller die Beschreibung an sich selber ist, die auf unsere Einbildungskraft wirken soll.“ (R. Petsch, S. 57.)

Es hat zwei Flügel und kann nicht fliegen, / Es hat einen Rücken und kann nicht liegen, / Es hat ein Bein und kann nicht gehn (stehn), / Es trägt oft eine Brille und kann doch nicht sehn. — (Nase.) Charlottenbrunn in Schlesien.

Es hat einen Kamm und kämmt sich nicht, / Es hat zwei Sichel und schneidet nicht, / Es hat zwei Sporen und reitet nicht. — (Der Hahn).

Schumannsheide bei Oberlangensbielau.

Es hat keinen Mund und kann doch heulen, / Es hat keine Füße und kann doch eilen, / Es hat keinen Arm und kann doch vernichten, / Es kann die schwierigsten Dinge verrichten. — (Der Wind.) Kreiswitz.

Wo ist es am dunkelsten, und es kommt doch das meiste Licht hin? — (Unter dem Lichtputzer.) Brieg.

Das Kalte mach' ich warm, / Das Heiße aber kalt, / Es hat mich reich und arm, / Wer lang mich hat, wird alt. — (Der Atem.) Hindenburg OS.

Der Arme wirft's fort, und der Reiche steckt's ein. — (Nasenschleim.) Oppeln.

Unwirkliche Rätsel.

§ 12.

Das unwirkliche Rätsel richtet sich in erster Linie an den Verstand. Das Anschauungselement fehlt so gut wie ganz. Die im folgenden gegebene Aufzählung der unwirklichen Rätsel lehnt sich an R. Petsch, „Das Deutsche Volksrätsel“ an. Die die einzelnen Gruppen kennzeichnenden Beispiele sind dem heimischen (schlesischen) Rätselschatz entnommen.

§ 13.

Für die Zeichendeutung bringt Petsch a. a. O. S. 59 folgendes Beispiel: || ○ | ⊙

„Der ist dick, und der ist dünn, / Der ist draußen, der ist drin.“

Zu dieser Gruppe kann man wohl auch jene zahlreichen Rebusse rechnen, die beim gemüthlichen Beisammensein gern aufgegeben werden; z. B.:

Ein aufgespannter Regenschirm wird schnell skizziert, und drei leere Becher werden darunter gezeichnet. Was ist das? — (Drei überspannte Gelehrte [Geleerte]).

Man schreibt den Namen Wilhelm und zeichnet quer hindurch ein Perpendikel. Was ist das? — (Ein Urteil [Uhrteil] im Namen des Königs).

Was bedeutet ein auf dem Kopfe stehendes „er“, das von schlecht gezeichneten Kreisen umgeben ist? — („Er“ „verkehrt“ in schlechten Kreisen.)

Was bedeutet ein von einem Kreise eingeschlossenes T? — (Tee mit etwas Rum [rum].)

§ 14.

Auch Buchstaben werden gedeutet. Die betreffenden Buchstaben sind gewöhnlich die als Abkürzungen gebrauchten Anfangsbuchstaben mehrerer zusammengehörender Wörter. Die Deutung geschieht in der Weise, daß man diese Buchstaben als Anfangsbuchstaben anderer Wörter auffaßt, die dann — im Zusammenhang gelesen — einen zur Sache mehr oder weniger passenden Gedanken ergeben.

Dafür folgende Beispiele:

Im Jahre 1913 faßte die Verwaltung der Hirschberger Talbahn, die bis dahin nur die Linie Hirschberg—Bad Warmbrunn—Hermsdorf betrieb, den Entschluß, „auf dem Wege über Giersdorf nach Hain näher an den Kamm heranzukommen“. Damals wurde die abgekürzte Firmenbezeichnung „H. T. A. G.“ scherzweise gedeutet: „Hinauf Talbahn aufs Gebirge!“¹⁾

Auf polnischen Eisenbahnwagen findet sich manchmal die Aufschrift: PKP. Der Oberschlesier legt ihr als Sinn unter:

Pruskin kradzione pogzëm. — (Den Preußen geklauter Zug.)

Pieruna kai pojedrzes. — (Pieruna, wohin fährst du?) Hindenburg OS.

Wie der Oberschlesier die manchmal auf Grabsteinen stehenden Buchstaben R. i. P. (requiescat in pace!) auslegt, zeigt folgendes auch aus Hindenburg stammende Geschichtchen:

Korlik und Sufflik in Oberschlesien kommen auf den Friedhof und sehen auf vielen Grabsteinen R. i. P. Darauf Korlik: „Du Sufflik, wir sind auf Selbstmörderfriedhof; denn steht überall Revolver in Patrona.“

§ 15.

Um Deutungen handelt es sich auch, wenn unverständliche Wortgebilde, die durch falsche Betonung — manchmal unter-

¹⁾ Schlesischer Wintersport, 5. Jahrgang Nr. 4 S. 5.

stützt durch falsche Aussprache (s. u. müsterbeen ∞ muß stérben) — entstanden sind, enträtselt werden sollen. Erschwert werden solche Deutungen oft durch irreführende Hinweise (s. u.).

di kurántø ums tórum / die kurántø bíse fil. — (Die Kuh rannte ums Tor rum, die Kuh rannte bis sie fiel.)

Ósterblicher müsterben oné glaobēn daçen férderbēn. — (O Sterblicher, mußst sterben; ohne Glauben dein Verderben.) Oppeln.

Können Sie Französisch? Was heißt: ālasēr, tē trank sī? — (Aal aß er, Tee trank sie.)

Naimce mal de fišs d'avec siðele. — (Nehmen Sie mal die Füße da weg, Sie Ekel.)

Kennen Sie Bluménto-Pferde? — (Blumentopf-erde.)

Können Sie Griechisch? Was heißt: mēn éptø hói? ní mēn eptø hói. — (Mäh'n Äbte Heu? Nie mäh'n Äbte Heu.)

§ 16.

Einige schlesische Beispiele für auffallende Sätze:

Es ist jemand ertrunken! Um Gottes Willen . . . — (Ja, der Zucker im Kaffee.)

Drin ist jemand aufgehängt! — (Ja, die Wurst am Bündel.)

In der Zeit der Konkurse:

„Heut hat sich X. Y. (Jüdischer Geschäftsinhaber) . . . (und nun folgt eine Bewegung der Hand um den Hals, so daß der andere an Erhängen denken muß) — einen reinen Kragen umgemacht. Brieg.

David hat auch zugemacht! Was du sagst? — (Ja, weil es 7 [19] Uhr war.) Brieg.

In Breslau gehen auf der Ohlauerstraße zwei Juden miteinander. Der eine sagt zum andern: „Hier auf der Ohlauerstraße soll auch ein Geschäft nicht ganz kosher sein.“ Der andere: „Glücksmann?“ „Nee.“ „Esders?“ „Nee.“ „Nu welches denn?“ — („Nu, Dietrich, der schlachtet immer ‚traufe‘.“) — Anm.: Dietrich, Wurstgeschäft auf der Ohlauerstraße in Breslau.

§ 17.

Auch „Rechenaufgaben“, „Verwandtschaftsrätsel“, „schwierige Aufgaben“, „Namenscherze“ sind nach wie vor beliebt und begehen häufig unter den heimischen Rätseln.

Nur sehr wenige der hierher gehörenden Rechenaufgaben haben wirklich mit Rechnen etwas zu tun, wie etwa:

Die Rekruten sind zum Militär eingerückt. Leutnant fragt, wie viele es wären. — Antwort: Noch 1 mal und $\frac{1}{2}$ mal und $\frac{1}{4}$ mal soviel und der Herr Leutnant noch dazu, dann sind es gerade 100. — (36; denn $36 + 36 + 18 + 9 + 1 = 100$.)

Und selbst bei diesen wenigen spielt das Rechnen meist eine ganz untergeordnete Rolle:

Was gibt 1 Schutzmann, 1 Kinderfrau, 1 Zahnarzt und 2 Kommunisten? — (1 Schutzmann = 8, 1 Kinderfrau = 8, zusammen 16; Zahnarzt zieht die Wurzel $\sqrt{16} = 4$; Kommunisten teilen $4 : 2 = 2$.)

Wieviel bleiben mindestens nach Abgang des Zuges auf einer Station zurück? — (Neun.) — Wieso? — (4 Frauen, 4 Männer und der Stationsvorsteher.) — („Für“ Frauen, „für“ Männer.)

In den meisten angeblichen Rechenaufgaben soll überhaupt nicht gerechnet werden, und die im Rätsel enthaltenen Zahlenangaben wollen nur die Aufmerksamkeit der Hörer gefangennehmen und so meist von der sehr naheliegenden Lösung ablenken.

Brieg hat 2365 Schornsteine, Breslau 35 472 Schornsteine, Berlin 612 536 Schornsteine. Was kommt raus? — (Rauch.)

Der Vater wiegt 187 Pfund, die Mutter 150 Pfund. Was wiegt die Amme? — (Das Kind.)

Es brennen 6 Lichte, ich lösche 2 aus. Wieviel bleiben? — (2, die andern verbrennen.) Mitt. Heft 14, S. 28¹⁾.

1 Pfd. Mehl kostet 30 Pf., der Bäcker braucht zum Brot 2 Pfd. Wie teuer ist ein „Fünfböhm Brot“? — (0,50 M.)

Ein Schiff ist 100 m lang und 4 m breit. Wie alt ist der Kapitän? — 53 Jahre. — Wieso? — Ich habe ihn gefragt.

Weit verbreitet ist das Rätsel:

Der Müller ist in der Mühle. Die Mühle hat vier Ecken. In jeder Ecke steht ein Sack. Auf jedem Sack sitzt eine Katze. Wieviel Füße sind in der Mühle? — (Zwei; denn die Katzen haben Pfoten.)

§ 18.

Die schlesischen Verwandtschaftsaufgaben decken sich im großen und ganzen mit denen, die überall im Umlauf sind:

Kann jemand sagen: Komm her, mein Sohn! auch wenn es nicht der Vater ist? — (Die Mutter.) Brieg.

Komm her, mein Sohn, umarme mich, du bist mein Sohn, doch ich dein Vater nicht. — (Die Mutter.) Breslau.

Eines Vaters Kind, einer Mutter Kind und doch keines Menschen Sohn? — (Tochter.) Jauer, Oppeln, Brieg.

Meiner Eltern Sohn und doch nicht mein Bruder? — (Ich selbst.) Brieg.

¹⁾ Dr. P. Feit, Das deutsche Volksrätsel. Mitt. Heft 14, S. 1 ff.

§ 19.

Beispiele für die sogenannten „schwierigen Aufgaben“ sind:

Wie kann man aus einer festverkorkten Weinflasche trinken? — (Man dreht die Flasche um, gießt in den bei jeder Weinflasche vertieften Boden Wasser und trinkt.)

Wie gewinnt man Öl oder Essig? — (Man bohrt ein Loch in die Erde. Kommt Öl heraus, so hat man Öl; kommt keins heraus, so „ist es Essig“.)

Wie kann man um 3 Uhr zwischen 11 und 12 ins Zimmer treten? — (Indem man bis 12 zählt und zwischen 11 und 12 um 3 Uhr eintritt.)

Mitt. Bd. XXII, S. 53, Nr. 37.

Wie kann man ein Glas Bier austrinken nicht stehend, nicht sitzend, nicht liegend, nicht drin und nicht draußen? — (Im Türrahmen eingesteckt.)

Groß Aupa.

§ 20.

Von den Namenscherzen sind folgende allgemein bekannt:

Kaiser Karolus hatte einen Hund. / Er gab ihm den Namen aus seinem Mund. / Also hieß Kaiser Karolus sein'n Hund. / Wie hieß Kaiser Karolus sein'n Hund? — (Also.)
Oppeln.

Jemand hatte einen Hund, / Kunterbunt war der Hund. / Wie hieß der Hund!? — (Wie.)

In Schlesien sind diejenigen Fragen sehr beliebt, in denen die Oder eine Rolle spielt:

Was ist größer, Ems oder Weser? — (Die Oder.)

Was ist größer, Messer oder Gabel? — (Die Oder.)

Andere schlesische Namenrätsel sind:

Ich kenne ein Dorf im Schlesierland. / Rate (Rathe)! Wie wird's genannt? — (Rathe, Kreis Öls.)

Jemand und Niemand gingen in ein Haus. / Jemand ging vorn hinaus, / Niemand ging hinten hinaus. / Wer blieb drin? — (Und.)
Oppeln.

§ 21.

Auch Buchstabenrätsel sind heute noch sehr beliebt, besonders wenn sie kurz sind, witzig klingen und nicht von vornherein als „Buchstabenrätsel“ anmuten.

Was steht immer am Ende vom Dorf? — (Das „f“.)
Brieg.

Welche Stadt hat ihr Ende in der Mitte? — (Lo—nd—on.)
Brieg.

Was hat Adam vorn und Eva hinten? — (a.)
Brieg.

Was ist groß bei einer Mücke und klein bei einem Kamel? — (Das m.)

Im Himmel ist ein Ding, / Es ist auch in der Hölle; / Der König hat es nicht, / Doch hat es der Geselle; / Der Kaiser hat es nicht, / Doch haben's die Soldaten. / Wer es kann erraten, / Kriegt einen Schweinebraten. — (Das l.)

Breslau.

Wie ist es möglich, daß Berlin vorn mit B und hinten mit h geschrieben wird? — (Berlin — hinten.) Brieg.

Was entsteht, wenn sich das Ei im Leibe umdreht? — (Liebe.) Jauer.

Was ist das Wichtigste beim Trauring? — (Das „n“; denn sonst wäre es traurig.)

Was ist aber das Wichtigste beim Schmeißen? — (Das Treffen.) Brieg.

§ 22.

Die Zahl der im Volke umgehenden ernstesten Wissensfragen ist sehr klein, und diese wenigen Fragen handeln zumeist von geistlichen Dingen:

Was ist süßer als Honig? — (Gottes Wort.) Brieg.

Welches Wasser ist zur Seligkeit notwendig? — (Die Tränen des bußfertigen Sünders.) Oberschlesien.

Wer ist gestorben und nicht geboren? — (Adam und Eva.)

Wer ist geboren und nicht gestorben? — (1. Elias; denn er fuhr im feurigen Wagen in den Himmel; 2. alle lebenden Menschen; 3. Lots Weib.)

Wer ist nur einmal geboren und zweimal gestorben? — (Lazarus.)

§ 23.

In der Hauptsache aber tragen die sowohl auf Bibelwissen als auch auf weltliches Wissen Bezug nehmenden Fragen scherzhaften Charakter. Die Zahl dieser Scherzfragen ist außerordentlich groß. Ihr Stoffgebiet ist unbeschränkt. Ihre Arten sind äußerst mannigfaltig.

Besonders beliebt sind komparativische und superlativische Fragen, Fragen nach Gleichheit und Ähnlichkeit, Fragen nach dem Unterschied und Fragen, in denen es sich um das Verhältnis von Ursache und Wirkung und das von Gattung und Art handelt.

Beispiele für komparativische Fragen sind:

Welches Licht brennt länger, das Wachlicht oder das Talglicht? — (Keins, beide brennen kürzer.)

Wer bricht eher ein Bein, der, welcher vom Tisch fällt, oder der, welcher vom Dach fällt? — (Der vom Tisch fällt; denn er ist eher unten.)

Glaubst du, daß ich höher als die Kirche springen kann? — (Ja; denn die Kirche kann gar nicht springen.)

Von schlesischen superlativischen Fragen seien genannt:

Wer war der erste Kellner? — (Der liebe Gott; denn es heißt: da nahte Gott mit „Bransen“.)

Wer war der erste Apotheker? — (Die Ziege; sie sammelte Kräuter und drehte Pillen.)

Wer war der erste Adlige? — (Der Herr von Ferne; denn es heißt: er sah den Herrn „von Ferne“.)

Wer war der erste Kaufmann? — (Simson; denn Gott nahm die Stärke von ihm.)

Wer war der erste Dichter? — (Nebel. — Dichter Nebel lag auf der Erde.)

Wer war der erste Referendar? — (Jakob; denn er diente sieben Jahre umsonst.)

Wo sitzt das meiste Holz? — (Unter der Rinde.)

Wo liegen die meisten Soldaten? — (Auf dem Strohsack.)

Fragen nach dem Unterschied — gewöhnlich eingeleitet mit den Worten: „Welches ist der Unterschied . . .?“ oder „Wodurch unterscheidet sich . . .?“ — sind sehr zahlreich. Nur bei einigen dieser Fragen gibt die Antwort einen wirklichen sachlichen Unterschied an. Z. B. in:

Unterschied zwischen einer richtigen Zigarre und einer Schokoladenzigarre? — (Die Schokoladenzigarre wird von hinten kürzer, die richtige von vorn.)

In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich nur um einen scheinbaren Unterschied; denn logischerweise kann doch nur dort von einem „Unterschied“ gesprochen werden, wo auch Übereinstimmung in gewissen Punkten vorhanden ist. Diese Übereinstimmung besteht aber bei den weitaus meisten einander gegenübergestellten Dingen und Erscheinungen nur dem Scheine nach, und zwar beruht sie auf der Doppeldeutigkeit gewisser Ausdrücke.

Unterschied zwischen Waschfrau und Radfahrer? — (Sie weicht ein, er weicht aus.)

Unterschied zwischen einem Reisenden und einem Stubenmädchen? — (Er kehrt ein, sie kehrt aus.)

In einzelnen Fällen handelt es sich in erster Linie lediglich um Laut- bzw. Buchstabenunterschiede.

Unterschied zwischen General und Nachtwächter? — (Tut Taten, tat tuten.)

Unterschied zwischen einem Hasen, einem Perückenmacher und einem Spezialarzt für Halsleiden? — (Der eine lebt vom Kohlkopf, der andere vom Kahlkopf, der dritte vom Kehlkopf.)

Ein besonderer Fall hiervon sind „Schüttelreimfragen“.

Unterschied zwischen einem Ballsaal und einem Schlachthof? — (Schwebende Beinchen, bebende Schweinchen.)

Unterschied zwischen Bismarck und einem Käse? — (Großer Staatenlenker — großer Ladenstänker.)

Unterschied zwischen einem Radler und einem Dolch? — (Radler hat eine Sportnütze, Dolch hat eine Mordspitze.)

Schließlich sei erwähnt, daß es auch noch einige Fragen nach dem Unterschied gibt, wo überhaupt nicht geraten, sondern der andere nur gefoppt werden soll:

Kennen Sie den Unterschied zwischen einer Droschke und einem Düngerhaufen (Ameisenhaufen)?

Wenn nun der andere „nein“ antwortet, dann heißt es weiter:

„Dann setzen Sie sich mal erst in das eine und dann in das andre, dann werden Sie den Unterschied kennen.“

Kennen Sie den Unterschied zwischen Heu und Stroh? — (Na, den kennt doch jeder Esel [Ochse].)

Ähnlichkeits- bzw. Gleichheitsfragen werden meist eingeleitet mit den Worten: Was ist gleich bei . . . ? Worin gleichen sich? Was haben . . . gemeinsam? Worin ähneln sich? Welche Ähnlichkeit besteht? Im übrigen liegen fast dieselben Verhältnisse vor wie bei den Unterschiedsfragen; denn auch hier handelt es sich nur bei einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Scherzfragen um eine tatsächliche Ähnlichkeit (a), in den weitaus meisten Fällen beruht die scheinbare Ähnlichkeit oder Gleichheit auf dem Gebrauch von Homonymen (b), und in einzelnen Rätseln handelt es sich lediglich um Buchstaben- oder Lautübereinstimmung (c).

a) Was ist beim Esel und beim Tage gleich? — (Beide sind anfangs grau.)

b) Ähnlichkeit zwischen Butter und Geige? — (Beide werden gestrichen.)

Ähnlichkeit zwischen Prahler und Blasebalg? — (Beide sind Windbeutel.)

Ähnlichkeit zwischen einem Hunde und Hannover? — (Beide liegen an der Leine.)

c) Was hat der Fleißige mit dem Faulen gemeinsam? — (Das F.)

Am zahlreichsten sind wohl die Rätsel, in denen es sich um das Verhältnis von Ursache und Wirkung handelt, und die meistens mit „warum“ beginnen:

Warum kann das Pferd nicht gut ein Schneider sein? — (Weil es das Futter frißt.)

Warum haben die Fische keine Haare? — (Weil sie Schuppen haben und nichts dagegen tun.)

und die Rätsel, in denen es sich um das Verhältnis von Art und Gattung handelt, und die gebaut sind nach dem Schema:

Welcher Bock hat keine Hörner? — (Der Sägebock.)

Die letzte Gruppe, in die auch das Homonym hineinspielt, ist schier unerschöpflich, und die Kinder sind unermüdlich, immer

neue derartige Fragen zu suchen. Freilich gibt es auch in keiner anderen Gruppe so dumme Rätsel. Davon einige Beispiele:

Welcher Biß tut keinem weh? — (Der Kürbis.)

Welche Länder können laufen? — (Die Holländer.)

Welche Rosen können rauchen? — (Die Matrosen.)

Anderweitige Einteilung der Rätsel.

§ 24.

1. Das Äußere des Rätsels gibt Veranlassung zu folgenden Gegenüberstellungen:

a) Rätsel in gebundener Rede (α) und solche in ungebundener Rede (β).

α) Verfertigt ist's vor langer Zeit, / doch jedenfalls gemacht erst heut. /
(Gar treulich dient es seinem Herrn, / doch hüten will es keiner gern. — (Das Bett.)
Brieg.

β) Es ist ganz und wird doch alle Tage gemacht. — (Das Bett.) Brieg.

b) Rätsel in Form einer Frage (α) und solche in Form einer Aussage (β).

α) Wo werden die Gänse nur auf einer Seite gebraten? — (In Neusorge bei Öls.)
Öls.

β) Die Janowitzzer backa a Kucha bloff uff enner Seite.

(Mitt. Bd. XXVIII, S. 287. Sieh auch oben S. 17.)

c) Nackte Rätsel (α) und in Geschichten eingekleidete Rätsel (β).
Die auch einzeln im Volke umlaufenden Fragen:

α) Wieviel wiegt der Mond? / Wie tief ist das Meer?

finden sich in der in ihren Hauptzügen überall bekannten Ein-
kleidung der Erzählung vom Kaiser und Abt:

β) Kaiser Franz Joseph ging einmal spazieren. Da kam er an einem Hause vorbei, an dem eine Tafel mit der Aufschrift hing: „Ich lebe ohne Sorgen auf heute und auf morgen“. In dem Hause aber wohnte ein reicher Prälat. Der Kaiser dachte: „Ich bin Kaiser und habe Kummer und Sorgen und der Mann nicht?“ Da ließ er sich den Prälaten kommen. „Sie haben keinen Kummer und keine Sorgen?“ „Nein.“ „Wenn Sie keinen Kummer haben, so will ich Ihnen welchen machen. In drei Tagen müssen Sie wissen:

Wie schwer ist der Mond?

Wie tief ist das Meer?

Was sind Kaiser Josephs Gedanken?“

Ein alter Mann aber stand in der Nähe, spaltete Holz und hörte alles. Nun hatte der Prälat Kummer und lief die ganze Zeit traurig herum. Als das der Alte sah, sprach er am dritten Tag zum Prälaten: „Wenn Ihr die Rätsel

nicht lösen könnt, will ich sie auflösen; gebt mir Eure Montur“. Als dann der Kaiser wiederkam, ging ihm der alte Mann entgegen und beantwortete die Fragen:

Der Moud hat vier Viertel, so ist er ein Pfund schwer.

Das Meer ist einen Steinwurf tief; denn der Stein fällt bis auf den Grund.

Der Kaiser aber denkt, er hat den Prälaten vor sich, derweilen ist es nur
der alte Mann. Groß-Aupa.

Vgl. auch oben S. 112 u. S. 112 Anm. 2.

2. Je nachdem das Rätsel auf einem Wortspiele beruht oder nicht, unterscheidet man Worträtsel (a) und Sachrätsel (b).

a) Was ist ein Hut ohne Futter? — (Eine Behauptung ohne innere Überzeugung.)

Nach welchen Bergen sehnen sich die Wanderer? — (Nach den Herbergen.)

b) Mit Last beladen kann ich geh'n; / Nimm mir die Last, so muß ich
stehn. — (Die Uhr.) Hindenburg OS.

Die Last wird müde, / der Lastträger nicht. — (Der Stuhl.)

3. Im Hinblick auf die Absicht des Fragenden wären zu unterscheiden die Rätsel, in denen wirklich etwas geraten werden soll (a), und solche, bei denen nicht geraten, sondern der Gefragte entweder gefoppt oder mit einem Wortwitz überrascht werden soll (b).

a) Im Sommer ein Bettelmann, / im Winter ein Herr? — (Ofen.)

Ganzen Winter frißt's, / Ganzen Sommer fastet's. — (Ofen.)

Schumannsheide.

Was hängt man an der Nase auf? — (Flachwerk.) Schüsselndorf.

b) Kennen Sie den Unterschied zwischen Heu und Stroh? (Nein.) — (Na, den kennt doch jeder Ochse.)

Was ist paradox in bezug auf einen Onkel? — (Wenn ein „Onkel“ seinen „Neffen“ „vernichtet“.)



Altschlesische Schutzbriefe und Schutzgebete.

Von Joseph Klapper.

Die schlesischen Handschriften enthalten eine reiche Überlieferung von Schutzbriefen, Himmelsbriefen und gebetähnlichen Segen, die noch nicht gehoben ist. Etwa 500 Jahre kann man die Texte zurückverfolgen und sie in ihrem Wandel bis in die Übung der Gegenwart begleiten. Nur gelegentlich ist auf einzelne Stücke in der schlesischen volkskundlichen Forschung hingewiesen worden¹⁾. Ein Überblick über die im folgenden mitgeteilten Texte wird ihren Wert für die Aufhellung mancher Schwierigkeiten der heutigen Textdeutung erweisen.

Die bedeutsamste Stelle nehmen die sogenannten Himmelsbriefe ein. Sie blicken auf eine lange Vergangenheit zurück. Um das Jahr 584 verkündet auf der spanischen Insel Ibiza im Sonntagsgottesdienste ein Bischof Vincentius einen Brief, der von Christus geschrieben und vom Himmel auf den Altar St. Peters niedergefallen sein soll. Eine Nachricht von einem ähnlichen Briefe scheint in einem koptischen Schreiben des Bischofs Petrus von Alexandria († 311) bereits vorzuliegen. Mit gewichtigen Gründen wird aber die Entwicklung des Textes in das fränkische Reich verlegt, wo sich im 6. Jahrhundert die günstigsten Voraussetzungen dafür vorfinden. Bonifatius klagt im August 743 in einem Briefe an Papst Zacharias, daß mit einem Briefe Mißbrauch getrieben werde, der vorgeblich von Christus stamme, in Jerusalem zur Erde gefallen und am Tore Ephraim vom Erzengel Michael gefunden worden sei. Im Jahre 789 verurteilt ein Kapitulare

¹⁾ K. Olbrich, Über Waffensegen. Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk., Heft 4. 88–93. Ders., Zehn Schutzbriefe unserer Soldaten, Mitt. Bd. X, Heft 19, S. 45–71. — W. H. Vogt, Die Schutzbriefe unserer Soldaten. Mitt. Bd. XIII–XIV (1911), 586 ff.

Karls d. Gr. die gottlosen, unwahren Briefe, die angeben, vom Himmel im vergangenen Jahre in Jerusalem niedergefallen zu sein. Vielleicht ist man in Rom erst durch die Mitteilung des hl. Bonifatius mit dem Briefe bekannt gemacht worden; die Hinweise auf sein Vorhandensein in Rom könnten darauf zurückgehen. Im Laufe der Jahrhunderte ist der Text mindestens dreimal wesentlich umgestaltet worden¹⁾. Die mittelalterlichen schlesischen Texte gehören der letzten, seit dem 13. Jahrhunderte in Deutschland verbreiteten Fassung an, in der der alte Charakter des Sonntagsbriefes gemildert erscheint. Die strenge Forderung der Sonntagsheiligung, die dem jüdischen Sabbatgesetze entsprach, ist ebenso wie die Aufforderung zur Buße mehr in den Hintergrund gedrängt durch die Aufnahme von sittlichen Vorschriften, die mehreren der zehn Gebote entnommen werden. Das Wunderbare des Briefes wird dagegen stärker hervorgehoben; er ist auf Marmor in goldenen Buchstaben geschrieben, ein Erzengel trägt ihn; Licht strahlt von ihm aus; er weicht, wenn man ihn ergreifen will, zurück. Erst als das Volk gebetet und gefastet hat, läßt ihn der Erzengel fallen. Gottes Stimme bezeugt die Echtheit.

Der älteste schlesische Text liegt als lateinische Predigt für den Donnerstag nach Matthias des Jahres 1415 vor in der Handschrift I Q 469 der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau. Er ist geschrieben von dem Kaplan in Nossen bei Münsterberg Michael Irste (Erste) von Münsterberg. Die Handschrift ist später in das Breslauer Dominikanerkloster zu St. Adalbert gekommen.

Auf wunderbare Weise sei dieser Brief Christi in Jerusalem auf dem Altare Petri gefunden worden, auf einer Marmortafel, von der flammendes Licht ausgehe, und ein Engel habe sie vor dem Volke erhoben, und das Volk sei mit dem Rufe „Herr, erbarme Dich“ auf sein Angesicht niedergefallen. Der Engel aber habe das Gebot der Sonntagsheiligung aus diesem Briefe verlesen und die Strafen für die Frevler verkündet. Auch das Freitagsfasten ist gefordert. Die Sabbatruhe der Juden wird als Vorbild gegeben. Die Sarazenen sollen Herrschaft über die Ungehorsamen erhalten, bis sie mit Fahnen und Heiligenreliquien von Kirche zu

¹⁾ R. Stübe, Der Himmelsbrief. Ein Beitrag zur allgemeinen Religionsgeschichte. Tübingen, 1918.

Kirche ziehen. Wenn sie sich bekehren, wird der Herr Reichtum und Gedeihen schenken. Wer sich dem Abendmahle nahe, solle versuchen, sich mit dem Feinde zu versöhnen. Gericht und Schwur am Sonntage sind untersagt. Die Priester aber sollen den Brief dem Volke predigen. Wer die Gräber der Heiligen besucht und Almosen gibt, wird hundertfachen Lohn erhalten; Wucherer, Räuber und Ehebrecher und Brandstifter aber verfallen dem ewigen Fluche. Als der Engel den Brief erklärt hat, ruft eine himmlische Stimme: „Glaubet den Worten.“ Dann erhebt sich der Patriarch in der Mitte der Priester und bekräftigt mit seinem Eide die Echtheit des Himmelsbriefes, verflucht die Ungläubigen und segnet die, die den Brief durch Städte und Dörfer in Abschriften verbreiten; die Priester sollen es vor allem tun. (Anlage I.)

Einen kürzeren lateinischen Text aus dem Jahre 1473 überliefert die Breslauer Hs. I Q 143, die ebenfalls den Breslauer Dominikanern gehörte. Hier steht der Brief auf einem Pergamentblatte, das einst mehrmals gefaltet gewesen ist, also als Segensbrief getragen worden ist. Die Motive des Textes sind trotz der Kürzungen dieselben; ein direkter Zusammenhang mit dem Texte des Michael Irste aber ist nicht anzunehmen¹⁾.

Noch kürzer, aber in einzelnen Angaben vollständiger ist ein dritter schlesischer Himmelsbrief, der der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört. Er fand sich auf einem Schaltzettel (nach Bl. 187) der Breslauer Hs. IV F 13 (Staats- und Univ.-Bibl.). Diese Handschrift ist 1410 geschrieben und gehörte früher dem Breslauer Matthiasstifte. Das Papierblatt ist einst dreifach gefaltet gewesen, also als Schutzsegen getragen worden.

Der Text hebt wesentlich die Motive der Sonntagsheiligung hervor, die in den deutschen Übersetzungen wiederkehren. Auch hier betont die Überschrift die Offenbarung des Briefes durch den Herrn an Petrus. Die Androhungen der Strafen beschränken sich zunächst auf Knechtschaft unter Heidenherrschaft, auf ein Schicksal dem gleich, das Sodom und Gomorra erlitten haben. Gefordert wird, daß am Sonntag nur die Bethäuser besucht werden, daß man Kranke tröste und Zwietracht beseitige, daß man alle Geschäfte meide, weder das Haar schere, noch Kleider wasche, noch

¹⁾ Abdruck in diesen Mitt. Bd. XVIII (1916), 65.

Brot backe, daß man weder vor Gericht trete noch sonst Streit mit andern suche. Von der neunten Stunde am Sonnabend bis zur ersten Stunde des Montags haben alle Geschäfte zu ruhen. Dann werden als Strafen angedroht: Hagel, Schwefelfeuer, Pechregen und Blitze; Zerstörung der Weinberge, Wasserfluten. Die Entrichtung des Zehnten an die Kirche ist als besondere Pflicht eingeschärft. Die Priester sollen den Brief durch Stadt und Dorf verbreiten, ihn jeden Sonntag verlesen. Im „vergangenen Jahre“ sei der Brief in die Stadt Gazim gekommen, wo Petrus die bischöfliche Würde erhalten habe. Petrus selbst bekundet durch Eide, daß der Brief vom siebenten Throne Gottes komme und vom Finger Gottes geschrieben sei.

Die hier vorliegende Fassung scheint einer früheren Redaktion des Textes anzugehören, die wohl in England oder Irland entstand und seit 850 nachweisbar ist. Die Handschriften dieser Fassung gehören ins 9. bis 15. Jahrhundert. Ihre gegenseitige Verwandtschaft ist noch zu untersuchen¹⁾. (Anlage II.)

Die deutsche Übersetzung des Sonntagsbriefes, die in zwei umfänglichen Texten aus dem Beginne und dem Ende des 15. Jahrhunderts in Schlesien überliefert ist, setzt eine Textgestaltung der lateinischen Vorlage voraus, die in Schlesien bisher nicht nachgewiesen ist.

Der ältere Text fand sich auf einem einst der Breite nach vierfach, der Höhe nach einmal gefalteten Papier; er ist von einer kräftigen Hand im Anfange des 15. Jahrhunderts auf ein Folio-doppelblatt geschrieben, das zerschnitten und zur Beklebung der Innenseiten der Holzdeckel einer Handschrift verwendet worden ist, die einst dem Augustiner-Chorherren-Kloster zu Sagan gehörte. Es ist die jetzige Hs. I F 644 der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau. Beim Zerschneiden ist in der Mitte der über beide Blattbreiten wegreichenden langen Textzeilen ein geringer Textverlust entstanden.

Die Einleitung bringt die bekannten Angaben über die wunderbare Herkunft. Auf St. Michaels Berg hängt der Brief vor St. Michaels Bilde, aber niemand weiß, woran er hängt; er ist in Goldbuchstaben geschrieben, wie kein Mensch schreiben oder malen

¹⁾ Stübe, a. a. O.

kann. Gefunden ist er worden im Lande Bethania. Er weicht vor jedem zurück, der ihn berühren will, aber dem Abschreiber neigt er sich entgegen und öffnet sich. Der Engel Michael hat ihn gebracht und verkündet. Die Sonntagsgebote verbieten das Wurzelgraben im Garten und jede andere Arbeit. Es ist verboten, am Sonntage das Angesicht zu waschen, das Haupt zu kämmen und zu waschen. Das Vieh soll armen Leuten zum Nutzen verliehen werden. Die Kinder sollen zur Predigt getragen werden. Daran schließen sich sittliche Forderungen: Begehrt nicht Gold noch Silber; schwöret nicht bei meinem Fleisch und Blut, noch bei meinen Gliedern. Nehmet niemandem seine Ehre; verachtet die Armen nicht. Ehret Vater und Mutter; gebt kein falsches Zeugnis. Wer dem Briefe nicht glaubt, dessen Echtheit Christus selber bei der heiligen Kirche, bei den Thronen der Engel, beim Haupte des Täufers Johannes beschwört, ist verdammt; wer glaubt und seine Sünden bereut, dem werden sie vergeben. Wer den Brief abschreibt oder liest oder bei sich trägt, dem kann kein Unwetter, kein böser Geist schaden. (Anlange III, 1.)

Der jüngere Text ist als Vorsatzblatt in einem Wiegendrucke der Werke Johann Herolts in der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau (Signatur 11—2, 204) erhalten. Der Sonntagsbrief ist eigenhändig von dem Vorbesitzer des Bandes dominus Nicolaus Behme alias Rasoris de Swebudzin (Schwiebus) geschrieben.

Der Text deckt sich größtenteils mit dem vorhergehenden Briefe; aber er weist über diesen Bestand hinaus Einschübe auf, die nur teilweise auf die alte Überlieferung des lateinischen Textes zurückgehen, zum Teil dagegen neue Forderungen einer jüngeren Zeit enthalten. So heißt es darin: Fastet die Fasttage, feiert die Festtage, die euch von der Römischen Kirche geboten werden. Am Sonnabende wird die späte Nacharbeit verboten aus Rücksicht auf die Verehrung, die man an diesem Tage der Jungfrau Maria schulde. Am Schluß wird die Verheißung der Geburtsbriefe zugefügt, daß der Frau, die den Brief trägt, eine gefahrlose Niederkunft beschieden sei und der böse Geist dem Kinde nicht schaden könne. (Anlange III, 2.)

In einem Gebetbuche aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts ist aus dem langen Sonntagsbriefe eine ganz kurze Ermahnung zur Bekehrung geworden; bezeichnenderweise ist die

legendenhafte Einleitung und die Echtheitsbeteuerung am Schlusse fast unverkürzt erhalten geblieben. Auffallend ist der einleitende Hinweis: Das ist die Ausschrift (!), die die Heiden nach Rom gebracht hatten und sie sind Christen geworden durch diesen Brief. Die Gebetshandschrift (I D 8 der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau) enthält auch den Leo-Karls-Schutzbrief¹⁾, der darin für eine Frau Anna bestimmt ist; über die Herkunft des Gebetbuches läßt sich nichts ermitteln. Die Mundart ist schlesisch. (Anlage IV.)

Der Sonntagsbrief wird durch Ausgestaltung der Verheißungen und Kürzung der weitschweifigen Drohungen langsam zum häuslichen Schutzsegen umgeformt und bleibt im schlesischen Volke im Ansehen bis ins 19. Jahrhundert. Unter der Diele eines Hauses in Hausdorf fand sich ein solcher Brief, der von einem Anton Walter in Kunzendorf bei Neurode 1809 geschrieben worden ist. R. Karger hat den Brief in Grofschoftersch Feierabend (1927 S. 115) abgedruckt.

Aus dem Verbot des Haarkämmens ist ein Verbot des Haarkrausens geworden, also ein Angriff gegen die Mode. Die Verheißungen beziehen sich auch auf Schutz vor Feuers- und Wassernot. Die legendenhafte Einleitung macht aus dem Michaelsberge in Rom die Kirche zu St. Germain, weist also auf Frankreich hin, wo seit 1791 der Himmelsbrief als Soldatenschutzbrief in Kriegsgefahr Verbreitung fand. Auf französische Herkunft läßt auch sein Name 'Gradoria' schließen, der meist in Verbindung mit der Herkunft aus St. Germain auftritt²⁾. (Anlage V.)

Vor den Sonntagsbrief treten die aus unseren Soldatenschutzbriefen bekannten Formeln vom Stillestehen Christi am Ölberg und dem Beschwören der Geschütze, die mit der Probe am Hunde und weiteren Schutzsegen verbunden sind. Wenn bei diesen Zusammenstellungen gewöhnlich der Hinweis auf St. Michael als Bringer des Briefes verloren gegangen ist, hebt der in Anlage VI mitgeteilte Soldatenschutzbrief diesen alten Zusammenhang mit dem Himmels-Michaelsbriefe ausdrücklich hervor. Die Breslauer Beamtenfamilie, von der er mir geliehen worden ist, glaubt in ihren weiblichen Gliedern noch heute an seine Wirkung. Eine Frauen-

¹⁾ Gedr. in diesen Mitt. Bd. IX (1907), Heft 18, S. 36.

²⁾ Vgl. W. H. Vogt, a. a. O. S. 609.

hand hat (Potsdam, den 4. Mai 1869) das Quartblatt doppelseitig beschrieben; es ist in der Länge dreifach, in der Quere vierfach gebrochen und hat durch das Tragen stark gelitten. Der Brief gehört dem 'Holstein'-Typ an; in Holstein schwebt er über der Taufe seit 1724; erst 1791 neigte er sich dem Abschreiber. Sein Titel ist 'Madivia', was wohl dem ebenso rätselhaften Radiesia anderer, auch schlesischer Fassungen entspricht¹⁾. (Anlage VI.)

Den inhaltlich und geschichtlich als einheitliche und selbständige Gebilde überlieferten Sonntagsbriefen stehen die aus bunten Einzelstückchen zusammengewachsenen Schutzbriefe gegenüber. Sie haben im Laufe ihrer Entwicklung vieles in sich aufgesogen, was an volkstümlichen Zauberformeln, kirchlichen Segen und Schutzgebeten und gelehrten Siegeln, kräftigen magischen Buchstabenreihen und Wörtern im Bürgertume im Umlauf war; sie haben zuletzt auch Stücke von Sonntagsbriefen und Karlsbriefen und magischen Wortquadraten in sich aufgenommen und sind mit legendenhaften Herkunfts- und Bewährungsberichten eingeleitet zu Soldatenschutzbriefen geworden. Es ist beachtenswert, daß die niedere Geistlichkeit den Sonntagsbriefen fast durchweg duldsam oder gar wohlwollend gegenübersteht; wie ja von den oben besprochenen Stücken mehrere von Geistlichen geschrieben und getragen worden sind. Sie führen also ihrer ganzen Geschichte entsprechend in der spätmittelalterlichen Kirche ein halboffizielles Dasein. Bei den anderen Schutzbriefen, die seit dem 15. Jahrhundert in Schlesien in Umlauf sind, liegt es anders. Hier entscheidet die jeweilige Zusammensetzung. Soweit Segen und Gebete in kirchlichem Gewande darin vorkommen, werden sie geduldet. Aber schon die auch in den kirchlichen Benediktionen begegnenden selteneren Gottesnamen werden in den bürgerlichen Schutzbriefen von der kirchlichen Predigt bekämpft; mit gutem Grunde, da die Entstellungen, die hier begegnen, und der magische Charakter, der ihnen beigelegt wird, in Widerspruch zur kirchlichen Praxis und Lehre treten. Dazu treten aber die kirchlich immer verbotenen fremdklingenden Wörter und magischen Buchstaben und Siegel. Bei dieser ablehnenden Haltung der Kirche ist es erklärlich, daß nur wenige derartige Texte in klösterlichen Kreisen überliefert

¹⁾ Vgl. W. G. Vogt, a. a. O. S. 610.

sind und daß sie sich erst später seit dem 16. Jahrhunderte in bürgerlichen Kreisen zu den heute geläufigen Schutzsegen magischen Charakters entwickeln konnten.

In der ältesten Zusammensetzung von Segensformeln zu einem Schutzbriefe in der schlesischen Überlieferung aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts steht nichts, was die Kirche bei entsprechend schonender Auslegung nicht hätte zur Not dulden können. Der Brief steht in der Handschrift I Q 152 der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau, die der Vikar dominus Cristoferus Fritze dem Vikarhause in Groß-Glogau schenkte. Das hintere Pergamentschutzblatt, das heute, durch Beschneiden vom Buchbinder verstümmelt, etwa 21½ cm breit und 15 cm hoch ist, trägt den auf den Namen eines Stephan ausgestellten, aber mit dem Namen Johannes Forster (Abschreiber?) unterzeichneten Text, der sich aus folgenden Teilen zusammensetzt.

1. Rest eines Schutzgebetes, in dem Christi Blut und die Flucht nach Ägypten die Bekräftigung bilden.

2. Einige Gottesnamen.

3. Die Namen der Drei Könige.

4. Segen gegen Feinde: Jesus autem transiens.

5. Schutzgebet, in dem Heilige und die Trinität angerufen sind.

6. Alpha et O.

7. Gottesnamen.

8. Gebet zum Kreuz und Leiden Christi um Schutz auf Wasser und Land.

9. Schutzsegen mit Angabe der Haupttatsachen aus Christi Leben; alte Reimverbindung.

10. Waffensegen: Ich gelube (beschwöre) alle Waffen gut.

11. Segen unter Erwähnung von Christi Blut und Kreuz gegen Wölfe, Hunde, Feuer im Hause.

12. Die sieben Worte Christi am Kreuze.

13. Die Inschrift des Kreuzes.

14. Segen gegen die Feinde, wie Nr. 4, doch nur die Anfangsworte.

15. Vier magische Kreuze mit Inschriften und dem Hakenkreuzmotive.

16. Verheißungen: Hilfe vor Gericht, Hilfe bei der Geburt für Frauen, Schutz des Hauses vor Feuer, Schaden und Ungewitter.

17. Anfang des Johannes-Evangeliums I 1—14.

18. Segen gegen die Feinde, wie Nr. 4, doch nur der Anfang.

19. Unterschrift. (Anlage VII.)

Bei der Durchsicht von Handschriften der Nationalbibliothek in Paris stieß ich auf einen Schutzbrief in oberdeutscher Sprache, der sich von den durch kirchliche Vorschriften auferlegten Rücksichten völlig frei gemacht hat. Er möge als Gegenbild hier folgen. Der Brief stammt aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts; er steht in der Handschrift Nouveau fonds latin 9377 Bl. 114. Das einst selbständige Pergamentblatt ist etwa 40 cm breit und 28 cm hoch; es war der Länge nach viermal, in der Quere achtmal gefaltet, ist also getragen worden; der Text ist an den Ecken der Faltestellen zerstört. Er setzt sich aus folgenden Einzelsegen zusammen.

1. Schutzformel aus kurzen Stellen des Neuen Testaments; lateinisch.

2. Stoßgebet mit Bitte um Beschirmung.

3. Die sieben Worte Christi am Kreuz.

4. Stoßgebet zu Jesus um Schutz vor Krankheit des Leibes und der Seele.

5. Empfehlung in die Gebete der Priester bei der Messe.

6. Empfehlung in die Wunden und das Blut Christi.

7. Die Namen Gottes; ein Teil der 70 Namen; anschließend Verheißung: Schutz vor feindlichen Schwertern und vor Feuer und Wasser.

8. Namen Gottes.

9. Waffensegen, mit Resten von Reimen; Marias Schweiß bei Christi Geburt als Motiv.

10. Heiliger Gott usw. (Nach der auch in der Charfreitagsliturgie vorhandenen Formel.)

10. Friedenssegens; lateinisch; Terra terram accusat.

11. Dreikönigsverse (gewöhnlich gegen die hinfällende Krankheit verwendet).

12. Magisches Wort, das sechzehnmal die Länge Christi umfaßt. Verheißung eines seligen Todes für Träger und Leser, einer glücklichen Niederkunft, eines glücklichen Ausgangs in Gerichtsverhandlungen. Übergehend in Anrufung der drei Erzengel und der Heiligen und Christi um Schutz gegen die Gegner vor Gericht.

13. Kreuzzeichen gegen alle Gefahren.
14. Inschrift des Kreuzes.
15. Gottesnamen.
16. Segensspruch, um die Zuneigung der Menschen zu gewinnen: Gottesnamen, Maria, Evangelisten, Analogien aus dem alten und neuen Testament.
17. Geburtssegens: Anna peperit Mariam.
18. 30 magische Siegel mit ihrer Erklärung. (Anlage VIII.)

Im Rahmen der kirchlich noch zu duldenden Segen hält sich bei allem Entgegenkommen an die vom bürgerlichen Volke gepflogenen magischen Überlieferungen der Schutzbrief, der aus dem Kreise der schlesischen Franziskaner-Konventualen zu Neiße im Kloster Sancta Maria in Rosis überliefert ist und um 1720 aufgezeichnet worden ist¹⁾: Ein schöner und wohl approbierter heiliger Segen zu Wasser und Land wider alle seine Feinde, so ihm begegnen auf allen Wegen und Steigen.

Hier steht an erster Stelle der Karlsbrief, den sein Bruder Papst Leo von dem Exemplare abschrieb, das Abt Koloman an seinen Vater, den König von Hiberia, schickte. Wer ihn trägt und bestimmte, in der Einleitung angeführte Gebete spricht, der wird vor Feuer und Wasser, im Kriege, gegen Gift und Zauberei, gegen Geschosse sicher sein, frei sein von Not und Sünde; Frauen sollen ihn in der Stunde der Niederkunft tragen; die bösen Geister können dem Träger nicht schaden. Diese Wirkungen sind erprobt an einem Verurteilten, den weder Feuer noch Wasser, noch Gift noch Büchse und Pfeile vernichten konnten. Der Brief muß fleißig abgeschrieben werden. Die Teile, aus denen er zusammengesetzt ist, sind:

1. Der Eingang des Johannesevangeliums.
2. Segen unter Berufung auf Christi Kreuz; mit der Formel: Christi Kreuz sei bei mir, vor mir, hinter mir, usw. und mit der Analogie: Enoch und Elias waren nie gefangen, gebunden noch geschlagen.
3. Schutzgebet mit Einzelhinweisen auf Tatsachen des Lebens, vor allem des Leidens Christi; alte Reime zum Teil erhalten.
4. Waffenbann mit dem Hinweise auf Kelch, Wein und Brot.

¹⁾ Abgedr. in diesen Mitt. Bd. XXVIII (1927), 217.

5. Die sieben Worte Christi am Kreuz mit angeschlossenem Schutzgebet gegen die Feinde.

6. Namen Gottes.

7. Segen: Christus regnat, usw.

8. Segen gegen Feinde: Christus autem transiens, usw.

9. Namen der 4 Evangelisten.

10. Anrufung des Kreuzes.

11. Segensgebet mit Analogien aus dem alten Testament, besonders aber aus dem Leben Christi.

12. Lateinische Segensformeln: Crux Christi, usw.; Christus vincit, usw.; Analogien aus den Heilstatsachen: Pax Domini, usw.; Gottesnamen; Kreuzinschrift; Evangelistennamen, in deutschen Reim übergehend; deutsche Anrufung Marias.

13. Deutsches Schutzgebet mit der Analogiereihe: Haupt Christi, Herz Eliä, Grund Davids, Leber und Zunge Salomons, Geduld Jakobs (!), Gnade des Johannes, Demut des Herrn und Marias.

Mit dieser Zusammensetzung bietet der Karlsbrief die in die klösterliche Barockfrömmigkeit übersetzte Form der älteren Vorlage, wie sie uns etwa 250 Jahre vorher in Schlesien in der Breslauer Gebetshandschrift I D 8 Bl. 157 in volkstümlicherer Fassung begegnet¹⁾.

Die Verheißungen für den Träger lauten hier bereits wie später, doch fehlen die Hinweise auf die Erprobung der Wirkung an dem Verbrecher. Die Segen reihen sich hier in folgender Weise aneinander:

1. Segen mit Berufung auf Christi Kreuz; aber ausführlich auf alle Beschäftigungen des Tages bezogen.

2. Die Namen der drei Könige.

3. Deutsche Formel: Christus autem transiens, usw.

4. Kreuzinschrift.

5. Die aus der Charfreitagsliturgie genommene Anrufung (deutsch): Sanctus deus, usw.

6. Die Evangelistennamen.

7. Anrufung der Trinität.

8. Deutsches Schutzgebet mit der Analogiereihe: Haupt Christi, Weissagung des Isaias, Barmherzigkeit Davids, Weissagung Salomons,

¹⁾ Gedr. Mitteilungen Bd. IX Heft 18 (1907), 36 f.

Treue Abrahams, Gestalt Moses', Blut Abels, Kunst Daniels, Geduld Jobs, Gnade des Johannes, Demut unserer Lieben Frau.

9. Segen vom hl. Kreuz.

10. Segen, unter Berufung auf Brot und Wein, Christi Blut, Marias Jungfrauschaft, gegen Feuer und Wasser, Stechen, Hauen, Schlagen.

11. Segen: Starker Gott usw., einst durchgereimtes Gebet zu Christus, Maria, Dreifaltigkeit und Kreuz.

12. Drei Vaterunser und drei Ave Maria zu Ehren des bitteren Leidens Christi.

Solche Segen wird man in den gedruckten Gebetbüchern der späteren Zeit nur selten finden. Aber bei der duldsamen Haltung der Geistlichkeit ist es nicht zu verwundern, wenn uns auf schlesischem Boden noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts in einem geschriebenen Gebetbuche (Hs. I Oct. 40^a der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau) eine geschlossene Gruppe von solchen Gebeten, Anrufungen und Segen in allen Lebenslagen begegnet, die das Erbe des Mittelalters an die Gegenwart in vortrefflicher Deutlichkeit veranschaulicht. Schon die Überschrift des Abschnittes zeigt uns die alten Grundlagen: Geistliche Zuflucht oder kräftige Gebete in Gefahr und allen Anliegen zu sprechen. Dann folgen die Stücke:

1. Psalmenvers, Ps. 45.

2. Anrufung Christi.

3. Anrufung der Dreifaltigkeit.

4. Worte des Königs Asa.

5. Segen mit Empfehlung in das Kreuz, Haupt, die Dornenkrone, die Wunden Christi, die Messen, die an diesem Tage gelesen werden, die priesterlichen Segen, die Dreifaltigkeit zum Schutz vor Wasser, Feuer, Gift, Hexerei, Fall, Diebstahl, falschen Zeugen, Ehrabschneidung.

7. Segen (deutsch): Sanctus Deus, usw.; Ausgangssegens: Der Herr behüte uns, usw.

8. Psalmenverse als Schutzgebet.

9. Sieben Verschließungen in die göttliche Hut, eingeleitet durch Gottesnamen.

10. Anrufung Marias und Kreuzsegens.

11. Segen: Christus sei mit mir und über mir, usw.; Empfehlung an Christus, Maria, Johannes den Täufer gegen Feuer, Schwert, Teufelsgeschoß. Verheißung: 100 Tage Ablaß und Sicherheit vor den Feinden.

12. Johannesevangelium, I 1—14.

13. Segenreihe:

a) Christi Kreuz.

b) Trinitätsanrufung.

c) Christi Kreuz sei bei mir, vor mir, usw.

d) Analogie: Enoch und Elias nicht gefangen, usw.

e) Segensgebet mit Berufung auf Geburt, Marter, Nägel, Dornenkrone, Speer, Blut, die fünf Wunden, mit Resten von Reimen.

f) Segensgebet mit Berufung auf Kelch, Wein und Brot gegen die feindlichen Waffen, die in Einzelheiten angeführt werden.

14. Die sieben Worte Christi am Kreuze.

15. Die Kreuzinschrift; daran anschließend:

a) Empfehlung an die Trinität: Gott dem Vater geb ich mich, usw.

b) Gottesnamen.

c) Christus regnat, usw.

d) Namen der drei Könige.

e) Christus autem transiens, usw.

f) Evangelistennamen.

16. Segen mit Analogien aus der Bibel; Joseph von Ägypten verkauft; Tobiassegen; Segen des Johannes bei Christi Taufe; Segen der Marter, Segen Marias bei Lichtmeß; Segen Christi am Kreuze für Maria; Segen der Auferstehung; Segen der Ernährung Christi durch Maria.

17. Lateinische Segensreihe.

a) Crux Christi, usw.

b) Jesus autem transiens, usw.

c) Pax Domini, usw. mit Berufung auf Leiden, Kreuz, Mariä Jungfräulichkeit, Gottes Heilige, Kreuzinschrift, gegen alle Feinde.

d) Gottesnamen.

e) Kreuzinschrift.

f) Evangelistennamen, mit deutschem Reime endigend.

g) Segen mit Analogiereihe: Haupt Christi, Herz Eliä, Grund Davids, Leber und Zunge Salomons, Knie Abrahams, Blut

Abels, Gestalt Moses', die Seul Daniel, Geduld des heil. Jacobi (!), Gnade des Johannes, Demut des Herrn und unserer lieben Frau, der Friede des Kreuzes, gegen alle Feinde.

h) Johannesevangelium.

i) Kreuzinschrift gegen alle Feinde.

18. Gottesnamen, gegen alle Feinde.

19. Trinität, gegen alle Ungewitter, Gespenster und Hexerei.

20. Segen (deutsch): Christus vincit, usw., gegen Ungewitter, Zauberei und Teufelskunst.

21. Gebet an Christus gegen Teufel und Teufelsbann.

22. Gebet an Christus und die Evangelisten gegen Gespenster, Hexerei, Beschwörung, Verblendung, Verzauberung, Verknüpfung und Beschreung, gegen Nachstellung des Teufels, bösen Willen, Blitz, Donner, Hagel, Ungewitter, jähen Tod.

23. Segensreihe.

a) Schutzgebet zur Dreifaltigkeit.

b) Schutzgebet zum Namen Jesu, seinem Leiden, Kreuz, Kreuztitel, zu Maria und den Heiligen, gegen Feinde und alle Gefahren.

c) Segen: Es gesegne mich der Herr, usw.

d) Segen: Christus bei mir, hinter mir, usw., mit Erweiterungen.

e) Magische Buchstabenkette.

24. Schutzgebet zu Gott um den Schutz der Erzengel gegen böse Geister, Feuer und Wasser. Anschließend kirchliche Exorzismen:

a) Sehet das Kreuz des Herrn, usw.

b) Leo de tribu Juda (deutsch).

c) Heiland der Welt, mach uns heilwärtig, usw.

d) Heiliger Gott, heiliger starker Gott, usw.

e) Das Kreuz Christi beschirme uns, usw.

25. Bittgebet zu Maria nach Litaneiart, zu Christus um den Schutz der Engel und Heiligen, und Schlußformel nach Art einer kirchlichen Kollekte.

26. Segen unter Anrufung der Dreifaltigkeit, der Heiligen, Empfehlung in den Segen der Priester, Anrufung Marias und Empfehlung in das Kreuz und Leiden Christi. (Anlage IX 1—26.)

Die Motive der Schutzbriefe kehren beständig wieder. Sie überschreiten nur selten den Formen- und Formelschatz der kirch-

lichen mittelalterlichen Liturgie, der Benediktionen und Exorzismen. Wenn schon in den kirchlichen Vorlagen die Aufzählung der Einzeltatsachen in den Anrufungen, das Streben nach Fülle des Ausdrucks und nach Anschaulichkeit deutlich hervortritt, so liegt in den volkstümlichen Schutzbriefen eine noch stärkere Neigung zur Häufung vor, weil hier der Gebetscharakter der Vorlagen immer mehr zur magischen Wirkung umgedeutet und im Sinne eines unfehlbar wirkenden Bannes volkstümlich ausgestaltet wird. Dieser beständige Austausch und die gegenseitige Durchdringung von kirchlicher Praxis im niederen Klerus und volkstümlicher Gestaltung aus weltlicher Überlieferung magischer Natur gibt den Schutzbriefen eine besondere Bedeutung als beste Anschauungsmittel für das Sinken von Kulturgut und das Steigen von Formen des Volksdenkens. Man vergleiche etwa die kirchlichen Benediktionen bei Franz¹⁾, wo für die spätere Zeit des 14. und des 15. Jahrhunderts der Einfluß der Volksüberlieferung in Formel und Gesinnung ganz offen darliegt, wie andererseits der in den Schutzbriefen verwendete Formelschatz als Entlehnung aus der lateinischen Gebets- und Benediktionspraxis der Kirche fast durchweg erwiesen werden kann.

Wenn man in diese Formelreihen die magischen Quadrate mit den Zaubernamen einfügt, erhält man die heutigen gedruckten Tobiassegen²⁾. Die Einleitung preist die Wirkung: Schutz gegen Feinde, Gift, Pestilenz, Hexerei, Zauberei, Hagel, Donner, Blitz, Feuer, Wasser, Diebe, Mörder, Straßenräuber; Glück in Geschäften, Geburtssegen. Dann folgen die Formeln:

1. Christus rex gloriae, usw.
2. Verbum caro factum est, Rest des Joh.-Ev.
3. Christus vincit, usw.
4. Magische Namen und Quadrate gegen Waffen, Feinde, böse Geister; gegen Gift, Krankheit, Zauberei, Unwetter, Feuer, Wasser,

¹⁾ Ad. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter; Gottesnamen in einem Prager Formular des beginnenden 16. Jahrhunderts, I 430; Ecce crucem domini, verknüpft mit: Vicit leo II 80 u. oft; Anrufung der Erzengel, der Evangelisten II 80 u. öfter; Crux Christi II 84 u. oft; Christus vincit II 87 u. oft; Titulus crucis, Kreuzinschrift II 87 u. oft; Alpha et o II 95; O rex gloriae II 95; Dreikönigsnamen II 505 u. öfter; Anna peperit (Geburtsbrief) II 98; Johannes-evang. sehr oft. Amulettverbote II 437 ff.

²⁾ Ein Segen ist gedr. in: Mitt. Bd. IX Heft 18 (1907) 31 ff.

jähren Tod, Diebe, Mörder, Straßenräuber, für Glück in Geschäften; gegen Zauberbann; Zur Gewinnung der Gunst der Menschen, gegen jähren Tod.

5. Kreuz-Christi-Segen.

6. Segen gegen Waffen (Jordan stand still).

7. Gebetsanweisung: 3 Vaterunser und Ave Maria zu Ehren der Dreifaltigkeit.

8. Benediktionen unter Anrufung Christi, Marias, der Evangelisten, der Drei Könige, der Erzengel und besonders der Heiligen Franziskus, Antonius von Padua, Florian.

9. Befehl in Christi Wunden, in die Messen, die an diesem Tage gelesen werden, die priesterlichen Segen.

10. Gute Meinung: Omnia ad maiorem Dei gloriam, aber zu magischen Buchstaben: OAMDG abgekürzt.

11. Ausfahrtssegens; darin Empfehlung in die Dreifaltigkeit (die drei allerhöchsten Männer vor mir, neben mir, usw.) und in die fünf Wunden.

12. Warnung vor vermessenlichem Mißbrauch des Briefes.

Solche Universalschutzbriefe haben die alten für besondere Anlässe geschaffenen Segen, besonders die Krankheitsbesegnungen fast ganz außer Brauch gebracht. Im Umlauf ist heute noch der Ägyptische Feuersegens, den in Königsberg im Jahre 1714 ein Zigeuner mitgeteilt haben soll. Aus einer Abschrift, die um 1830 entstanden ist und die heute in einer Breslauer Beamtenfamilie noch das Haus beschützen muß, teile ich eine Fassung mit, die sich durch die Aufnahme eines zweiten Feuersegens den bekannten Drucken gegenüber wesentlich unterscheidet¹⁾ (Anlage X).

Ein Amulettbrief zur Befestigung der Liebe, den die Handschrift IV F 60 der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau als Heftunterlage der ersten Blattlage enthält, gehört wegen seines religiösen Charakters und des dem kirchlichen Benediktionswesen entlehnten Formelschatzes in diesen Kreis. Das durch Beschneiden beim Binden in seinem Text stark verstümmelte Stück ist von

¹⁾ Vgl. den Abdruck bei Drechsler, Sitte, Brauch u. Volksglaube in Schlesien II 143 Nr. 520. Der hier aus Kortnitz bei Sprottau mitgeteilte Wortlaut ist wohl dem 'Sechsten und Siebenten Buch Mosis' S. 11 Nr. 53 entnommen; dieser Teil des Buches ist in Flinsberg von Christ. Dienegott Leuthold gedruckt.

einer klaren Hand des 14. Jahrhunderts auf Pergament geschrieben, das heute noch 21 cm breit ist. Angeklebt ist ein abgeschnittenes Reststück mit dem zugehörigen kreisförmigen Signum amoris. Diese Umschrift umfaßt ein Runenzeichen, das in ein von zwei Halbbogen umschlossenes Kreuz ausgeht; am Fuße dieses Gebildes steht links on und rechts es. Die erste Textzeile ist verloren, die einstigen Namen, für die das Amulett galt, sind ausgekratzt; das Ganze ist stark verblichen und nur schwer lesbar.

Der Träger ruft zur Befestigung der gegenseitigen Liebe an die Dreifaltigkeit, er setzt magische Buchstaben und Gottesnamen, Charaktere Salomons zusammen und bringt als Analogien in nicht mehr klar erkennbarem Sinne den Bund Josephs mit Maria und König Davids mit einer Frau, sowie die Liebe Christi zu den Aposteln. (Anlage XI.)

Nicht mehr in die Gruppe dieser kirchlich untergründeten Schutzsegen gehört die Reihe der rein äußerlich mit christlichem Gewande bekleideten, auf vorchristliche, mythische Vorstellungen zurückgehenden Krankheitssegen, die eine Nachlese zu bereits früher in diesen Mitteilungen veröffentlichten altschlesischen Stücken veranschaulichen möge. Es handelt sich um drei Gichtsegen, die sämtlich aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts überliefert sind. Der erste ist die lateinische Fassung eines deutschen 'Drei gute Männer'-Segens; der Text steht in der Münchener Hs. Clm 14660, die ein schlesisches Formelbuch enthält, mitten unter Briefformeln. Bei dieser gelehrten Überlieferung ist es natürlich zweifelhaft, ob der Abschreiber noch ernstlich an die Wirkung glaubte¹⁾. Die dem epischen Eingange angeschlossene Beschwörung ist einem kirchlichen Exorzismus nachgebildet. (Anlage XII, 1.) Zu dem Einleitungsstücke vergleiche man die Nachweise über die 'Drei guten Brüder' bei O. Ebermann, Blut- und Wundsegen (Palästra 24, 35). Diese Segen sind seit dem 10. Jahrhunderte verbreitet. Wie aus der 'Gicht', 'nociva mater' in der heutigen schlesischen Überlieferung die 'Mutter Gottes' geworden ist, zeigt eine Magenkrampfformel bei Drechsler (Sitte, Brauch und Volksglaube II Nr. 693). In 'Sechstes und Siebentes Buch Mosis' Nr. 34

¹⁾ Abdruck dieses Formelbuches, als dessen einstiger Besitzer ein Nicolaus Czchenter *pie memorie* genannt ist, in Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 27 (1893), wo S. 354 der Segen als Nr. 204 steht.

lautet der entsprechende Eingang (Vor das Reißen): 'Gott der Herr ging über Land, da begegnete ihm Fleisch ungenannt. Ungenannt, wo willst Du hin? Ich will fahren in des N. N. Leib (usw.)'. — Die zweite Formel ist in eine einst den Saganer Augustiner-Chorherren gehörige Handschrift nachträglich eingetragen (Hs. I Q 231 der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau). Hier liegt noch geglaubte, lebende Überlieferung vor.

Frau Feuersonne (?) wird bei dem Leiden Christi am Kreuz beschworen, einen Berthold von den 72 Fiebern (oder mehr) zu befreien. (Anlage XII, 2.)

Der dritte Segen steht in einer früher nach Grünberg gehörigen Handschrift von einer im Deutschen ungeübten Hand auf dem Schlußblatte eines einst selbständigen Handschriftteiles nachgetragen (Hs. I Q 308 der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau). Auch hier liegt geglaubte und geübte Überlieferung vor.

Der heilige Sonntag wird angerufen als Bote, um die Gicht vor Gottes Angesicht zu rügen. Der epische Teil erzählt, wie von den 3(!) Evangelisten Markus, Lukas und Johannes der letztere die Gicht vor Gottes Antlitz rügt und sie unter Berufung auf Marias immerwährende Jungfräulichkeit für immerdar abweist, dann ihr das Bluttrinken verbietet, bis die Steine reden, unter Berufung auf das Gebot des Gekreuzigten und auf Marias Reinheit bei der Geburt des Herrn. — Hier sind wohl auch mehrere Gichtsegens zusammengewachsen. (Anlage XII, 3.)¹⁾

Anlagen

I.

Himmelsbrief

[St - u. U.-B. Hs. I Q 469 Bl. 295v, v. J. 1415. Schreiber Michael Irste (Erste) v. Münsterberg, Kaplan in Nossen].

[Bl. 295v] *Feria quinta post festum Mathie.*

Hee est epistola domini nostri Jesu Christi, que a celo veniens miro modo inventa est Jerosolimis super altare sancti Petri apostoli totam scriptam tabulam marmoream, de qua lux nimia ad modum flammis emicuit, quam dum angelus domini erigendo inter populum ostenderet, cunctus populus eam videns in faciem suam cecidit super terram clamans unanimiter: Kyrie Christe kyrie.

¹⁾ Andere schlesische Segen aus Hss. des Mittelalters sind gedruckt in: Mitteilungen Bd. VII, Heft 13 (1905), 1 ff.; Bd. IX, Heft 18 (1907), 5 ff.; Bd. 21 (1919), 97 ff.

Epistolam vero domini nostri Jesu Christi ad ipsum populum tenore tali et ordine angelus domini propalavit:

O filij hominum, quomodo, quanta et que precepta vobis dederim, quicumque mali et increduli tamquam contumaces et protervi numquam tenuistis mea precepta neque diem dominicum per me sanctificatum custodivistis nec feriam sextam cum devocione ieiunastis nec vos emendantes aliquam penitenciam egistis et de vestris pravis operibus adhuc dimittere non vultis, Quamvis vobis dicat evangelium: Celum et terra transibunt, verba autem mea non transibunt. Quamvis abstuli a vobis vinum et oleum, frumentum et hoc totum a vestris oculis recepi propter diem dominicum, quem iuxta preceptum nullatenus servastis, precepique Sarracenis ceterisque gentibus et paganis, quod vestrum sagwinem [296 r] effunderent et vos cum liberis vestris quibuslibet captivarent; multi terre motus facti sunt atque famem, sitim, locustas, inundaciones maris et fluminum, ventorum, aquarum et ignis et alia quam plurima commisi super vos, quia celebrare diem dominicum non voluistis nec feriam sextam ut predixi ieiunare. Ostendi vobis tempestates validas, pruinas fluminis, plagaciones, infirmitates et alia multa diversa, quia diem dominicum non custodivistis et e converso. Quia excecaturum et extinctum est vestre anime et lumen oculorum, et non vultis advertere et intelligere verba oris mei, Misi super vos tribulaciones varias et angustias, fletus, dolores cum feris crudelissimis, ut devorarent filios vestros. Consueveram vobis olyn dare annos aridos et steriles et non dantes pluvias et torrentes, qui exeuntes ubique terram vestram devastarent; post hec misi super vos gentes diversas, que vestrum sagwinem effundentes multos captivos de vobis deduxerunt, fecique, ut terra vestra arida sit sine pane et ut non commederetis propter vestram ingentem maliciam, maxime propter diem dominicum, scilicet propter diem resurrectionis mee memorialem, quam ut firmissime vobis precepi et non custodivistis. O infelices et increduli non precognoscentes iram meam, que super vos terribiliter venit propter vestram maliciam, quam diu consuevistis. Nam cogitavi propter incredulitatem vestram perdere et dispergere in mundum, et quia mea verba salutifera intelligere non vultis, que vobis in evangelio pronuncciavi: Celum et terra transibunt etc. Propter hoc volui mea precepta dare, ut vobis bene fieret, et super hoc diem mee resurrectionis sepe memorialem non custodivistis. O vos infirmi, genus humanum, qui vestram manum super crucem ponitis iurantes vos firmos esse, et non estis, qui invicem maxime inimici estis fedantes compaternitatem, quam non servastis, ut de iure deberetis. Quapropter cogitaveram vos dispergere in mundum et dimisi, non propter vos, sed propter sanctos meos angelos, qui ad pedes meos prostrati pro vobis unanimiter intercesserunt et sic [296 v] iram meam a vobis vertens misericordiam feci. O infirmi, genus vipperarum, infelices et increduli, levate vestros oculos scelerosos et videte tunc gentem infernalem. Legem meam in magno monte Synai dedi et non cessant servare diem sabbati. Vobis autem per memetipsum legem baptismi dedi, et non servatis diem dominicum, diem mee resurrectionis neque festa sanctorum martirum. Quare super vos ira mea adeo propter hoc evenit, quod lupi et alie crudelissime bestie devorare et deglutire incipient liberos vestros et mori vos faciam inter Sarracenos et pedes equorum, quibus vos necent (!) et conculcabunt vindicabuntque in vobis propter diem mee resurrectionis. Amen

dico vobis, servate feriam sextam ac diem dominicum incipiendo celebrare in sabbato post meridiem videlicet ad feriam secundam post ortum solis mea verba saluberrima studijs sequentes. Super hoc precipio archiepiscopis, episcopis, presbiteris et singulis viris religiosis, ut manus suas super crucem ponunt (!) et predicent et iniungant hominibus ieiunia et in sexta feria huiusmodi cum vexillis et sanctorum reliquijs ecclesias quaslibet voluerint frequentare. Credite, o creduli, preceptaque (!), que vobis dederò, non servaveritis, addicam super vos sanguineam pluviam ardentibus cum lapidibus veluti tonitrua ferirent(!). Volebam quoque die dominico mensis septimi sequenti proxima dominica post festum nativitatis mee destruxisse et delevisse omne, quod modo sub celo vivit, sed intercesserunt sancti et a me avertit mea mater preelecta cum sanctis Cherubyn et Seraphin, qui non cessant cottidie pro vobis propter vestra magna ingencia crimina [orare], unde misertus sum. Juro vobis per manum dextram et per brachium extensum et excelsum, per sanctos angelos et meos superiores et inferiores: si non custodieritis diem dominicum, mittam super feras et aves ferocissimas, quas primo non audistis nec vidistis. Sol iterato obscurabitur, quod alter ab altero non videtur et interficitur; avertam quoque a vobis faciem meam et critis abhominabiles plangentes clamoribus multiplicibus et dolentes animeque vestre ab igne arecent perpetuo indeficienti; addicam super vos perterrita (!) horrentissima (!), que vobis non parcent, sed terram vestram propter peccata vestra destruent [297 r] et devorabunt, precipue propter diem dominicum, quod (!) non custodivistis. Item iuro super manum dextram et meorum angelorum et archangelorum et angelorum aliorum virtutes et per fidem sanctorum meorum: Si diem dominicum non custodieritis, interficiam et delebo vos et liberos vestros, Ita quod nec memor vestri in celo ero, nec in terra fiet. Verumptamen dico vobis: Si conversi fueritis ab operibus vestris perfidissimis et a pravis et diem mee resurrectionis custodieritis, dabo super vos benedictionem saluberrimam, terraque vestra germinabit supereminentem fructum et mundus totus replebitur misericordia et maiestate et dabo vobis gaudium magnum novum, Ita ut sitis fructus novus veteres colligentes manna; protegam vos ab omni cura et terrore; avertam iram meam a vobis et de peccatis ulterius non cogitabo et habebitis vitam et habundanciam, quamdiu vixeritis super terram, replebo domos vestras ubertate plenaria. In die vero vobiscum erit mea ingens misericordia faciamque vos in regno polorum regnare et congaudere cum meis sanctis preelectis in secula seculorum. Amen.

Volo, ut quicumque hominum fuerit contumax et rebellis contra epistolam hanc et verba prenotata, sit excommunicatus et dampnificatus et confusus eterno patri celesti. Quicumque vero crediderit, super illum maneat benedictio mea in eternum et tota domus sua benedicatur; et si quis hominum habens aliquid contra proximum suum velens communicari et procurari sacro corpore meo, prius debet reconciliari proximo suo. Si autem [non] reconciliari voluerit, securus accedat et communicet, quia ab ipso vite salus est. Sed inimicus propter suam contumaciam habebit perpetuam meam maledictionem. Quicumque die dominico iudicaverit et ille, qui aliquem ad faciendum iuramentum coram iudice concitaverit, simul dampnati sunt, quia iudicia die dominico non debent esse in eternum. Si iudex concitaverit, simul sunt dampnati. Sciatis, quia potestatem habeo in

celo et in terra, in mari et in profundo inferni, et omnis creatura mea et omnia ante conspectum et maiestatem meam tremescere et trepidare concernunt (!), et adhuc diem dominicum vestro corpore sceleroso et iniquitate pleno violare soletis. Ita insensati et infideles et confusi estis totus vomes (!) vestrorum scelerum, numquam habentes nec pacem corpori preparantes. Considerate, quomodo tunc potestis [297^v] aut requiem eternalem iam possidere; intelligite veritatem et servate mea precepta et custodite diem dominicum per me sanctificatum. Quoniam dies mei sunt. Ego enim creavi diem et horam et dedi vobis omnia, que possidetis. Notate diem et horas; omnia vestra sunt et omnis creatura preter vos micros et infideles recognovit suum creatorem. O miseri, non cognoscere volentes vestrum plasmatores! Melius vobis foret, quod non fuissetis, quia non cupitis eternam patriam possidere. Quicumque presbiter est habens hanc epistolam malo sensu depositam coram vulgo preunnecciaverit, erit inimicus salvatoris et privabitur omni honore. Nam sunt nonnulli presbiteri, qui sacerdotalem dignitatem, heu, non propter deum, ut verbum dei predicare videantur, suscipiunt, sed magis, ut plebem suam bonis decipiant, ut cicius in futuro perimuntur (?) perpetue dampnati. Iudicium darem (?), ut vocem meam audiat. Precepta mea servate videntes et convertimini ex toto corde vestro et anima vestra et non delebo vos in eternum. Item iuro per dextram meam et brachium excelsum et per virtutes omnium [angelorum], si diem dominicum et diem meae resurrectionis custodieritis, perficiam et implebo in vobis, que promisi. Quicumque hominum est, qui reliquias vel limina sanctorum visitaverit et opera misericordie in dando elemosinam vel in alijs iuxta suam facultatem exercuerit, illi refundam in die iudicij in centuplo. Ira dei super usurpatores, feneratores, fures et latrones atque adulteros, incendiarios veniet cum furore et excommunicati in perpetuum sunt. O infirmi, non dantes elemosinas de omnibus bonis vestris! plaga dei veniat super eos, cum nobis dicat ewangelium: Honora deum tuum de tua substantia et de primicijs frugum tuarum da pauperibus, quia de vobis non erit memor quandoque in eternum. Quicumque in die dominico vel in alijs festivitibus sanctorum cum corde suo devoto ecclesias visitaverit et pauperibus elemosinam suam erogaverit vel in holocaustis ad posse suum fecerit, hunc honorificabit pater meus, qui in celis est, et eius misericordiam invenisse consequatur.

Postquam epistola per angelum, qui eam in manu sua tenebat, enodata et exposita erat, venit vox de celo dicens: Credite, credite, credite! o infideles et tardi corde in vestrum creatorem. Credite et verba, que nuncciat vobis. Nam ab oculis suis nullus evadere et abscondere se potest; veluti creditis, forte valebit.

Surgens interim patriarcha a cunctis presbiteris et toti [298^r] illi magno populo dixit: Credite universa signantes hec verba. Jam iuro per virtutem propriam et virtutem domini nostri Jesu Christi, per Mariam matrem eius et per cunctorum angelorum virtutes et per thronos sanctorum martirum, quod haec epistolam nullus scripsit, Sed rex altissimus manu sua dextra scripsit, qui celum cunctaque creavit. Et quicumque circa hoc risor vel incredulus fuerit, perpetuo condemnabitur et excommunicabitur et eadem ipse et eius domus tota. Ira dei super ipsum descendet. Et quicumque constans et credulus fuerit, habebit dei misericordiam et tota domus sua de anno ad annum pluribus bonis augmentando

et ipse in futuro vitam eternam possidebit. Quicumque autem rescripserit et de civitate ad civitatem, de villa ad villam, de domo ad domum transmiserit, benedicatur ipse et domus eius tota. Et quicumque sacerdos ipsam kartham invenerit et audierit vel populo scripserit vel populo vel populis pronunziaverit, super illum veniat benedictio mea et gaudebit cum sanctis et electis dei in domo dei in eternum.

II.

Himmelsbrief

[St.- u. U.-B. Breslau, Hs. IV F 13 v. J. 1410 aus dem Matthiasstift in Breslau (?).

Einst gefaltetes Papierbl. (Schaltzettel nach Bl. 187), Anf. d. 15. Jh.]

De observacione dominici diei revelata est Petro episcopo a domino.

Sic mandavi vobis: Propter hoc erit super vos ira dei Et flagellus in labores vestros Et in pecora vestra, que possidetis, quia non observatis diem dominicum. Ideo venit super vos gens paganorum et tenuerunt corpora vestra atque in captivitatem duxerunt; et propterea veniunt lupi rapaces Et vos in profundum demergent. Et evertam faciem meam a vobis, dicit dominus, et a tabernaculo, quod fecerunt manus mee. Quicumque feceritis contra ecclesiam meam, Ego ipse iudicabo, dicit dominus, et tradam vos in manus alienorum. Et exterminabo vos et submergam vos, sicut submersi Sodomam et Gomoram, quas terra absorbit. Et quicumque ambulaverit in alium locum in die sancto dominico Nisi ad ecclesiam vel ad oratorium martirum vel aliorum sanctorum aut ad infirmos, vel discordantes ad concordiam revocaverit, fflagellabo cum flagellis duris. Et inmittam super eum Et super domum suam omnia mala Et morte morietur. Si quis negocium fecerit in die dominico aut capillos tonderit aut vestimenta laverit aut panem suum coxerit vel ulla opera operatus fuerit In ipso sancto dominico die, Mittam super eum maledictionem meam Et non invenerit benedictionem Et ponam in domo sua omnes infirmitates super eum Et super filios suos. Si quis autem causaverit in die dominico aut perpetraverit iram vel rixam commiserit, mittam in eum malum et non deficiet. Audite populi et gentes incredule Et generacio mala et perversa: quare non vultis michi credere et servis meis? Pauci enim sunt dies vestri. Cottidie appropinquet finis vester. Ego autem paciens semper expecto vos peccatores, ut ad penitentiam convertam. Audite omnes et observantes custodite, ut nullum in die dominico iuretis iuramentum, quia in ipso die dominico Christus surrexit a mortuis et eodem die misit spiritum sanctum in apostolos. Sex diebus deus fecit omnia Et die VII^o requievit ab omni opere suo. Ita et vos requiescite ab omni opere vestro et laboribus tam servi quam liberi Et nichil, nisi ut observetis michi Et sacerdotibus meis, facietis. Si non custodieritis diem dominicum ab hora nona sabati usque ad horam primam secunde ferie, Anathemizabo vos coram patre meo, qui in celis est, Et non habebitis mecum neque cum angelis meis partem in secula seculorum. Amen, Amen dico vobis: Si non custodieritis diem dominicum Et patres vestri, Mittam super vos grandinem, ignem sulphuri, picem et coruscacionem Et peribunt labores vestri Et delebo vineas vestras, Aque venient super vos, neque habundabitis de bonis terre. Decimam date ad ecclesiam, fideliter

ostendite eas, quia ipsam, quicumque defraudaverit, de omnibus, quaecumque operatus fuerit, frandabitur Et non videbit vitam, quam desiderant omnes sancti, et erit fames in terra Christianorum. O incredulus populus, iudicium tibi reservabo Nec in seculum condempnabo vos, si feceritis, que precipio vobis. Si custodieritis diem sanctum dominicum, [Rückseite] Aperiam vobis katheractas celi Et multiplicabo omnia in laboribus vestris Et elongabuntur dies annorum vestrorum et non erit conturbacio in populo. Et stabo in vobis et vos in me. Et scieritis, quod ego sum solus Et sic nec est deus alius preter me. Si observatis diem dominicum, omnia mala auferam a vobis. Si quis autem sacerdotum Epistolam legerit Et populo non indicaverit sive in villa sive in Civitate, iudicium sustinebit. Sic istam epistolam leget per singulos dies dominicos, ut credant et habeant memoriam semper. Quod si non custodierint istam epistolam, Anathematizabo eos usque in seculum seculi Et a VII^o trono domini Jesu Christi.

Preterito anno venit in civitatem Gazim, ubi Petrus episcopatum suscepit. Inde pax dei erat in unum Et quod vos nescitis, inquit, Ego ipse ostendam, qualiter vitam eternam possideatis. Si non custodieritis, quod superius dixi, tremendo iudicio iudicabimini. Juro ergo ego Petrus episcopus per potestatem dei, qui celum, mare, terram fecit Et omnia, que in eis sunt, Et per Jesum Christum filium eius et per sanctam trinitatem Et per quatuor ewangelistas Et per XII apostolos Et per beatam virginem Mariam Et per reliquias omnium sanctorum Contestor vobis, quod ista epistola non est de manu hominum formata, sed de septimo trono dei venit Et scripta digitis eius. Donet ipse nobis sic sua mandata servare, ut maneamus secum eternaliter, ubi ipse est cum patre et spiritu sancto per omnia secula seculorum. Amen.

In die dominico creata sunt omnia. In die dominico consumavit deus onus (!) suum, ex quo lucem ceteri accipiunt. Sicut sol clarior ceteris syderibus, Ita ista dies clarior omnibus diebus. In hac die creati sunt angeli ab ore suo. In die dominico sedit archa Noe per diluvium In die dominico pluit manna de celo. In die dominico eripuit dominus populum suum de Egipto. In die dominico convertit dominus aquam in vinum. In die dominico pavit dominus quinque milia hominum de quinque panibus Et duobus piscibus. In die dominico baptizatus est dominus in Jordane a Johanne. In die dominico Resurrexit dominus Jesus Christus a mortuis. In die dominico misit dominus spiritum sanctum. In die dominico sedit dominus ad dextram patris. In die dominico erit dies iudicij etc.

III 1 u. III 2.

Himmelsbriefe

[III 1: St.- u. U.-Bibl. zu Breslau, Hs. I F 644, früher im Besitz der Augustiner-Chorherrn zu Sagan, Anf. d. 15. Jh. Beklebung der Innenseiten der Holzdeckel. Beim Zerschneiden ist geringer Textverlust entstanden. Das einstige Gesamtbl. war der Breite nach vierfach, der Höhe nach einmal gefaltet. Von kräftiger Hand geschrieben.]

[III 2: St.- u. U.-Bibl. zu Breslau. Vorsatzbl. des Wiegendrucks 11—2,204, der die Werke des Joh. Herolt enthält. Der Brief ist in der 2. Hälfte des 15. Jh. vom Vorbesitzer des Bandes Dominus Nicolaus Behme alias Rasoris eigenhändig geschrieben.]

Alhie hebet sich an ein gebot Das got selber gebothen hat [vnde] hat das gesandt vff Sante Michels Bergk vnde hanget fur Sant Michels hilde nymant weis aber wor an der briff hanget der [er]scheynet gar wunlich vnde ist aller mit gulden buchstaben geschriben Alzo das des gleichin nymant geschreiben noch gemalen kan [vnde] ist funden worden In dem lande Bethania Wer yn angreifen wil von dem weicht er wer yn aber schreiben wil keyn dem neiget [er sic]h vnde thut sich keyn yn vff. Das gebot durch den engel Michaelen geschicket vnde geoffenbart hat got.

wer an dem Zontage ar[beitet] oder arbeiten wil vnde nicht zeur kirchen gehet Der ist von mir verbannet vnde vorflucht Alzo verbite ich uch das ir nicht wur[czeln] grabt In uweren gartben noch andersz wo vnde erbeitet nicht Am Sontage sunder ir sollet zeur kirchin gehen vnde mit andac[ht] be[th]en Ir sollet uwer antlice nicht waschen noch nwer haupt nicht kemmen noch twahen Ir sollit nicht suntliche wergk [volbr]engen vnde uwer sihe sollit ir armen levthen am sontaghe leien zu nutzen Ir sollet ouch genczliche glewben alle gl[leich] das der selbe brieff von meyner eigener handt geschriben ist vnde von mir Jesu Christo ausgesandt das ir nicht thut also dy vn[sinn]igen wan ich habe ewch gegeben Sechs tage In der wochen zu arbeiten vnde den Sontag zu feiren Ir wolt nicht [gerne] czur kirchen gen vnde ewer kinder nicht zeur predigen tragen Ir wolt euch selbir nicht casteigen Ich beswere eu[ch bey] meyner genade das ir euch bessert Den sontag feyrt vnde den freitag fastet vnde lasset bosze wergk wisset das ich [euch] verstoren wil vnde losse euch Swarze erde vorterven Ich

Hy hebit zich an eyn gebot das got zelbir gebotin both vnnnd hot das geszant vf zinte Michils Bergk vnnnd der briff hengit von Sinte Michels bilde vnd nymant weys wo von adder woran her hengit vnd schreibit gar gar wunderlichin vnd ist mit golden buchstabin geschrebin alzo schon das des gleichin nymanth noch schreibin mag adder molin kan vnd ist gefundin in dem lande Betania vnd nymanth weys wor an her hengith vnd wer ehn angreifen wil von dem weicht her wegk vnd wer ehn aws schreibin wil keghin dem thut her zich vff. O mensch zich an das gebot das got zelbir gebotin both vnd hot das gezant vf zinte Michils vffinbar. Wer in dem Sontage erbeit der ist vorthumet

Alzo gebite ich euch das Ir an dem Sontage nicht wurteziln grabith yn ewern gartin adder andirswo vnd keyne erbith nicht thut wenn das Ir yn dy kirche gehit vnd dir vollit das Ir dy ganze wache habt vorsewmith vnd mit andacht betith vnd zullit auch nicht ewer antlicz nicht waszchin noch ewer hor kurteziu addir cyrin yn hoffarth. Ir sullit werdtliche dingk wol gebrawchin ewers reichthumes das yr von myr hobt das sullit yr methe teilin den armen ewern zw fromen. Ir sullith auch glewbin das dezir Brieff ist geschrebin mit meyner gatlichin hanth von myr Jesu Christo aws geschantz das Ir nicht thut alsz dy vnszinnighin. wen ich habe VI tage yn der wochin gegeben gebrawchit ewern wergk yn guttem gebrawchin der wergk An dem Sontaghe sullit ir feyirn Ir wellit auch nicht gerne yn dy kirche gehin vnd ewch zw dinghen baldin Sundirlichin zw der predik / vnnnd ewer kindir wellit ir nicht stroffin auch ewch zelbir nicht. Szo wil ich ewch stroffin vnd

gebyte euch das ir am sontage nicht arbeit bisz an de[n mit]tagk Eyn iglich mensche Jungk vnde alt ghe gerne zcur kirchen vmbe ewer sunde Das euch dy vorgeben werden. Beger[t nich]t silber noch golt In boszheit.

Nicht swert bey meynem fleische noch bey meynem bluthe Noch bey meynem namen noch [bey] meynen gleedern die ich euch ouch gegeben habe vnde noch zcu storen wil Eyner sal och dem

werde meyn lanth vnd meyn Swerdt vbir ewch streckin durch grosze pestilencia vnd dy noch der pestilencia lebinde bleibin werdin vnd ir lebin nicht bessirn werdin dy wil ich noch stroffin am drittin teil vnd dy konige vnd fursztin andirn Erbern lewte der sulch blut vorgiszunghen wirt das ir schendlich vnd schemelich von ewirm lebin kometh durch IIII pfogin durch erdtbebunghin durch plitez donner vnd hagil vnd das yn manchin endin der werld Vroszt wolkin werdin nedir vallin vnd werdin vortrengkin darffir vnd Stete vff das Ir irkennit meynen czorn vnd meyne gerechtigkeit vmb ewir zundin willin. Auch swere ich bey meynem eyde vnd gnodin. Fasztag (!) dy fasztag tage vnd feyrt dy heiligen tage dy ewch gebotin werdin von der heiligen Romiszchin kirchin vnde loit von ewirn bozin wergkin Thut ir das Nicht. wiszit das ich ewch pfogin wil mit Swartzin gewurme aws der luft vallinde als dy stawbichin der zonnen do von zich dy pestilencia wirt gebiren yn dem vyhe vnd weliche das gebrawchinde werdin zeyn yn erem eszin dy werdin sterbin des gehindin todis. Auch gebitte ich ewch das ir sullit erin den Sonnobinth vnd nicht spete yn dy nacht erbittin durch meynir muttir ere Wenn hette meyn liebe muttir gethon dy werld wer lange vorsungkin vnd an dem Sonntage frw eyn itczlich mensch Jungk vnd aldt gehe mit andacht yn dy kirche vnd gedengk nicht in boszheit noch an erbeit Noch gerdt an zilbir vnd an goldt Czw dem irsztin gedengkt an ewir zunde das zy euch vorgebin werde dor durch ir euch cziet von der boszheit Nicht swerit bey meynem namen noch fleisch aber bluth noch bey meynen gledirn Auch zal nymant das andir tothin adder mordin Auch seyn gut geruchte nicht hynder seynem rugkin

andern seyne ere nicht [ne]men Senet euch nicht nach oberigem reichthume Noch vorsmeeth armer lewthe nicht. Eret vatter vnde muter vnde lie[be]t ewern eben cristen menschen. Seit getrawe vnde gebet nicht falschen geczewgk So gebe ich euch gelucke vnde heil w[er] gelobit vnde nicht enhelt der ist verloren Wer an dem Sontaghe arbeit vnde arme lewthe vorterbeth der ist vorthumit v[nde v]orflucht vnde wirt vorterbten vnde das ertriche wirt sie vorslingen Ich sage ewch durch meyne muter der heiligen kirchen [vn]de durch den trohen Seraphin vnde durch das hewpt Johannis meyns tewffirs Das ich warer Jesus Cristus den [se]lbigen brieff geschrieben habe myt meyner gotlichen handt vnde wer dar wedder redt vnde nicht glewbit der ist vorfluch[et] vnde gewynnet nymmer keynen trost noch frewde vnde wer den brieff hat vnde nicht offinbart der ist von mir vorbannen vnde [von] der heiligen cristenen kirchen vorstossen vnde von meyner almechtigkeit vnde wer den brieff von eynem czum andern sendet der wirt von [mir] gesegnet Hette er also vil sunde gethon Alzo grys Im mer loub vnde gras Im ertreiche vnde sterne am himel sint [beic]htet vnde busset habet rawe vnde leyde vmbe ewir sunde so wirt ir ledigk all ewir sunde Ich gebyte euch vor [] den tempil gotis vnd haldet meyne gebot so habet ir genade vnde hulffe Glewbit genzlich was euch deser brieff [sag]t wer das nicht gleubt dem werden bornende steyne In seyn blut gelassen vnde Ir kinder werden des bosen todes sterb[en B]essert euch adir ir werdet gepeyniget In der hellen wann ich ewch fragen werde so werdet ir mir nicht konnen geantwo[rten] von ewern sunden wegen wer den brieff mit fleisse schreibit list adder bey

abe cyhin freyt euch nicht obirgis reichthumis Vorsmeeth nicht arme lewthe Erit vatur vnd muttir vnd libit ewirn nechsztin vnd seyt ehm getraw vnd gebit nicht falsch geczewgnis obir ehn Szo [gebe] ich ewch gelugk vnd frede. Wer das geboth nicht haldt vnd an den vorbotin tagin erbeit der ist vortumet durch dy muttir der heiligen Romiszchin kirchin vnd durch den thron Seraphin vnd durch das hewpt meynis tawffirs Johannes das ich warer Jesus Christus dezin selbigin Brieff mit meyner gatlichin hant geschrebin habe. Wer das widder spricht der ist itczund vortumit vnd vorflucht vnd gewynnet nymmer trost noch frede. Wer abir deszin brieff hot vnd nicht vffinbart der ist vorbannen von der heiligen Romiszchin kirchin vnd vorloszin von meynir almechtigkeit. Wer den brieff von eynem hawsze czw dem andirn tregit hette her zo manche sunde gethon als sandt yn dem mere leidt lop vnd gras vf dem erdreich iszt Sternen an dem hymmel sten beicht her dy vnd leet ehm seyne zunde leidt zeyn der sal gewiczlich glewbin das zy ehm vorgebin zeyn.

Ich gebitte euch das beyspil haldt zo habt ir hulfe vnd gelugk von myr vnd glewbit genzlich das ewch der Brieff zagit vnd lernit wer das nicht glewbit dem werdin bornende sternen yn seyn blut geloszin das her hy vnd dort zal gestroffit werdin vnd dy kinder sullin eynes bozin todis sterbin. Bekerit ewch adir ir [werdt] ewigk gepynigt yn der hellin vnd wenn ich ewch werde froghin zo werdt ir mir nicht konnen antwirtin vmb ewir zundin willin Wer den Brieff mit fleysze yn seynem hawsz

ym tregit vnde In eret vnde wirdiget der [wir]t von mir geseynet vnde keyn donner noch gewitter noch der bosze geist kan Im nicht geschaden vnde kompt nymmer [in sein] hausz zcu keyner ezeith.

Disz geboth gebythe ich euch bey meynem Engel Sancte Michael vnde gebeuth euch Jesus marien [son] et sic est finis.

hot odder bey sich treet erit vnd wirdiget der sal von kraft geerit vnd gewirdiget werdin keyn donner noch blix sol ehm schadin noch sal ehm nymmir keyn mensch geschadin Auch welche fraw swangir ist vnd den Brieff bey ir gepurt hot dy sal mit gnodin ir frucht schawen vnd der boze geist zal dy frucht nicht besitzin Dorumb haldit meyn gebot das gebitte ich ewch durch Sinte Michil durch den ich habe kunt gethon ich worer Jesus Christus Marien szon. Amen.

IV.

Himmelsbrief.

[St.- u. U.-Bibl. zu Breslau, Hs. I D 8, Bl. 155 v, Gebetbuch, Ende d. 15. Jh.]

[Bl. 155 v] Das ist dy aus schrift dye dy heyden keyn Rome hatten brocht vnd sint cristen worden durch dyszen briff. Alhy hebit sich an cyn gebete das got durch den engel sint Michil uff erdin sante czu Rome off sinte Michels berge vnuud der briff henget vor sinte Michels bilde vnuud nymant waysz wor an her henget vnuud schreybet wunderlich vnuud ist mit gul[156 r]den buchstaben geschribenn alz das nymant noch geschreyb in seyner sunden.

Ich gebe euch bey dem ban des beyspil haldet so hot yr hulffe vnuude gnode vor mir vnd gleubit auch genzlich von mir was euch der briff leret vnd wer das nicht glewbet dem wern bornende [Bl. 156 v, steyne yn seyn beit (!) geloszen also das her hic gepfloget wirt vnuud nicht dort vnuud ewer kinder werdin eynisz boszen todes sterbin. Bekert euch ader yr werth ewiglich gepeyniget yn der hellen vnuud wen ich ger yr eyynn frolichen anpligk czu dyszer werlde vnuud haldet meyne gebot [Bl. 157 r] das gebit ich durch den Engel sante Michel durch den ich euch kunth habe gethon Ich vater Jesu Crist. amen.

V.

[Gedr. v. R. Karger, Grofschoftersch Feierabend 1927, S. 115.]

Himmels-Brief.

Welcher mit guldnen Buchstaben geschrieben, und ist zu sehen in der Michaelis Kirche zu St Germain wird genannt Gradoria, allwo der Brief über der Tauffe schwebet. Wer ihn angreifen will, vor dem weichet er; wer ihn abschreiben will, zu dem neiget er sich, und thut sich selber auf.

Also gebiethe ich euch, daß ihr des Sonntags nicht arbeitet, an euren Gütern, auch sonst keine Arbeit thut; ihr sollt fleißig zur Kirche gehen und euer Haar nicht krausen, noch Hoffart in der Welt treiben, und von euren Reichthum den Armen mittheilen, und glauben, daß ich diesen Brief mit meiner Göttlichen Hand von Jesu Christo ausgesandt, daß ihr nicht thut, wie die unvernünftigen Thiere. Ich gebe euch 6 Tage eure (?) Arbeit fortzusetzen, und am Sontage früh in die Kirche gehen, die heilige Predigt und Gottes Wort zu

hören: Werdet ihr das nicht thun, so will ich euch straffen mit Pestilenz Krieg und theurer Zeit. Ich gebithet euch, daß ihr des Sonnabends nicht zu spät arbeitet, des Sonntags früh in der Kirche mit Andacht für eure Sünden bittet und bethet, daß sie euch vergeben werden. Schwöret nicht boßhaftig bey meinem Nahmen: Begehret nicht Silber oder Gold, und sehet nicht auf fleischliche Lüste und Begie[r]den. So bald ich euch erschaffen habe, so bald komm ich euch zu zerschmettern. Einer soll den andern nicht töten mit der Zungen. Seit nicht falsch euren Nächsten hinter den Rücken. Freuet euch eurer Güter und Reichthum nicht. Ehret Vater und Mutter. Redet nicht falsche Zeugnisse wieder euren Nächsten; so gebe ich euch Gesundheit und Friede. Wer nun diesem Briefe nicht glaubt und sich nicht darnach richtet, der wird keine [Hilfe] noch Segen haben. Den Brief soll einer dem andern abschreiben. Und wenn ihr so viel Sünden gethan hättet, als Sand am Meere, und so viel Laub auf den Bäumen, und soviel Sterne am Himmel sind, sollen sie euch vergeben werden. Glaubet (?) gänzlich was dieser Brief euch lehret und wer das nicht gläubet, der soll sterben. Bekehret (?) euch oder ihr werdet ewiglich getheidinget werden, und ich werde euch fragen am jüngsten Tage, da werdet ihr müssen Antwort geben um eure Sünden [wegen]. Wer diesen Brief in seinem Hause hat, oder bey sich treget, dem wird kein Donnerwetter schaden. Und ihr sollt vor Feuer und Wasser bewahrt werden. Haltet meine Gebothe, die ich euch durch meinen Engel Michael gesandt habe.

Nicht Teufel Welt und Tod soll mich von Jesu wenden.

Jesus Christ zu finden ist
 Im Wort da man von Jesu ließt.
 Jesus gibt Heyl und Seligkeit
 Dem der ihm dient zu aller Zeit
 Daß uns Welt Teufel Tod nicht schadt.
 Gewiß ist der Tod
 ungewiß der Tag
 die Stunde auch
 niemand wissen mag.

Anton Walter
 in Kunzendorf
 Anno 1809.

VI.

Soldatenschutzbrief.

[Von Frauenhand geschrieben, in der Länge dreifach, in der Quere vierfach gefaltet, stark getragen. Im Besitz einer Breslauer Beamtenfamilie, deren weibliche Mitglieder an die Wirkung glauben.]

Im Namen des Vaters u. des † Sohnes u. des † h. Geistes. Amen. So wie Christus im Oelgarten stille stand, so soll auch alles Geschütze stille stehn.

Wer dieses geschrieben bei sich trägt dem wird es nicht schaden, [es wird] ihn nicht treffen des Feindes Geschütze u. daßelbe wird Gott bekräftigen, daß er sich nicht fürchte vor Diebe u. Mörder, es wird ihm nicht schaden Geschütze, Degen u. Pistole, alle Geschütze müssen stille stehen, alle sichtbaren u. unsichtbaren Gefahren durch den Befehl des h. Erzengel Michael im Namen des † Vaters

u. des † Sohnes u. des † h. Geistes Amen. Gott sei mit mir, über alle die Zeichen. Wer diesen Segen den (!) Feinde entgegen bei sich trägt, der wird von Gefahren beschützt werden. Wer dieses nicht glauben will, der schreibe es ab, und hänge es dem Hunde um den Hals u. schließe nach ihm so wird er erfahren daß es wahr ist. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen werden, noch durch des Feindes Waffen verletzt werden, So wahr als Christus gestorben wieder auferstanden u. 'gen Himmel gefahren ist; so wahr als er auf Erden gewandelt hat, kann ich nicht geschossen, gestossen noch gehauen werden noch durch einen Pfeil verletzt werden u. Fleisch u. Gedärm sollen nur unbeschädigt bleiben. Ich beschwöre alle Gewehre u. Waffen auf dieser Welt im Namen des † Vaters und des † Sohnes und des † h. Geistes Amen. Ich bitte im Namen unseres Herrn und Heilands Jesu Christi Blut, daß mich keine Kugel treffen thut, sie sei von Gold, Eisen, Gold oder Silber, Gott im Himmel wird alles frei an mir vorüberführen im Namen des † Vaters u. des † Sohnes u. des † h. Geistes Amen.

Dieser Brief ist vom Erzengel Michael vom Himmel gesandt u. ist in Holstein gefunden worden anno 1724. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben mit dem Titel: Madivia. Er schwebte über dem Taufstein, wer ihn gefunden hat, dem ist er zurückgewichen bis 1791. Jedermann mit dem Gedanken ihn abzuschreiben u. der Welt mitzuthemen. Dazu neigte sich der Brief. Ferner stand darauf geschrieben: Wer am Sontage arbeitet, ist von mir verdammt, er soll an diesen Tagen keine Arbeit thun u. von seinem Reichthum geben.

[Rückseite] Ich gebiete 6 Tage in der Woche zu arbeiten, aber am 7ten Tage sollt ihr Gottes Wort hören und es bewahren. Thut ihr dies nicht so werde ich euch bestrafen mit Pestilenz u. Krieg. Ich gebiete es sei jung oder alt, ein jeder soll für seine Sünden beten, daß sie ihm vergeben werden. Schwöret nicht boshaftig mit eurem Namen. Begehret nicht Gold und Silber und schwindet nicht für Menschen Blut, so geschwinde ich euch erschaffen habe so geschwinde kann ich euch erschüttern u. seid mit der Zunge kein falsches Zeugniß wider euren Nächsten, dann gebe ich euch Gesundheit und Friede. Wer diesem Brief nicht glaubt, der nicht darnach thut, der ist von mir verloren u. wird keinen Segen haben. Ich sage, daß Jesus diesen Brief geschrieben hat u. wer wieder diesen sprechen wird, der ist verlassen u. wird keine Hülfe haben. Wer diesen Brief hat u. ihn nicht offenbart, der ist verflucht von der Christlichen Kirche u. von meiner Andacht verlassen. Diesen Brief sollen wir Andern abschreiben lassen u. wer so viel Sünden gethan hat wie Sand am Meere u. Laub auf Bäumen u. Sterne am Himmel; so sollen Sie ihm vergeben werden. Glaubet gewiß, daß ich diesen ehre u. wer dieses nicht glaubt, der soll sterben u. seine Kinder sollen sterben. Bekehret euch u. ihr werdet vergehlich bestraft werden. Ich werde euch am Pfingstage bestrafen ihr dann Antwort geben sollt vor eure Sünden. Wer diesen Brief bei sich trägt dem wird kein Donnerwetter schaden. Welche Frau diesen Brief bei sich trägt, die wird eine liebliche Frucht auf die Welt bringen. Dies sind meine Gebothe, die ich euch durch meinen Erzengel Michael gesandt habe im Namen des † Vaters u. des † Sohnes u. des † h. Geistes Amen.

Potsdam den 4ten Mai 1869.

VII.

Schutzbrief.

[Die Hs. I Q 152 der St.- u. Univ.-Bibl. zu Breslau (einst dem Vikar dominus Cristoferus Friteze gehörig, der sie dem Vikarhause in Groß-Glogau schenkte) enthält als hinteres Pergament-Schutzblatt folgenden, durch Beschneiden verstümmelten Schutzsegen aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Das Blatt ist heute 21 $\frac{1}{2}$: 15 cm groß.]

[Vorderseite]. . . vnd vor totlichen sunden vnd vor cyne v̄gere (?) . . . / tode, herre meyn czukunftiger richter. Ich Steffan mane dich herre durch deynis blutis wille, das geflossen is[t] . . . / mich behutist, alzo Maria behut was, do se ging eyn Egypten lant mit Josephf vnd mit erim kinde † J . . . / hon † ysyon † Tetragramaton † Jesus † Salvator † Messias † El † Deus et homo Christus vn . . . / me † Casper † Melchior † Baltezar. Jesus autem transiens per medium illorum ybat. Sanctus Lucast † . . . / Sanctus Johannes et omnes sancti dei benedicant me, insuperabilis mayestas protegat me, rogalis divinitas foveat me . . . / Immensa trinitas regat me, potencia patris vivificat me, sapiencia filij illuminet me, virtus spiritus sancti [Verb fehlt]. Alpha . . . / o tuo Steffano proteccio et salus michi vitam eternam Ammen. Ayos yskyros, Ayos o theos, Ayos athanatos eleyso[n] . . . / rtis † sanctus et immortalis deus miserere nobis. Ich Steffan mane dich herre durch deynis cruczis ville, das du . . . / allem owil vnd vngelucke meynis leywis vnd meyner selen, wen du herre das frone crucze geheyligit hust . . . / [rosenf]arwen blutte, nv los herre deyn bitter leyden vnd deyn heyligis crucze vnd deyn bitter marter vnd deyn heyliger tot . . . / beschirme mich vnd behutte mich vnd bewar mich Steffan auf wasser adir auf lande adir wo ich bin in den . . . / des heyligen geystis. Amen. Jesus wart geborn, Jesus wart vorloren, Jesus wart gefangen, Jesus . . . / vorgos sein blnt zo rot, Jesus starp an dem crucze tot, Jesus wart abgenommen; alzo mustu mir Steffa[n] . . . / wunden in eynsindil weys, alzo ste mir herre bey mit allem fleys; dorczu helfe mir der man, der dem to . . . / werde wor in in gotis namen. Amen. Ich gelube dir wofen gut bey des heyligen Christus blut, das . . . / . ch sey ken (?) mir alze vnser frawen sweiz was, do se eris liben kindis gnas, in dem namen de . . . / [g]eystis. Amen. Jesus Cristus der herre gut drang durch das (?) blut. Her truc eyn crucze durch in seyner gebendeiten hant . . . / alzo müsse alles in (?) haus vnd in hof gesegnet sein (?) vor wolven vnd vor hunden vnd vor allen bosen . . . / vnd vor frewer vnd vor aller born[. . . .] all das in dezim hause sey, dem ste vnsser liwer . . . / [z]u helfe vnd der man der den tod [. . .] dem heyligen crucze nam, das werde wor in gotis namen. Amen. Septe[m] . . . / [n]icht was se an mir thun. II. Hewte noch soltu mit mir seyn in dem paradiso. III. weyp nym war, daz . . . / [d]as ist deyn muter. IIII. meyn got, meyn got, worumb hostu mich gelossen. V. mich dorst. VI. allis ist volbro[cht] . . . / ich dir meynen geyst. Jhesus Nazarenus Rex Judeorum. Jesus autem transiens per medium illorum y[bat] . . .

Den unteren Raum nehmen vier stilisierte Kreuze ein. Im Längsbalken des 1. steht: Deus increatus, im Querbalken: Deus illuminat. In den Ecken des Querbalkens und oben im Längsbalken je ein Hakenkreuz. Der Querbalken des

2. Kreuzes hat die Inschrift: Pater et filius, der Längsbalken: et Spiritus sanctus. Das dritte Kreuz besteht aus einem Geflecht, in dem im Längsbalken dreimal, in den Ecken des Querbalkens je einmal das Hakenkreuz erscheint. Das 4. Kreuz, in der Form dem Eisernen Kreuz ähnlich, trägt keine Inschrift.]

[Rückseite] . . . nie (?) sterwen ane gotis leychenam, wen her vor gerichte ghet, her mag nicht vorlisen seynis rechten . . . / [s]o se mit eynem kinde gehet, das kint gewint eyn frolich antliez vnd wirt gote lip vnd . . . / [i]n welchem hause her ist, dorynne mag sich kein fewer czu schaden entzunden noch keyn vnge[witer] . . .

[Etwa 4 Zeilen frei.]

[I]n dem beginen was eyn wort vnd das wort was bei gote vnd got was das wort, das an dem [beginen was bey gote. Alle d]ing von em gemachit sint vnd an en ist gemachit nicht, das in em gemachit ist, das ist [das lebin vnd das lebin was der] werlde licht vnd das licht derluchte das vinsternis vnd das vinsternis kunde des lichtis nicht [begreifen. Is was eyn mensch g]lesant von gote, Johannes was was (!) seyn name genant, der quam czu eyne geczewge, das her geczew[ge von dem lichte, das si alle g]lowig wurden von em. is was nicht das wore licht, das eynen yczlichen menschen irlauch[t komende in dise werlt. Er] was in der werlt vnd dy werlt derkante seyn nicht vnd dy werlt ist von em gemacht. her quam in [sein eigenheit vnd di seinen entphingen in] nicht. dach wy vil in seyn entphingen, den gap her gewalt gotis kinder czu werden in seynem [namen der nicht aws dem] kranckin [blute noch aws dem willen des fleischs noch aws dem willen des mannes, sunder was aws gote] geboren. vnd das wort ist fleysch worden vnd wonete vnter vns vnd wir han gesehen seyn[er alz des cingeborn sonis von dem vater] vol gnoden vnd worheit. Amen. Jesus autem transiens per medium illorum ybat.

Johannes Forster.

VIII.

Schutzbrief.

[Aus Paris, Bibl. Nat., Nouveau fonds latin 9377, Bl. 114; Anf. d. 16. Jh. Ein früher selbständiges Pergamentblatt, etwa 40 cm breit, 28 cm hoch. Früher der Länge nach viermal, in der Quere achtmal gefaltet gewesen. Oberdeutsche, schwäbische Mundart. Die Absätze sind in der Hs. nicht vorhanden.]

[I]N nomine domini. Amen. In nomine domini. Amen, omne genu flectatur celestium, terrestrium et infernorum, quod dominus factus est obediens usque ad mortem, mortem autem crucis.

Nu beschirm mich Gabriel heut vnd alle tag.

Die siben wurt, die Cristus an dem helgen creuz sprach. Das erst: Pater ignosce illis, quod nesciunt, quid faciunt. Das ander ist: Hodie eris mecum in paradiso. Das drit wurt ist: In manus tuas commendo spiritum meum. Das viert ist: Mulier, ecce filius tuus. Das funft ist: Deus, deus meus, quare me dereliquisti? Das sechst ist: Sicio. Das sibend ist: Consumatum est. Das sint die VII wort, die got selber sprach den menschen; wer die bey im treyt oder alle tag spricht, do wirt gotes liden vnd sin marter nyemer an verlorn.

O benigne fili David, redemptor mundi, miserere et averte a me et morbos corporis et anime.

Ich ·J· empfill myn leib vnd myn sell in des heiligen geistes segen, den alle prister vber gottes liehnam machen.

Her Jesu Crist, ich fluch hut vnder den zendel, [vn]der din schilt dine[s] rosenfarben blut vor dinem zorn; her Jesu Crist, ich fluch hut in die tieff diner wunden vor allen minen sunden; her Jesu Crist, ich fluch vnder den zendel diner gruntlosen Barmherzikeit vor dinem gericht. Her Jesu Crist, ich [fluch] hut in die verkundung diner blut varben, dar in [din] reines hercz lag, bit ich dich, das du mich da (?) verbergst, bis wber mich erghe din oberst gerechtikeit nach diner nidresten Barmherzikeit.

Incipiuntur septuaginta nomina domini nostri Jesu Cristi salvatoris ad salutem michi ·J· corporis et anime. Eu El hely helon helion Satoni Emanuel messias sabaoth Adonay tetragramaton oyas otheos theos ponton ysos thirion ySION yschiron salvator ingangelus ymago vitis amica sacerdos propia rex Jesus Cristus pater filius spiritus sanctus trinitas vnitas caritas creator redemptor eternus primus novissimus summum bonum melchan alpha et o athanatus princeps elys ymeis † † †. Wer die zeichen Ebreischen nomen vnsers hern Jesu Cristi al weg list oder bey im tregt oder ansicht, der mag nit von keinem swert verderben Nach Im fewer verbrennen Nach im waszzer erdrincken † hely † heloe † sabaoth † helion † Josie † adonay † S . . . ay † ay † ySION † tetragramaton.

[Zeichen eines Schwerts.] Ich beswer dich swert vnd erman dich bey dem gutten sw[ert?] vnd bey dem helgen karitat, das du mir ·N· nicht geschaden mugst vnd must mir also senft thun, als vnser liben frawen sant Maria [sweisz (fehlt)] was, so si ires [liben] sones genas. In dem namen des vatters vnd des sones vnd des helgen geists. Amen.

† † † O du helger got, o du starcker got, ein vntotlicher got, Ein heiland aller welt, erbarm dich vber mich Gabriel diner [oder Name: Diner?].

Terra terram accusat, reus reum condempnat; meum est iudicare. Reus te condempnat, nec domine . . . ego condempnabo te ·J· vade in pace.

† † † Caspar fert mirram, thus Balthasar, Melchior aurum. Et sic est finis. Deo gracias.

[†] RHSALO [Loch, es fehlt ein Buchstabe].

Hec litera durat sedecies longitudinem domini nostri Jesu Cristi. Quicumque secum habuerit aut portaverit aut cottidie inspexerit, non subitanea morte peribit; si in die obitus secum habuerit, in nomine domini salvus erit. Et si mulier pregnans secum habuerit, in partu [non] moritur; et si in iudicio tecum habueris, deo adiuvante a nullo superaberis † in nomine patris dei omnipotentis], in nomine iudicis, nomine cause qualiscumque sit et nomine sanctorum omnium et angelorum † Michael † Gabriel † Raphael Et omnes sancti dei obdurate ligwis exinde, qui habent causam reclamandi super me sive li[ti]gandi adversus me ·N· famulum tuum, adiutor meus, Sta, ne derelinquas me, domine deus salutaris mee, † protege † Salva † Benedic † sanctifica † famulum tuum ·N· †.

Crucis signaculum morbos averte corporis et anime et contra signum nullum stet periculum.

† Jesus Nazarenus rex Judeorum. Ego qui sum Jesus immortalis (?) rex, proprius Christi caritas, creator, redemptor, primus, novissimus, summum Bonum remittit (?) . . . rex (?) victor, vita, hostia, pax, fides, spes [sum]mus, infimus, † pater, alpha et omega † filius et vita † spiritus sanctus et medicina † † †

Wiltu, das dich die lute leib (!) haben, so sprich die wort des morgens † Jesus † heloe † helioni † Tetragramaton † sun helff vns vnsere frauen. Lucas Marcus Matheus Johannes, die vier ewangelisten, mit dem glawben Abraham, mit der gerechtikeit Ysaac, mit der frembd David, mit der wissheit Salomons, mit dem gewalt sant Peters, mit der hoffnung sanct Paulus, mit dem gebot sanct Clemens, mit der clarheit der sonnen, mit des mondes schin, mit dem gesacz Moysi, mit der sterk der erden, mit der tieff des meres, mit der signus des helgen creuzs, mit der sprach des helgen geistes, mit der hoche des Bergs Sion, mit der kundikeit der nature, mit der hilf vnsers herrn Jesu Christi. Amen.

Anna peperit † Mariam † Maria peperit Cristum † Elisabeth peperit Johannem baptistam † Sic pariat puerum suum N Sine omni periculo corporis et anime † Adiuro te infans per patrem † et filium † et spiritum sanctum † ut excas de ventre matris tui (!) sine omne (!) lesione ad laudem et gloriam creatoris tui, domini nostri Jesu Christi, et beate Maria (!) virginis et omnium sanctorum dei † in nomine patris et filij † et spiritus sancti. Amen.

Nun folgen 30 Siegel mit magischen, meistens undeutbaren Zeichen, Kreuzen, Rosetten, runenartigen Buchstaben. Darunter als 2. IHS; als 8. die Sator arepo-Formel; als 11. der Vers: Memor sit deus sacrificij tui per holocauste pig [. . . unlesbar] fih (?); als 17. XPC; als 21. ein Kreuz; als 27. eine siebenblättrige Rosette; als 30. eine sechsteilige Rosette. Dabei stehen die folgenden Legenden:

1. Diz zeichen ist gut, daz dich din figend müssen eren.
2. Ist gut vor den gehen tod.
3. Gut vor den fallenden sichtagen.
4. Gut zwu dem rechten.
5. Wiltu dines herren huld gewinnen.
6. Gut vor boser lüd red.
7. Daz ist gut vor die tufell.
8. Daz ist gut vor die natern.
9. Daz ist gut vor die wolff.
10. Daz ist gut vor die wnhulden.
11. Daz ist gut vor vergift.
12. Vor den kalden sichtagen vnd waszer sucht.
13. Daz ist gut vor die boszwicht.
14. Gut vor den hagel vnd dunner.
15. Vmb daz du bittest, des bistu gewert.
16. Daz dich alle lud müssen leib haben.
17. Gut vor zawberrey.
18. Daz hab bei dir vmb signusz.
19. Gut vor nid vnd has.
20. Wer vft dinen leib gefangen lyt.

21. Gut vor die nacht die caspar balthasar melchior.
22. Vmb din heill vnd sell.
23. Von dem zeichen weistu herczen leid.
24. Von dem werden die lüt hold vnd selig.
25. Von dem wider fert [Rest fehlt].
26. Got vnd vnser fraw lassen dich in keinenn notenn.
27. Von dem zeichen mugen dir din figend nitt thun.
28. Daz du vmb nymant gift [Rest fehlt].
29. Das ist gut vor neide, das dich kein waffen schnid.
30. Wo du off ethwan sorge hast.

IX 1—26.

Segensgebete.

[St.- u. U.-Bibl. zu Breslau, Hs. I Oct 40^a, die aus dem Besitze der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur stammt. Ein im Jahre 1750 geschriebenes Gebetbuch, wohl schlesischer Herkunft; die übrigen Texte enthalten keine nach der volkskundlichen Seite gestalteten Gebete.]

[S. 247] Geistliche Zuflucht, oder kräfttge Gebetter, in aller gefahr, und Anliegen, zu sprechen.

(1) Gott ist unser Zuflucht und Stärcke: und unser Helffer in allen Nöthen.

Psalm 45.

(2) Christlicher Seegen.

O Gott, unser Heiland: hilf uns, wegen der Ehr deines Namens errette uns, Amen.

(3) Die hochheiligste, unzertheilte Dreyfaltigkeit, und göttliche Einigkeit wolle mich und die Meinige heunt und allezeit behüten, und bewahren von allem übel an Leib und Seel, wölle mir auch geben was mich fördere und bestädigen möge zum ewigen leben. Amen.

[S. 248]

(4) Gebett des Königs Asa.

O Herr! es ist bey dir kein unterscheid, helfen in Vielen oder in Wenigen. Hilf uns, O herr unser Gott, dan wir verlassen uns auf dich, und in deinem Nahmen seyen wir kommen wider diesen Hauffen. Herr: du bist unser Gott wider dich vermag kein Mensch etwas. Amen.

(5) Kräfttge Anbefehlung.

O Herr Jesu Christe: Du Sohn deß lebendigen Gottes, Ich armer Sünder Befehle mich heut und allezeit in deinen Schutz, mächtigen Schirm, und Grundlose Barmhertzigkeit. Ich Verberge mich in dein Heil. Creutz, diß sey mein Schild auf daß kein sichtbarliche und unsichtbarlicher Feind hinderwärts mir könne zukommen. Ich Verberge und Verschließe mich in dein Hautb und Dörner Cron damit dein [S. 249] heil. Cron mich bewahre, daß mir von oben herab kein unglück könne zufallen. Ich Verberge mich in dein heil. Seiten Wund, damit kein böser Feind mir von vornen her dörffe zunahen. Ich Verberge und Verschließe mich in die Schmerzliche Wunden deiner heil. Händ und Füß, damit deine heil. Nägel mich behüten, daß weder zur Lincken, noch zur rechten Seyten ein geistliches oder leibliches übel mich könne berühren. Ich befehle mich heut

und allezeit in alle heil. Messen, welche in der gantzen Welt gelesen werden, damit ich durch die Krafft derselben gesterckt werde. Ich befehle mich in alle Pristerliche Seegen, so heut gegeben werden, damit ich durch dieselbe geseegnet werde. O Herr Jesu Christe: Ich befehle und vertraue dir heut und allezeit mein Leib und Seel: mein Fleisch und Blut, mein Hertz und Sinn, mein Verstand und Willen, mein Ehr und Leben, in deinen göttlichen Schutz und Bewahrung in deine Gott- und Menschheit, und in das unergründliche [S. 250] Geheimnuß der allerheiligsten Dreyfaltigkeit, damit du mich heut und allezeit verthätigest, beschützeest, bewahrest, und errettest vor allem Schaden und unglück, vor Wasser und Feuer, vor gift und Hexerey, vor Fall und Diebstahl, vor falschen Zungen und Ehr Abschneidungen, und Endlich vor allem übel, welches du durch dein unendliche Weißheit erkennest, mir an Leib und Seel, an Ehre und Leben schädlich zu seyn. O herr also will ich dich demüthiglich bitten, so oft ich wird sprechen: Libera nos a malo, erlöse uns von dem Übel. Amen.

(6) Ein anders.

O Herr Jesu Christe: ich ermahne und bitte dich durch dein Stillschweigen bey Pilato, und Herode, und durch das Stillschweigen am heil. Creutz, als du gesprochen hattest: Es ist vollbracht, daß du alle falsche Zungen, welche mir Schaden können, bindest und alle Kräfften meiner Feinde zersthörest, damit sie mir weder mit Rath noch That, an Leib und Seel Schaden können, auf daß ich aus ihren Händen möge entgehen, gleich wie du aus den Händen [S. 251] deiner Feinden entgangen bist, durch dein glorwürdige Urständ Amen.

(7) Kürtzere Befehlung.

O heiliger Gott: O starcker Gott: O unsterblicher Gott: gib uns nicht in den bittern Todt, wende ab von uns alle Feind und Gefährlichkeiten, und nach einem seeligen End die ewige Froud und Seeligkeit. Der Herr behüte uns, der Herr erleuchte sein Angesicht über uns, der Herr bewahre unsern Eingang und Außgang; und gebe uns den ewigen Frieden. Amen.

(8) Verse aus den Psalmen.

O Gott! stehe auf, und deine Feinde sollen zerstreuet werden; und alle so ihm hassen, sollen fliehen vor deinem Angesicht.

Errette mich, O gott: von dem Bösen Menschen und von dem Gottlosen Mann errette mich.

Errette mich von meinen Feinden, O mein Gott: und von denen so wider mich aufstehen erlöse mich.

[S. 252] Errette mich von denen, so die Boßheit würcken; und von denen blutigierigen Männern bewahre mich.

O Gott: in deinem Namen mach mich heylwärtig: und in deiner Krafft erlöse mich.

Denn die Fremden seynd wider mich aufgestanden, und die Starcke haben meine Seel gesucht und haben Gott nicht vor ihrem Angesicht gestellt.

Aber siehe: Gott hilft mir; und der Herr ist mein Bewahrer meiner Scelen.

Wende daß Böse zu meinen Feinden: und in deiner Wahrheit verderbe sie.

Ich werde mich nicht fürchten: wan mich schon Tausend umringen: siehe auf O herr: mach mich heylwärtig O mein Gott:

O herr, mein Gott: auf dich hab ich gehofft: bewahre und errette mich von allen, so mich verfolgen.

Damit sie nicht als ein Löw mein Seel hinreissen: wan niemand ist der mich errette und heilwärtig mache.

[S. 253] O (!) Gott der dich gebohren hat, O Satan, hast du verlassen: und bist vergessen Gottes deines Erschaffers.

Ich aber will mich in den Herrn erfreuen; und will frolocken in Jesu meinen Gott.

Ehr sey dem Vatter, und dem Sohn, und dem heil. Geist.

Als er war von Anfang, jetzt und allweg und zu ewigen Zeiten. Amen.

(9) Die Sieben Schloß.

1.

O allmächtiger ewiger Gott: ich armer sündiger Mensch befehle und verschließe mein arme sündige Seel in den Schutz und Schirm der allerheiligsten Dreyfalligkeit, und die Krafft deiner grundlosen Barmhertzigkeit. Amen.

2.

O gott Adonai: ich armer elender Mensch befehl und verschlisse mich nun und ewig mein arme Seel, in die Krafft und Bewahrung deiner ewigen Gottheit, und in dein unendliche Verdienst deiner heil. Menschheit. Amen.

[S. 254]

3.

O gott Emanuel: ich armer elender Mensch befehl und verschlisse nun und ewig mein arme sündige Seel in die Verdinst deines heil. Lebens, und in die Krafft deines bitteren Leydens und Sterbens: Amen.

4.

O heilig- und unsterblicher Gott: Ich armer elender Mensch befehl und verschließe nun und ewig mein arme sündige Seel in dein gebenedeytes göttliches Hertz, und in die Tieffe deiner heil. Wunden. Amen.

5.

O unüberwindlicher sichreicher Gott: ich armer elender Mensch befehl und verschließe nun und ewig mein arme Sündige Seel in deine Beschirmung deines heil. Creutztes, so durch dein Gott- und Menschheit an den Carfreytag ist geheiligt, und mit deinem kostbarlichen Blut besprengt worden. Amen.

6.

O erschrecklicher Herr und Gott Sabaoth! ich armer elender Mensch befehl und verschließe nun und ewig mein arme sündige Seel in die [S. 255] Krafft aller heil. Sacramenten, sonderbar in alle Priesterliche Consecration, so heut durch die gantze Christenheit verricht wird, Amen.

7.

O starcker und gewaltiger Gott: ich armer sündiger Mensch befehl und verschließe nun und ewig mein arme sündige Seel in die Fürbitt und Verdinst der allerseeligsten Jungfrau Maria und in alle Heiligen auch in die Ablaß und Gnaden, so durch die gantze welt außgetheilt und heut verdint werden. Amen.

(10) Gebett.

Heilige Jungfrau Maria, bleib mit diner Hülff bey mir. Christus Jesus heile mich und bewahre mich vor allen Bösen und widerwärtigen sachen. Das Creutz † Christi helffe mir, das Creutz † Christi überwinde alle meine Feinde, das Creutz † Christi seye mein beschützer, vor und hinter mir. Darzu helffe mir Gott der Vat † ter, Gott der Sohn, und Gott der heil. Geist, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

[S. 256]

(11) Gebett.

Christus sey mit mir, und über mir, sey mein Höchster beschützer, ich bezeichne mich mit dem heil. Creutz † aufstehend und nieder legend, Jesu wie du diese Wort geheiliget hast, mit deiner heiligen liebe, also erleuchte du mich durch deine Marter und heil. Blut, welches aus deiner heil. Seiten geflossen † Jesus † Mesias † Emanuel, † Creutz † Christus ist aus dem Grab erstanden; † Mutter Gottes, † Christus bewahre mich vor den bösen Feind, heil. Johannes der Tauffer der du im Jordan Christum getauffet hast, bewahre meinen Sündigen Leib vor Feuer, Schwert, und Teuffels-geschoß, auf daß ich alle Feinde der Erbschaft Christi überwinden kan. Darzu helffe mir die Mutter Gottes, und alle heilige. Amen. Im Namen Gottes des Vatters, Gottes des Sohnes, und Gottes des heiligen Geistes, ein einiger Gott. Amen.

Wer dieses Gebett mit andacht spricht derselbe hat 100 Tag ablaß und kein Feind kan ihm Schaden.

[S. 257]

(12) Evangelium St. Johannis.

Im Namen Gottes des Vatters, Gottes des Sohnes und Gottes des Heil. Geistes, Amen.

Im Anfang war daß wort, und das wort war bey Gott, und Gott war daß Wort; dasselbe war im Anfang bey Gott. Alle Dinge seyn durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist, In Ihm war daß Leben, und das Leben war daß Licht der Menschen, und daß Licht scheint in die Finsternüß, und die Finsternüß habens nicht begriffen. Es war ein Mensch von Gott gesant, der hieß Johannes, derselbe kam zum Zeugnuß, daß er von dem Licht zeugete, auf daß sie alle durch ihm glaubten. Er war nicht daß Licht, sondern das er Zeugnuß gebe von dem Licht, welches erleuchtet einen Jeden Menschen, der in die Welt komt. Er war in der Welt, und die Welt ist durch ihn gemacht worden, [S. 258] und die Welt hat ihn nicht erkent. Er kam in sein Eigenthum, und die seinige namen ihn nicht auf. Wie viel ihn aber aufnahmen, denen gab er gewalt Kinder Gottes zu werden, denen so in seinen Nahmen glauben: und nicht aus dem Geblüt, noch aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott gebohren seynd. und daß Wort ist Fleisch worden, und hat in uns gewohnet. und wir haben gesehen seine Herrlichkeit eine Herrlichkeit, als des Eingebornen vom Vatter, voller Gnad und Wahrheit, Gott sey Danck.

[S. 258]

(13) Heiliger Seegen.

Christi Creutz † sey bey mir · N. N. Christi Creutz † bette ich an zu aller Zeit. Christi Creutz † überwindet mir alle Wasser und Feure. Christi Creutz † überwindet mir alle Waffen, Christi Creutz † ist mir ein vollkommnes Zeichen

und Heyl meiner armen Seelen, Christi Creutz † seye mir in meiner Seel, und Leib, und in meinem Leben alle Tag und Nacht. Nun bitte ich N. N. Gott den Vatter † durch des Sohns willen, und bitte Gott den Sohn † durch des Vatters Willen und bitte [S. 259] Gott dem Heil. Geist † durch des Vatters und des Sohns Willen. Mit dem Heil. Gottes Leichnam geseigne ich mich † Vor allen Schädlichen Dingen, Worten und Wercken. Christi Creutz † öffne mir auf alle glückseligkeit. Christi Creutz † vertreibe von mir alles übel, Cristi Creutz † sey bey mir † vor mir † hinter mir † ob mein † unter mein † neben mein † und allenthalben um mich † von allen meinen Feinden, sichtig oder unsichtig, sie flichen alle von mir, so sie mich wissen oder hören. Enoch und Elias, die zween Propheten, die waren gefangen noch gebunden, noch geschlagen, und kamen nicht aus ihren selbst gewand noch gewalt, also muß mir keiner meiner Feind Schad seyn, an Leib noch an Seel, und an meinem Leben, im Namen Gottes des Vatters † und des Sohns † und des Heiligen Geistes. Amen.

Der Seegen, der von Himmel von Gott dem Vatter kommen ist, da der lebendige Sohn Gottes geböhren ward, der gehe über mich allezeit. Der Seegen, den Gott that über seinen Sohn, der gehe über [mich] allezeit, das Heil. Creutz † Gottes, so lang und [S. 260] breit, als Gott seine Heil. bittere Marter daran liegt, geseegne mich heut und allezeit. Die heil. drey Nägel, die Jesu Christo durch seine heil. Hände u. Füß wurden geschlagen † die geseignen mich heut und zu allen Zeiten. Die heil. Dörnerne Cron, die Jesu Christo durch sein heil. Haupt ist gangen, geseegne mich heut und allezeit, daß Spere, das Jesu Christo seine heil. Seiten aufschneidet, geseigne mich heut und allezeit. Das rosenfarbne Blut, daß sey mir vor alle meine Feinde gut, und für alles das, das mir schad wolte seyn, an Leib und Seel, und an meinem Leben, geseegne mich zu aller zeit. Die heil. fünff Wunden, damit alle meine Feinde werden getödtet, und gebunden, da Gott alle Cristenheit mit hat umfangen. Das verleyhe mir Gott der Vatter † Gott der Sohn † und Gott der heil. Geist. Amen.

Also muß ich N. N. so wohl geseegnet seyn als der heil. Kelch, und der Wein, und das Wahre lebendige Brod, das Jesus den heiligen zwölf Jüngern an dem Antlas-Abend gab, und alle die mich fast hassen [S. 261] die müssen mir alle fast Stille Schweigen, ihr Hertz sey gen mir erstorben, und ihre Zungen erstummen, daß sie mir gantz und gar nicht schaden mögen, und all, die mich mit ihren Waffen wollen verwunden, oder zerschneiden, die seyn von mir unsieghafft, das helffe mir die heil. gottes Krafft † die mache alle und jegliche Waffen oder (!) krafftloß und Schwach, davon werde ich immer Sieg (!), krank noch vorwund, und bleibe mit Leib und Seel gesund. Es seyn die Waffen, von Eysen, oder von Stahel, vor dem allen solle der Himmel mein Schild seyn † die Waffen stechen, schießen, werffen, oder schlagen, die soll der Engel Gottes vor mir auffangen, das helff mir gott der Vatter † gott der Sohn † und gott der heil. Geist † Amen.

(14) Die heil. Sieben Wort Christi.

Das erste Wort, das Christus sprach: O vatter vergieb ihnen, dann sie wissen nicht, was sie an mir verbringen; daß andere Wort daß Gott Sprach, [S. 262] zu dem Schächer am Creutze, fürwahr, heut wirstu bey mir seyn in dem

Paradeiß. Das dritte Wort, das Gott Sprach. O Weib nimm wahr deines Sohns, Johannes, das ist dein Mutter. Das vierte Wort, das Gott Sprach: Mich dürstet so hart ohne unterlaß. Das fünfte Wort, daß Gott Sprach: Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlaßen. Daß Sechste Wort daß Gott Sprach. Es ist alles Vollbracht. Daß siebende Wort, daß Gott sprach: O Vatter in deine Hände befehle ich meinen Geist, und neiget sein Haupt und verschiede †.

(15) † Jesus von Nazareth, ein König der Juden. Also befehl ich mein Leib und mein Seel, in deine Hände, und der heilige Seegen und Fried, der zwischen mir, und allen meinen Feinden, sichtbar, und unsichtbar. Gott dem Vatter gieb ich mich † Gott dem Sohn befehl ich mich † Gott dem heiligen Geist, laß ich mich in seine heilige Ehr, und Fried † im Namen Gottes Vatters † Gottes Sohnes † u. Gottes des heiligen Geistes † Amen.

[S. 263] Jesus † Isyon † Sabaoth † Christus regnat † Christus imperat et defendat me ab omnis (!) malo † C † M † B. Cristus autem transiens per medium istorum ibat in pace † S. Matheus † S. Lucas, † Marcus, † S. Joannes † et omnes Sancti Dei benedicant me N. N.

(16) Unsers lieben Herrn Creutz † seye mit mir und mit meinem Haupt, und mit meinen Augen, und mit meinen Händen, und mit meinen Füßen, und allen meinen gliedern, da Joseph verkauffet war in Egypten-Land, der Seegen gehe über mich allezeit. Der Seegen, den Tobias thät über seinen Sohn, der gehe über mich allezeit. Der Seegen, den S. Johannes der Täufer thät über unsern lieben Herrn Jesum Christum, da er Ihn tauffet in Jordan, der gehe über mich allezeit. Der Seegen, der da geschah über unsern lieben Herrn Jesum Christum, da Er in die bittere Marter trat, der gehe über mich allezeit. Der Seegen, den unsere liebe Frau thät, über ihr liebes vertrautes Kind, da sie es in dem Tempel geopffert, der gehe über mich allezeit. Der Seegen, den gott thäte, für sie da er sterben wolte und auf geben seinen heil. Geist an dem heil. Creutz seinem [S. 264] himmelischen Vatter, der gehe über mich allezeit. Der Seegen der mit Christo erstund an dem heiligen Ostermorgen, der gehe über mich allezeit, also wohl und gern unser liebe Frau, vergund hat ihren lieben Kindlein ihre Brüst und ihre Spinn † also wolle vergunnen mir alle Welt alles guts Im Namen Gottes Vatters † Gottes Sohns † und Gottes des heiligen Geistes † Amen.

(17) Crux Christi sit semper apud me N. N. Crux Christi † defendat me ab omnibus iniquitatibus meis. Amen. Crux Christi sit semper mecum in omni tribulatione, et angustia die noctuque. Amen. Jesus autem transiens per medium illorum. Christus vincit † Christus regnat † Christus imperat. Pax Domine (!) nostri Jesum Christum † virtus sacratissime passionis ejus † singnum S. Crucis. inegritatis (!) B. V. M. Benedicto (!) Sanctorum, et Electorum Dei: Titulas (!) Salvatoris nostri in Cruce, † J. N. R. J. † triumphabit hodie, et quotidie, inter me et inimicos, visibiles et invisibiles, contra omnia pericula anime, et corporis mei tempore et loco. Amen. Agios † Ahanados (!) † Sother † Tetragramaton † Jehova † Alpha et omega † Principium [S. 265] et Finis. Jesus † Nazarenus † Rex † Judeorum † M. † B. † M. † Johannes † Matheus † Marcus † Lucas. Die vier Evangelisten thun mir mein Leben fristen. O Maria: Du Gebährerin, bitte

Jesum dein vertrautes Kind, für mich. Amen. Daß Haupt Christi, daß Hertz Eliä, der Grund David, die Leber und Zungen Salomonis, die Knie Abraham, das Blut Abel, die Gestalt Moysis, die Seul Daniel, die Gedult des heil. Jacobi, die Gnad Johannis, die Demütigkeit unseres lieben Herrn, und unser lieben Frauen, der Fried des heil. Creutzes sey zwischen mir und allen meinen Feinden, sie seyen sichtig oder unsichtig, Im Nahmen Gottes Vatters † und des Sohns † und des heil. Geistes. Amen.

Jetzt bette das Evangelium S. Johannes, hernach küsse es, und sprich:

Durch die Krafft, dieses Heil: Evangelions soll zerstört und vertrieben werden, alle ungewitter, Gespenst und Teuffliche Nachstellungen. Amen.

Jesus von Nazareth ein König der Juden: dieser siegreiche Titel Jesu Christi, des gecreuzigten, sey zwischen mir und allen meinen sichtbaren und unsichtbaren Feinden daß sie mir nicht zu nahen noch schaden können werden an leib noch Seel. Amen.

[S. 266]

(18) Namen und Anruffungen Gottes.

Jesus † Maria.

Im Namen Gottes des Vatters † Gottes des Sohnes und Gottes des Heil: Geistes. amen.

Gott Heloym, Gott Tetagrammaton, Gott Adoney, Gott Sabaoth, Gott Emanuel, Gott Hagios, Gott Otheos, Gott Ischyroß, Gott Jehova, Gott Messia, Gott Alpha, und Omega, samt allen Namen Gottes des Vatters, und des Sohnes, und des Heiligen Geistes wolle mich heut und allezeit stärcken, und beschützen gegen alle meine leibliche und geistliche Feinde. Amen.

(19) Der unerschaffene Vatter, der unerschaffene Sohn, der unerschaffene heil: Geist † der ungebohrne Vatter † der gebohrne Sohn † der aus beyden ausgehende heil. Geist † Gott Vatter † der erschaffer, Gott Sohn † der Erlöser, Gott Heil. Geist † der heil. maker, wollen mich jetzt und allezeit für allen ungewitter, Gespenster und Hexerey beschützen und bewahren. Amen.

(20) Christus Jesus überwindet, Christus Jesus herschet, Christus Jesus gebietet, Christus Jesus vertreibt alle [S. 267] ungewitter, Zauberey, und Teuffels-Kunst. Durch die Krafft seiner Gottheit, durch die Krafft seines bitteren leydens, durch die Krafft seines heil: Creutzes, † durch die Krafft seines Rosenfarbenen Bluts, und die Krafft seines heil: Namens.

(21) Jesus Christus, der Sohn des Lebendigen Gottes, der vom Himmel herab kommen, und in den Leib der seeligsten Jungfrauen Marien, wegen des menschlichen Heyls Fleisch worden. Damit er den Teuffel und alle böse Geister austreibe, und in die Hölle stürzte, dieser wolle auflösen, und mich entbinden von allen, womit der böse Feind mich verblendet hat. Durch daß Zeichen des heil: Creutzes † erlöse mich, Gott von meinen Feinden, Amen.

(22) Gebett.

Das wort so Fleisch worden, und in uns gewohnet hat, gebohren aus Maria der Jungfrauen, wölle mich durch das Ingeweyd seiner Barmhertzigkeit, in welcher er uns außgehend aus der Höhe heimgesucht hat, und durch die Fürbitt der seeligsten Jungfrauen Mariä und aller Heiligen: sonderlich der vier Evangelisten Mathäi, Marci und Lucä (!), erlösen und bewahren, von allen Gespenst

[S. 268] des Satans und seiner Diener, von aller Hexerey, beschwörung, Verblendung, Verzauberung, Verbindnuß und Beschreyung, so mir angethan worden, oder noch könnten angethan werden, von aller Nachstellung des Teuffels, bösen Willen, Blitz, Donner, Hagel, ungewitter, gähen Tod, und von allen übel, der mit dem Vatter und dem Heil Geist regieret von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

(23) Folgen etliche Schöne Seegen.

O du heil: Dreyfaltigkeit in einer Gottheit Gott Vatter † Sohn † und heil. Geist † behüte mich und alle meine Leut heut den heutigen Tag (oder Nacht) und allezeit vor allem übel und Hertenleyd der Seelen und des Leibs. Amen.

Der Fried und süsse Namen unsers Herrn Jesu IHS Christi, die Krafft und verdinst seyenes bitteren Leydens und Sterbens, das unüberwindliche Zeichen seines erwürdigen Creutzes, der Triumphirliche Titul seines Creutz-Stammes J. N. R. J. Jesus von Nazareth ein König der Juden, die unversehrung und der [S. 269] Nam der allerseligsten Jungfrauen MARIA Maria, samt der Fürbitt und verdinst aller heiligen und auserwählten Gottes, seyen heut und allezeit zwischen mir und meinen sichtbaren und unsichtbaren Feinden: gegen alle Gefahren Leibs und der Seele zu allen Zeiten und Orten. Amen.

Es geeseigne mich der Herr, und bewahre mich, der Herr erzeige mir sein Angesicht und erbarme dich meiner, der Herr wende sein Angesicht zu mir und gebe mir den Frieden. Amen.

Unser Herr Jesus Christus sey bey mir, das er mich beschütze † Er sey in mir, daß er mich erquickte † Er sey bey mir, daß er mich führe † Er sey hinter mir, daß er mich erhalte † Er sey neben mir, daß er mich stärke † Er sey über mir, daß er mich seegne der mit dem Vatter und heil. Geist, zu vollkommener Einigkeit lebt und regieret, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Buchstaben in allen gefahren.

† Z † D. J. A. † B. J. Z. † S. A. † B † Z † H. G. E † B. F. R. S.

[S. 270]

(24) Kräfttige befehlung zu Gott.

O Gott: sey mir armen Sünder gnädig, und bewahre mich alle Tage meines Lebens, Gott Abraham, Gott Isaac, Gott Jacob, erbarme dich meiner und schicke mir zu Hülf die Heil: Ertz-Engel, welche mich beschützen und verthätigen wider meine Feind. O heil. Ertz-Engel Michael: ich bitte dich durch die Gnad und Glory, so du verdint und bekommen hast, und durch den eingebohrnen Sohn Gottes, unsern Herrn Jesum Christum erlöse mich heut vor allem Schaden und gefahr des Todts. Heil. Gabriel, heil. Raphael und alle heil. Engel und Ertz-Engel kommet mir zu Hülf: Ich bitte euch durch alle Kräftten der Himmeln, daß ihr mich bewahret vor den gähen Tod: und daß ihr mir Hülf, Stärck und Krafft erwerbet, und ertheilet, damit mir der böse Feind heunt nicht schaden könne weder durch Feuer, noch durch Wasser, und er nicht könne mich verletzen, oder unterdrucken, weder wachend noch Schlawend. Sehet daß Creutz † des Herrn [S. 271] flichet ihr Widersacher. Der Löw von dem Geschlecht Juda hat überwärtig, der du uns durch dein Creutz und Blut erlöst hast, komme uns zu Hülf: wir bitten dich, O Herr unser Gott: Heiliger Gott, heiliger starcker Gott: heiliger unsterblicher Gott: erbarm dich unser. Daß Creuz † Jesu Christi be-

schirme uns. Daß Creutz † Jesu Christi verthätige uns. Daß Creutz † Jesu Christi komme uns zu Hülf wider alle unsere Feinde. Im Namen Gottes Vatters, und des Sohns, und des hl. Geists, Amen.

(25) Gebett zu der Himmels Königin.

Gott Vatter vom Himmel: komme mir zu Hülf. Jesu, du Sohn Gottes: komme mir zu hülf. Maria, du Mutter aller gütigkeit: komme mir zu Hülf, und bitte deinen lieben Sohn für mich, O du gebenedeyte Jungfrau, du Schönheit der Engeln, du Blum der Patriarchen, du verlangen [S. 272] der Propheten, du Helfferin der Aposteln, du Sieg der Martyrer, du Zierd der Jungfrauen: bitt für mich armen Sünder, und bewahre mich vor allem übel, gegenwärtigen, vergangenen, und zukünftigen. Amen. O glorwürdige Jungfrau Maria, du Braut Jesu Christi, du Port des Heyls, du Hoffnung der Christen, du Mutter der Barmhertzigkeit, du Jungfrau der Jungfrauen, du Brun der Güttigkeit, du Gefäß der Tugenden, du Mirakel der Jungfrauschaft und du Edelgestein der gantzen Natur: erlange mir Heyl, Guad und Verzeyhung aller meiner Sünden. Amen. O gebenedeyte Jungfrau Maria, du Wunder-Werk Gottes, du Port des Paradeiß, du Tempel deß heil. Geists, du Stern des Meeres, du Trost der Rechtglaubigen: durch dich werden die Engel erfreut, und erbiethen sich dir zu dienen mit Frolockung: gleich wie auch ich N. N. dein treuer Diener mich anerbiethe dir treulich zu dienen. Bewahre mich, o gnädige Frau! in meinem Tod und vor dem strengen Gericht, damit, wan mein Seel vom Leib wird abscheiden, sie alsdan nicht erschrocke [S. 273] und im Gericht nicht verderbe: sondern möge hinfahren zu sehen die grosse Glory deines Sohns, welche kein End wird haben. Amen.

Jesu Christe: Du Sohn der Glorwürdigen Jungfrauen! regiere und beschütze mich vor dem bösen Feind und allem übel. Laß mich beschützt, und geführt werden von den heil. Engeln: von St. Michael, S. Gabriel, St. Raphael, von den heil. Propheten und Martyrer, von den heil. Beichtigern und Jungfrauen, und von allen deinen Heiligen, welche ich mit hertzlicher Andacht anrufe, damit meine Feind keine Gewalt über mich haben, Amen.

O allmächtiger Gott: der du mich nach deinem Ebenbild erschaffen und durch deinen lieben Sohn erlöst hast, O gott: Der du die Susanna vor den falschen Anklagungen, und den Daniel von der Löwen-Gruben, und die drey Knaben von dem Feurigen Ofen erlöst hast, Ich bitte dich, O herr Jesu Christe: durch deine unendliche Güttigkeit, bewahre mich vor aller gefahr Leibs und der Seelen, und laß mich keines bösen Todt Sterben, Amen.

[S. 274]

(26) Kräftiger Seegen.

Es seegne mich Gott der Vatter, der mich erschaffen hat: es seegne mich Gott der Sohn, der mich erlöset hat: es seegne mich Gott der heil. Geist, der mich geheiliget hat: Es seegne mich die allerheiligste Dreyfaltigkeit mit ihrer göttlichen Kraft: es seegen mich alle Heilige mit ihrer himmlischen Benediction: und es seegen mich alle Frommen Priester Mit ihren Priesterlichen Seegen: Es seegne mich die seeligste Jungfrau Maria mit ihrem Mütterlichen Seegen: und alle diese Seegen sollen kommen und verbleiben über mein Leib und Seel; und über mein Hertz und Gemüth in meinem Leben und Sterben, damit der böse Feind nicht mir dürffe zu nahen, noch mir durch seine Teuflische Ver-

suchungen, anfechtungen nicht schaden, sondern durch die Kraft des göttlichen Namens müsse von mir weichen, weil ich daß Zeichen des heil. Creutzes † auf meiner Stirn trage und durch dasselbige bin erlöst worden, Krafft des bitteren Leydens [S. 275] und Sterbens Jesu Christi, welchem ich mit Leib und Seel eigentlich zugehöre: welcher allein vollkommen Gewalt über mich hat, welcher die Werck deß Satans zerstöhret, und mit den Vatter und heil. Geist regieret in Ewigkeit. Amen.

X.

[Der Feuersegen ist mir nur für kurze Zeit von einer Breslauer Beamtenfamilie zur Verfügung gestellt worden, weil dem Hause sonst Gefahr drohe. Das Blatt stammt nach der Schrift aus der Zeit um 1830.]

Egyptische Feuer Seegen.

Bies Willkommen Feuer Geist
genieß nichts weiter als was du hast,
das zähl ich dir zu Buße.

† † †

Ich gebitte dir Feuer bei Gottes kraft
5 die alles thut und alles schafft,
du wolltest stille stehen
und nicht weiter gehen,
so wahr Christus seid an Jordan stand
in Taufe Johannis des heiligen Mann,
10 das zähl ich dir zu Buße.

† † †

Ich gebitte dir Feuer du wolltest legen deine Flamm
so wahr Maria behilt ihr Jungfrauschaft
für alle derren die sie Behilt Keusch und Rein
Drum stille Feuer dein Wüthen ein,
15 Daß zähl ich dir zu Buße

† † †

Ich gebitte dir Feuer du wolltest legen deiner Gluth
bei Jesu Christi theures B[l]uth,
daß er für uns vergoßen hat,
für unser Sind und Müßethat
20 Das zähl ich dir zu Buße

† † †

Jesus von Nazaret ein König der Juden
hilf uns aus diesem Feuer Wüthen
Der Herr Jesus ging übers Land
er trug ein Goldenes Buch in seiner Schnee weiß Hand
25 er konnte gut lesen und schreiben,
er konnte Wind und Feuer Vertreiben,
er sehe ein Haus brennen,
viel arme Leute wahren darin,
er nahm das Buch in seine Schneeweiß Hand,

- 30 und stillte daß Feuer, Gluth und Brand
 daß es stille stehe
 und nicht weiter gehe
 das Feuer soll versprochen werden,
 sonst machts groß Noth auf Erden,
 35 das Feuer vertrieb machte manchen Schreck,
 drum sei ein jeder auf daß bedacht
 und nehme dieses Brand in Acht.

Selbst wer diesen Brief in seinen Hause hat bei den kann kein Feuer auskommen.

XI.

Brief zur Befestigung der Liebe

[St.- u. U.-Bibl. zu Breslau, Hs. IV F 60, Heftpergamentstreifen der ersten Lage; in klarer Zierschrift im 14. Jh. geschrieben. Heute 21 cm lang, durch Abschneiden beim Binden verstümmelt. Angeklebt ist ein Reststück mit dem zum Liebeszauber gehörigen Sigillum amoris; einem Runenzeichen in einem 4,5 cm im Durchmesser großen Kreise. An der Spitze des Zeichens ein von zwei Halbbogen umrahmtes Kreuzchen, links vom Fuß 'on', rechts 'es'. Die Namen sind ausgekratzt.]

[1. Zeile abgeschnitten.]

2. per Karitatem et benenolenciam spiritus sancti paracliti, ut diligas puro amore [Rasur m] sicut dilexit Zach [Rest abgeschnitten]
3. f (?) † I † tha † a † Et per hec excellentissima nomina dei a † g † I † a † tetragram [Rest abgeschnitten]
4. Karacteres salomonica $\begin{array}{c} \text{—} \\ \text{+} \\ \text{—} \end{array}$ † $\begin{array}{c} \text{+} \\ \text{—} \\ \text{+} \end{array}$ † † † fiet amor et vera dileccio Inter te [Rasur] et inter me [Rasur; Rest fehlt]
5. nos (?) sicut non fuit inter ioseph et mariam amor et dileccio inter nos sicut mansit inter christum et apostolos [Rest fehlt]
6. et filii et spiritus sancti. ameN. † esset † pueri vidit vnum habentem vi [Rest fehlt]
7. per patrem et filium et spiritum, ut diligas me et sicut et dilexi [Rest fehlt]
8. virginem commendavit Ita tu diligas me sicut David rex uxorem [Rest fehlt]
9. (?) † d † o † † (?) † (?) † o † i † (?) † on (?) [Rest fehlt].

XII, 1.

Gichtsegen

[Die Münchener Handschrift Clm 14660 enthält in einem schlesischen Formelbuche aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts (Liber de domino Nicolao Czehenter pie memorie) als Nr. 204 den folgenden Gichtsegen Vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 27 (1893) S. 354.]

In nomine patris † et filij † et spiritus † Sancti †.
 Tres boni angeli ibant per montem Oreb †
 Occurrit illis nociva mater gicht cramp † macedo pestilencia febris †
 Cui illi dixerunt: Quo pergis, nociva mater?
 Ad famulum dei N. illum perturbare et actus eius.

Cui illi dixerunt: Adiuro te, nociva mater, per Jesum Christum, Marie virginis filium, ne audeas perturbare famulum dei N. neque actus eius neque caput eius neque manus eius neque corpus eius neque pedes eius neque aliquod membrum eius, quod in ipso est, per Jesum Christum dominum nostrum. Amen.

† asser † leser † susura † os † sui † les † ses † sur † amen etc.

XII, 2.

Fiebersegen

[Die Handschrift I Q 231 der Staats- u. Univ.-Bibl. zu Breslau, aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, enthält neben anderen deutschen Einträgen auf Bl. 194^v den folgenden Fiebersegen. Die Handschrift stammt aus dem Saganer Augustiner-Chorherren-Kloster.]

Ich bisuere dich frau fir sun
by der hellegun bydmung, dy got zu dem ersten sach,
da er an daz hellege crucze trahet,
da in dy iuden fingun
vnd in an daz hellege crucze hyngen,
daz dv Bertolde machest zway vnd sibenzig rithen bussen,
si ir kayner mer,
den busse im got durch siner hellegen martir ere.
zu dem erstin III pater, zu dem anderen VI et
sie de alijs.

XII, 3.

Gichtsegen

[Der folgende Gichtsegen ist in der einstigen Grünberg-Saganer, jetzt Breslauer Hs. (Staats- u. Univ.-Bibl. I Q 308 Bl. 51) von einer Hand der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts aufgezeichnet. Das Blatt bildete einst das letzte Blatt einer selbständigen Pergamenthandschrift.]

Wylcum du hilger suntag here
Myr czu holfe vnd czu troste vnd allyr cristenheyt gemeyne.
Noch bete ich dich du helgir suntag here
daz du sist myn bote kein dem almechtege go[te]
Mych ruryt dy gycht
gycht du magist mych gerure
ich wyl dich hutte vor gotis antlicz ruge
do sosyn dri here czwyczhy czw[e] sele
der eyne is der lybe here synte Marcus
der andyr der lybe here synte Lucas
der drite der lybe synte Johannes
den ruryt dy gycht
he sbrach gycht du magis gervre
ihc wildich hūte vor gotis artlycze ruge
gycht vor gotis anthlicz also lanke saltu mych myhde
also myn lybe wrowe synte Maria eyne rene mayt blybe
daz werde vor vnde ymmir me an ende
herre dyn eysyn vnd dyn fressyn

nycht salt du myr myn blut tringe
 vnd myn fles fresse
 bys alle stene sprache
 daz gebote dir man
 der an dem wrone cruce dirstarb
 also clar vnd reyne
 syn myn gebeyn
 also myn lybe wrowe synt Marie was
 do sy des heligen gotis gnas.
 daz werde wor in gotis name. amen.

Die Typen der schlesischen Dorfkirchen.

Von Paul Knötel.

Die Dorfkirche als Kultur- und Kunstdenkmal hat erst in neuester Zeit die ihr gebührende Beachtung gefunden. Solange es noch keine Kulturgeschichte gab — und diese ist ja eine sehr junge Wissenschaft — interessierte den Geschichtsforscher höchstens eine Grabinschrift, die in einer Dorfkirche über eine für die engere oder weitere Landesgeschichte wichtige Persönlichkeit Auskunft gab. Wie die Geschichtswissenschaft sich früher auf Herrscher- und Staatenkunde beschränkt hatte, so beschäftigte sich auch die Kunstwissenschaft, nachdem sie die engen Schranken der Künstlergeschichte durchbrochen hatte, auch fast allein mit den Herrschern im Reiche der Kunst, den mächtigen Tempeln, Kirchen und Palästen, und zwar fast ausschließlich mit solchen aus Stein, so daß dagegen z. B. selbst die herrlichen Schöpfungen der norddeutschen Backsteingotik zurücktreten mußten. Noch vielmehr natürlich die schlichten Bauwerke aus Findlingen oder Holz, aus denen ein Teil der Dorfkirchen besteht. Eine Zeit, die mit dem Begriffe der Monumentalkunst arbeitete, wußte natürlich mit der einfachen Volkskunst in ihren unmonumentalen Abmessungen und dem Mangel an steinernem Schmuckwerk nichts anzufangen. Das allmähliche Erscheinen von Kunstinventaren einzelner staatlicher oder provinzieller Gebilde zeigt den Umschwung der Anschauungen an. Charakteristisch ist aber, daß zunächst auch jetzt noch meist nur den mittelalterlichen Dorfkirchen Beachtung geschenkt wurde, erst später auch denen der Renaissance. Auf diesem Standpunkte

steht auch das Werk über die schlesischen Kunstdenkmäler von Hans Lutsch, dessen vier erste, Breslau und die drei Regierungsbezirke behandelnden Bände innerhalb der Jahre 1886 bis 1894 erschienen sind. Allerdings wendet er darin auch den Schrotholzkirchen seine Aufmerksamkeit zu, über die er auch eine besondere Arbeit verfaßt hat¹⁾, die Dorfkirchen des Barock aber treten fast völlig zurück, desgleichen auch die Fachwerkkirchen. Bei vielen Ortsnamen erfahren wir nur etwas über etwa dort vorhandene Denkmäler des Mittelalters und der Renaissance, z. B. Glocken, Epitaphien und anderes, kein Wort über den Kirchenbau selbst. Das hängt mit der ganzen Anschauung jener Tage zusammen, die im Barock nur eine Ausartung, in den Fachwerkbauten überhaupt nichts Künstlerisches sah. Daß das jetzt anders geworden ist, beweisen die neueren Kunstinventare, die nun allerdings auch viel umfangreicher geworden sind. Als Beispiele nenne ich unter anderen die Kunstinventare der beiden Mecklenburg und der Provinz Brandenburg, in dem jedem Kreise ein Band gewidmet ist, während sich bei uns, dem an Kunstwerken weit reicheren Lande, jeder Regierungsbezirk mit nur einem begnügen mußte.

Immerhin bleibt bisher das Werk von Lutsch unentbehrlich, auch für die Kenntnis der Dorfkirchen, soweit nicht eigener Besuch derselben es entbehrlich macht. Eine treffliche Ergänzung bietet ein großes Bilderwerk von sechs Mappen mit den Photographien der katholischen Pfarrkirchen Schlesiens im Diözesanmuseum, das der Pfarrklerus dem Fürstbischöfe Heinrich Förster zu seiner fünfundzwanzigjährigen Bischofsjubelfeier im Jahre 1878 gewidmet hatte. Auch die handschriftliche Topographie Schlesiens von dem alten fleißigen Friedrich Bernhard Werner (1690—1776/78) erweist sich für unsere Zwecke fruchtbar²⁾. Manches ist ja sehr flüchtig hingezeichnet, aber durch zahlreiche Vergleiche habe ich mich doch überzeugt, daß man ihm im großen und ganzen trauen darf; wichtig aber ist sie dadurch, daß wir noch manche Kirchen kennen lernen, die inzwischen durch jüngere Bauten ersetzt worden

¹⁾ Wanderungen durch Ost-Deutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise, Berlin 1888.

²⁾ Über das abenteuerliche Leben Werners vgl. P. Bretschneider im 3. Bande der Schles. Lebensbilder, S. 154 ff. Die Exemplare der Bresl. Stadtbibliothek unter: Handschr. 551, 551a—555, eins im Staatsarchiv.

sind. Während es früher, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, sehr schwierig war, Bilder von Kirchen aus abgelegenen Orten zu bekommen, bringen jetzt die zahlreichen Heimatkalender und Heimatzeitschriften deren in steigendem Maße, nur daß es leider sehr schwierig ist, einen Überblick über dieses Material zu gewinnen. Die Texte dazu sind allerdings manchmal nur mit Vorsicht zu benützen. Einzelne Schriften über Sondergebiete, wie z. B. über evangelische Bethäuser und den evangelischen Kirchenbau überhaupt, werden an entsprechenden Stellen dieser Arbeit angeführt werden.

Als Schlesien dem Christentume gewonnen wurde, war es noch vorwiegend Waldland. So bot sich das Holz als der natürlichste und am leichtesten zu bearbeitende Baustoff auch für Kirchen als von selbst dar. Auch der älteste Breslauer Dom auf dem linken Oderufer war ursprünglich aus Holz aufgeführt; wie viel mehr erst alle übrigen Kirchen in einem Lande, wo es noch keine Stadtkultur gab. Von diesen ist natürlich nichts auf unsere Tage gekommen. Als in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Holzkirche in Schmograu (Kr. Namslau) abgebrannt war, wurde in dem Neubau eine Inschrift angebracht, die das Andenken daran festhalten soll, daß sie die älteste Bischofskirche von Schlesien gewesen sei, wo der Bischof Gottfried von 966 bis 983 seines Amtes gewaltet habe. Jetzt ist vollkommen nachgewiesen, daß daran auch nichts geschichtliches ist, aber abgesehen davon stammte der Bau der Kirche inschriftlich erst vom Jahre 1538. Es scheint, daß keine der noch vorhandenen Schrotholzkirchen über das Jahr 1500 zurückgeht¹⁾. Die nachweislich ältesten sind die von Pniow (Kr. Tost-Gleiwitz) von 1506, Syrn (Ostoberschlesien, früher Kr. Ratibor) und Chechlau (Kr. Tost-Gleiwitz) von 1517. Nach Ausweis der Wandbilder entstammte

¹⁾ Das Hauptwerk über die Holzkirchen ist E. Wiggert und L. Burgemeister, Die Holzkirchen und Holztürme der preuß. Ostprovinzen, Berlin 1905. Über die Holzkirchen des Kreises Ratibor habe ich im Ratiborer Heimatboten, Kalender für 1926, gehandelt. Mehrere Aufsätze über obereschles. Holzkirchen im allgemeinen und die von Pniow und Pleß insbesondere im Mai- und Septemberheft des „Oberschlesiers“, 1929. Auf die Bedeutung der Schrotholzkirchen hat zuerst Luchs in einem Aufsätze der neuen schles. Provinzialblätter 1871, S. 109 ff. hingewiesen.

die Kirche von Taschendorf bei Odrau im früheren Österreich-Schlesien, deren Inneres jetzt ins Troppauer Museum eingebaut ist, ebenfalls dieser Zeit, sowie auch die 1886 durch einen Neubau ersetzte Kirche von Lubom (Kr. Ratibor) vom Jahre 1516, die an Wänden und Decken reichen Gemäldeschmuck von damals aufgewiesen hatte. Die Mehrzahl dieser Bauten, soweit sie noch erhalten oder sonst nachweisbar sind, wurde erst im 17. und 18. Jahrhundert aufgeführt, ein paar sogar noch im Beginn des 19. Jahrhunderts, ein Beweis der kulturellen Rückständigkeit dieser Gebiete, zugleich aber auch für das zähe Festhalten an einem Typus, der durch die gegebenen Verhältnisse bedingt war. Bezeichnend für die rückläufige Kulturbewegung ist es, daß z. B. im 18. Jahrhundert der noch 1705 nachweisbare Massivbau der Kirche von Preiswitz (Kr. Tost-Gleiwitz) durch den noch stehenden Schrottholzbau ersetzt wurde. Mußten wir annehmen, daß einst ganz Schlesien derartige Bauten aufwies, so hat dessen kulturelle Höherführung diese auf gewisse Landesteile beschränkt. Als ein solcher gilt vor allem Oberschlesien in seiner alten Ausdehnung vor dem Genfer Schiedspruch. Die meisten davon entfallen auf das rechte Oderufer und überwiegen dort in den noch heut hauptsächlich mit Wald bestandenen Kreisen, während naturgemäß die dichte Zusammendrängung der Bevölkerung im Industriebezirk und das Bedürfnis nach größeren Kirchen ihre Zahl dort stark zurückgehen ließ. Hier sind neuerdings einzelne durch Übertragung an andere Orte dem Lande und der Wissenschaft gerettet worden, so die interessante Kirche von Mikultschütz (Kr. Tarnowitz) nach Beuthen in den Stadtpark, die von Zembowitz (Kr. Rosenberg) auf den Gleiwitzer Friedhof und endlich die, wenn auch nicht im Industriebezirk, so doch an (durch die Nähe des Bahnhofes) stark gefährdeter Stelle gelegene Holzkirche von Kandrzin in den Scheitniger Park von Breslau. Übrigens sind schon früher öfters infolge von Neubauten abgängig gewordene Schrotholzkirchen verpflanzt worden, indem sie von ärmeren Gemeinden erworben und wieder aufgeführt wurden. Das Gebiet dieser Kirchen reicht aber auch noch heut auf dem rechten Oderufer über die Grenzen Oberschlesiens in die Nachbarkreise hinein. Die meisten finden sich in den Kreisen Namslau und Groß-Wartenberg, vereinzelt noch in Militsch-Trachenberg, Trebnitz und Brieg. Bekanntlich bedient

sich in den erstgenannten Kreisen noch ein Teil der Bevölkerung, vorwiegend katholischen Bekenntnisses, der polnischen Sprache, und so fällt im großen und ganzen Sprachgrenze und Grenze der Schrotholzkirchen zusammen, soweit bei der Gemengelage der beiden Sprachen überhaupt von einer Sprachgrenze gesprochen werden kann. Wie lange man übrigens auch im übrigen Schlesien am Holzbau festgehalten hat, beweist eine Nachricht im Dekanatsbuche des Hieronymus Keck vom Jahre 1631, daß in der Grafschaft Glatz von den „Häretikern“, also im 16. bis ins 17. Jahrhundert hinein, fünfzehn Holzkirchen an Orten erbaut worden seien, in denen es bisher keine Kirchen gegeben habe. Da in diesem Gebiete auch beim Hausbau bis in neuere Zeit geschrotete Balken verwendet wurden, darf man annehmen, daß auch diese Kirchen aus demselben Baustoff waren und sich wahrscheinlich an abgelegenen Orten erhoben, wo der Wald noch heut die gebirgigen Teile des Landes bedeckt. Dazu gehörten z. B. die Kirchen in Wilhelmsthal, Voigtsdorf und Ertzberg bei Neu-Waltersdorf, dessen Kapelle Keck als *verius spelunca* bezeichnet. Aber selbst im fruchtbarsten Teile Schlesiens, in Pilzen (Kr. Schweidnitz), wurde noch 1534 die Kirche von den Brüdern Wigand und Hans von Sachenkirch als Holzbau errichtet.

Da die ältesten erhaltenen Schrotholzkirchen durch ein halbes Jahrtausend von dem Beginn der Christianisierung unseres Landes getrennt sind, so entsteht die Frage, wie sie sich zu den damals erbauten verhalten und ob wir uns diese so wie jene vorstellen dürfen. Ich glaube es nicht und sehe in den heut noch bestehenden erst ein durch längere Entwicklung gegebenes Erzeugnis.

Die Raumbildung war durch die kultischen Forderungen der Kirche und des Gottesdienstes gegeben: der Chor als die Wohnung der Gottheit im Sakramente und als Priesterkirche und der Raum für die dem Gottesdienste beiwohnende Laienwelt, der in der Kunstsprache als Langhaus bezeichnet wird, ein Ausdruck, der aber für manche der Kirchen nicht paßt, da er fast quadratischen Grundriß hat, z. B. in Georgenberg (Kr. Tarnowitz). Wenn schon das Baumaterial keine großen Räume gestattete, so waren diese bei der Undichtheit der Bevölkerung auch nicht vonnöten, und so haben auch die jüngeren Holzkirchen keine größere Ausdehnung. Von selbst ergab sich wie bei fast allen Kirchen der

Höhenunterschied zwischen dem Laienhaus und dem Chor derart, daß dessen Dachfirst niedriger als der jenes war. Als dritter, beinahe notwendiger Teil des Gotteshauses erscheint uns der Turm im Westen, der als weitere Höherführung des Gebäudes das Gesamtbild bestimmt. Doch dürften die ältesten Kirchen, wie ich es auch noch für die massiven nachweisen werde, zum größten Teil turmlos gewesen sein. Noch heut gibt es eine große Zahl Schrotholzkirchen, die eines Turmes als organischen Bestandteiles des Kirchenbaues entbehren; ich nenne, ohne damit den Stoff zu erschöpfen, nur folgende: Repsch (Kr. Neustadt), Groß-Patschin, Preiswitz, Ponischowitz (Kr. Gleiwitz-Tost), Rochus bei Rosenberg und das schon erwähnte Georgenberg. Die Türme sind aus Fachwerk errichtet, das mit Brettern verkleidet ist, und zum größten Teile mehr oder minder gebösch¹⁾. Den höheren ist öfters ein senkrechter Teil aufgesetzt, dessen untere Bretterenden einfach, aber nicht wirkungslos ausgeschnitten sind. Wegen ihrer Böschung verbieten die Türme ein organisches Zusammenwachsen mit den senkrechten Wänden der Kirchen dort, wo sie, in Nachahmung der Massivbauten, der Westseite vorgesetzt sind — und das ist wohl bei den meisten jetzt der Fall — und weisen auch so noch auf die ursprüngliche Turmlosigkeit der Holzkirchen hin. Bei den Kirchen von Mikultschütz im Beuthener Stadtpark und in Pleß (Hedwigskirche) steht z. B. der Turm ein wenig von dem übrigen Bau entfernt und ist nur im Untergeschoß durch einen niedrigen Bauteil mit ihm verbunden. Außer ganz niedrigen Dächern und Spitzpyramiden finden sich auf zahlreichen Türmen durchbrochene Barockhauben des 17. und 18. Jahrhunderts. Viele weisen auch Dachreiter auf, die ein älteres Stadium des Turmbaues darstellen dürften, wenn sie auch wohl nicht den ältesten Bauten eigneten. Älter ist vielleicht die Anbringung einer Glocke — und diese genügte doch den einfachen Bedürfnissen — in einem kleinen Gehäuse, das am First des Hauptdaches unter dessen Verlängerung etwas hervorragt, so in Syrin (Kr. Ratibor) an dessen Westende, am Ostende in Michelsdorf (Kr. Namslau).

¹⁾ Unter der Einwirkung der geböschten Holztürme steht merkwürdigerweise der 1603 nördlich der Bernhardinkirche in Breslau aus Ziegeln in Rohbau aufgeführte Glockenturm.

Wir wenden uns nun wieder dem eigentlichen Kirchenbau zu und gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß er ursprünglich nur aus den beiden erwähnten Sonderteilen allein bestanden hat: Darauf weisen einige Kirchen unseres Landes hin, bei denen alle noch zu besprechenden Erweiterungen fehlen. So wurde z. B. sogar eins der evangelischen Bethäuser aufgeführt (dem protestantischen Kult entsprechend auch ohne besonderen Chor) in Kaulwitz (Kr. Namslau)¹⁾. Mehr noch scheinen sich solche Kirchen in Posenschen und sonst in Polen zu befinden, so in Groß-Rosinsko (abgebrochen) und Kuschten (Posen)²⁾. Charakteristisch erscheint dann auch die geringere Höhe der Dächer, während die Praxis allmählich dazu geführt hat, sie steiler anzulegen, um im Winter den Schneedruck zu vermindern und das Schmelzwasser schneller abzuführen. Allerdings mag auch das Vorbild der gotischen Massivkirchen mit ihren hohen Steildächern dazu mitgewirkt haben, die derselben Ursache ebenfalls ihre Entstehung verdanken. Um die Fäulnis der untersten Balken zu verhindern, ruhen diese auf einer Steinunterlage; zum weiteren Schutze dienen die Flugdächer, die sich ganz oder teilweise herumziehen. An der Kirche von Bogutschütz bei Kattowitz waren deren sogar zwei übereinander angebracht. Wenn diese Schutzdächer nicht zu niedrig angelegt sind, finden unter ihnen bei Überfüllung der Kirchen die Gläubigen Unterstand, wenn Sonnenbrand oder Regen den Aufenthalt im Freien vor den Türen verbietet. Bisweilen stehen unter ihnen auch Beichtstühle für den größeren Andrang, besonders bei den sogenannten Ablässen, d. h. am Kirchweihstage. Beleben schon diese Dächer in starkem Maße das Außenbild der Kirchen, so wird dieses noch gesteigert durch mannigfache Anbauten, Querschiffe³⁾, Vorhallen über den Eingängen, polygone Kapellen des Barock und auch die Sakristeien, über die oft das Dach des Chores heruntergezogen ist. Vereinzelt sind diese auch massiv aufgeführt, um die in ihnen verwahrten kostbaren Kultgefäße gegen Feuer und Raub mehr zu

¹⁾ Abbild bei Werner, Typographie, Hs. 551 der Stadtbibl. S. 433.

²⁾ Abbild. im Inventar der Bau- u. Kunstdenkm. Posens und bei Mielke, Unsere Dorfkirche, S. 71 u. 72.

³⁾ Ich irre wohl nicht in der Annahme, daß die meisten scheinbaren Kreuzkirchen erst durch spätere Anbauten dazu geworden sind, als die steigende Zahl der Besucher im Langhaus nicht mehr Platz finden konnte.

sichern. In der Reformationszeit, als ein größerer Teil der adligen Patrone lutherisch wurde und Geistliche dieses Bekenntnisses an die Kirchen berief, wurde wohl auch der Sakristei ein Stockwerk aufgesetzt, das sich gegen den Chor öffnete und als Herrschaftsloge diente¹⁾. So z. B. in Ponischowitz (Kr. Tost-Gleiwitz). Gerade diese Kirche bildet in ihrer reichen Außengestaltung, zusammen mit dem abseits stehenden ungeböschten, mit zwei Flugdächern versehenen Turm eines der malerischsten Bilder. Die Treppe zur Loge führt außerhalb des Bauwerks hinauf und verstärkt noch die Schönheit des Gesamteindruckes. Auch sonst sind die Treppen zu Logen und Emporen meist außen angebracht, z. B. an der Valentinikirche in Alt-Berun (Kr. Pleß) und in Gohle bei Kreuzburg. Maßgebend mag dafür mit die Enge des Innenraumes gewesen sein, den man nicht noch beschränken wollte. Daneben aber war sicher auch der Umstand von Bedeutung, daß die Treppe in diesem Gebiet ganz niedriger Häuser etwas Ausnahmeweises darstellte, das noch nicht in organischen Zusammenhang mit ihnen gebracht war. Beim Chore findet sich sowohl der gerade Abschluß als auch — im Gegensatz zu den meisten Massivdorfkirchen, wie wir noch sehen werden — der im halben Achteck. Wohl mit Recht hat man dies daraus erklärt, daß man bei diesem Abschluß auch die kurzen Reststücke der Balken verwenden konnte.

Entsprechend dem geringen Raumbedürfnisse und der Art des Baustoffes ist meist auch das Innere verhältnismäßig eng, der Laienraum und selbstverständlich der Chor einschiffig. Eine Ausnahme bildet die Kirche von Ponischowitz, wo die flache Decke von zwei Mittelstützen mit getragen wird, und so den Bau zweischiffig macht. Ähnlich in dem aus Fachwerk errichteten Langhause der Kirche von Groß-Bresa (Kr. Neumarkt), wo eine Stütze die Decke trägt²⁾. Der Chor ist meist mit einer Brettertonne überwölbt.

Im Wesen unserer Schrotholzkirchen ist es begründet, daß das Schmuckwerck aufs äußerste beschränkt ist. Es zeigt sich

¹⁾ In einem Verzeichnis von rund 350 oberschlesischen Edelleuten aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege werden nur etwa 50 als katholisch bezeichnet.

²⁾ Abbild. Bericht des Provinzialkonservators X 1911/12, S. 19. Ähnlich auch in der Kirche von Chlastawe in Posen (Abbild. in Inventar der Bau- und Kunstdenkm. von Posen und Mielke, a. a. O. S. 72).

nur vereinzelt an Stützen, Balken- und Portalprofilierungen. Doch ist es nicht angezeigt, daraus stilistische Folgerungen auf das Alter der Gebäude zu ziehen, da man, echt bauernmäßig und dem kulturellen Stande des Landes entsprechend, zäh am Überkommenen festhielt und auch dann noch Formen verwandte, wenn sie in der großen Kunst längst durch neue abgelöst waren. So könnte man geneigt sein, einen Portalschluß der abgebrochenen Kirche von Lubom als romanisch anzusprechen, wenn nicht feststände, daß sie erst 1516 erbaut worden war¹⁾. Die Rundstäbe in der Mitte der Halbbogen und an ihrem Zusammentreffen finden sich auch in der Tür eines Schrotholzhauses in der Entengasse (jetzt heißt sie wahrscheinlich anders) von Myslowitz, das wohl erst aus dem 18. Jahrhundert stammt²⁾. Ein Beweis für das Fortleben gewisser Motive durch Jahrhunderte. Was dem schlichten Inneren der Holzkirchen ihren anheimelnden Charakter verlieh, war, abgesehen von den kirchlichen Ausstattungsstücken, die Bemalung der Wände und Decken. Besonders zeichnete sich dadurch die schon erwähnte, nicht mehr vorhandene Kirche von Lubom aus. Gelegentlich der Kirchenvisitation von 1678 wird bei 32 Gotteshäusern die Bemalung des Inneren berichtet, aber unter ihnen ist z. B. die von Pniow nicht mit angeführt, dessen Deckengemälde dem Beginn des 16. Jahrhunderts angehören. Derselben Zeit entstammen die von Chechlau (beide Kreis Tost-Gleiwitz). Als Beispiel aus der Barockzeit sei die Begräbniskirche St. Josef in Bauerwitz (Kreis Leobschütz) genannt.

Können wir diese Schöpfungen der Holzbaukunst mit einem der Naturgeschichte angelehnten Namen als Reliktenkunst bezeichnen, die sich allmählich neuen Bedürfnissen angepaßt hat, so bedeutete die Errichtung massiver Kirchen einen neuen Abschnitt in der Kunstgeschichte unseres Landes, aber auch in seiner Kulturgeschichte³⁾. Sie hängt aufs engste mit der seit dem 13. Jahr-

¹⁾ Abbild. Wiggert-Burgemeister, a. a. O. S. 22. Ähnlich auch in Knurow (Kr. Rybnik).

²⁾ Abbild. Knötel, Kunst in Oberschlesien, S. 44.

³⁾ Abgesehen von den Steinkirchen des Vinzenzklosters auf dem Elbing bei Breslau und der Augustinerchorherren von Gorkau am Zobten, dürften nur die Dorfkirchen von Zobten und Queitsch (Kr. Schweidnitz) vor der deutschen Einwanderung massiv errichtet und von der Kunst des letzten Klosters beein-

hundert einsetzenden Besiedlung durch deutsche Zuwanderer zusammen. Wie die von ihnen in dauerhafterem Stoffe gebauten Kirchen neben den noch längere Zeit erhaltenen und fortgesetzten Holzbauten auffielen, beweisen die Namen von Dörfern, die von jenen abgeleitet sind, wie Steinkirche (Kr. Strehlen — 1301 *Alba ecclesia*) und Steinkirch (Kr. Lauban — 1335 *Ecclesia lapidea*). Auch Rothkirch (Kr. Liegnitz — 1302 *Ruffa ecclesia*) gehört hierher. Wenigstens auf dem linken Oderufer wurden in der Zeit von rund 1200 bis in die Tage des Dreißigjährigen Krieges die Holzbauten durch Massivkirchen ersetzt. Nehmen wir aus ihrer großen Zahl diejenigen heraus, die bis etwa 1300 entstanden, so ergibt sich auf der Karte ein fesselndes Bild von der Bedeutung der deutschen Besiedlung. Den Teil der Lausitz, der erst nach dem Befreiungskriege von Sachsen an Preußen überging und z. T. zu Schlesien geschlagen wurde, habe ich aus wohl erwogenen Gründen in diesem Aufsätze außer acht gelassen; hier aber muß doch hervorgehoben werden, daß sich auf der schmalen Strecke zwischen dem südlichen Gebirge und der im Norden grenzenden Heide um die Städte Görlitz und Lauban mehr als zehn romanische Dorfkirchen vorfinden. Diese Begrenzung derartiger Bauwerke setzt sich dann auch noch im eigentlichen Schlesien fort, nur daß später die Oder die nördliche Grenze bildet. Ich zähle hier rund vierzig. Am meisten drängen sie sich zwischen Schweidnitz und Striegau zusammen; verhältnismäßig wenige finden sich in der Nähe der Oder. Der südlichste Bau dürfte (nach Lutsch) die um 1300 errichtete Kirche von Mosurau (Kr. Kosel) sein. Wie die niederschlesische Heide fällt auch das Falkenberger Waldgebiet in Oberschlesien dabei ganz aus. So wird uns auch der Kirchenbau ein geschichtliches Denkmal für die Kulturtätigkeit der deutschen Bauern, die sich zunächst in den fruchtbarsten Teilen Schlesiens niederließen, nämlich in denen, wo heut der Wert des Grundsteuerreinertrages für ein Hektar 20 Mark übersteigt. Da fast alle städtischen Kirchen im 14. und 15. Jahrhundert neu aufgeführt wurden, mangelt es an Vergleichsstoff, wie sie etwa auf den Bau der dörflichen Gotteshäuser eingewirkt haben. Der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, festzustellen, aus welchen Gegenden Deutschlands viel-
flußt sein. Vergl. meinen Aufsatz: Das Augustinerchorherrenstift u. die Stein-
altert. d. Zobtengebietes in der Zeitschr. d. Schles. Geschichtsv. 62. Bd. S. 56.

leicht die noch vorhandenen Kunstformen stammen. Im allgemeinen sind ja natürlich auch diese Bauten in schlichten Verhältnissen gestaltet. Gleich wie bei den Holzkirchen darf auch hier festgestellt werden, daß sehr vielen ursprünglich Türme gefehlt haben, was auch noch für zahlreiche Bauten der folgenden Jahrhunderte gilt. Im allgemeinen beschränkten sie sich auch auf Chor nebst Sakristei und Langhaus. An den Chor schließen sich vereinzelt noch halbrunde Apsiden an, im allgemeinen aber scheint mir der rechteckige Chorschluß zu überwiegen, der dann auch in der Folgezeit typisch ist. Der Chor dürfte meist gewölbt gewesen sein, auch dort, wo keine Strebepfeiler vorhanden sind, während das Laienhaus vielfach flache Decken aufweist. Ausnahmsweise hat die Kirche in Kalkau (Kr. Neiße) die Grundrißform eines lateinischen Kreuzes. Sie gehört schon der Frühgotik an. Ein eingehendes Studium über Einzelformen an Portalen, Fenstergewänden und Friesen würde vielleicht Auskunft über ihre Herkunft und damit auch über die Heimat der bäuerlichen Einwanderer ergeben. Näher darauf einzugehen verbietet die Beschränkung dieses Aufsatzes auf die Typen.

Ein Gebäude, das für diese Zeit typisch genannt werden kann, besitzt die Landeshauptstadt in dem einst zu einem Kollegiatstift gehörenden Ägidienkirchlein nördlich vom Dome. Ohne Turm beschränkt es sich auf Langhaus und Chor, an den sich eine eckig geschlossene Apsis anlehnt. Ganz ähnlich ist, um nur noch ein Beispiel zu nennen, die Kirche von Mittel-Gießmannsdorf (Kr. Bunzlau, Abbild. Lutsch, Bilderwerk, Tafel 3, 2 und Einzelformen daraus, Tafel 2, 3, 4, 5, 7, 8)¹⁾. Auch sie war ursprünglich turmlos, und wie bei Ägidien in Breslau ist die Apsis nach drei Seiten des Achtecks geschlossen. Sie wurde, wenn auch wohl etwas verändert, am Ende des 16. Jahrhunderts am Ende des Chores wieder von neuem aufgeführt, nachdem dieser durch Anbau eines Joches verlängert worden war.

Außerhalb des hier behandelten Gebietes lassen sich nur noch zwei romanische Kirchen nachweisen, und zwar zunächst in Eubau bei Sprottau. Sie liegt in einem Gebiete, wo zur Zeit ihrer Erbauung (2. Drittel des 13. Jahrhunderts) wahrscheinlich alle Dorfkirchen noch von Holz waren. Ihr Prunkstück ist ein dreimal

¹⁾ Ganz ähnlich auch die Tafel 3 abgebildete Kirche von Friedersdorf, Landkreis Görlitz.

kräftig abgestuftes Rundbogenportal aus Sandstein, der Bau selbst ist aus Findlingen errichtet, die, wie wir noch sehen werden, in dieser Gegend nördlich der niederschlesischen Heide auch später noch vorwiegend zu Kirchenbauten verwendet wurden. Wenn wir in Eulau ein trotz aller Einfachheit aufwandsvolleres Bauwerk finden, so beruht das wohl auf der Bedeutung des Ortes. Wir erinnern uns, daß hier Boleslaus Chrobry den Kaiser Otto III. empfing, als er im Jahre 1000 seine Wallfahrt zum Grabe des hl. Adalbert in Gnesen unternahm. Das mochte mit dem Vorhandensein einer fürstlichen Burg zusammenhängen, die wohl auch als Grenzwaute diente. Darauf deuten die in der Nähe verlaufenden bekannten Dreigräben hin. Die zweite, außerhalb des geschilderten Bezirks gelegene romanische Dorfkirche ist die von Stronn (Kr. Öls). Wie sie als einzige ihres Stiles auf dem rechten Oderufer eine Ausnahme bildet, so auch durch ihre Gestaltung: ein kreisrundes Laienhaus, an das sich die halbrunde Apsis anschließt¹⁾. Der Bau gibt uns Rätsel auf. Seine nächsten Verwandten hat er in Böhmen (z. B. die Kapelle des hl. Kreuzes zu Prag)²⁾, aber auch in Sachsen. Mit ihnen teilt er auch die Eigentümlichkeit, daß der Eingang nicht der Apsis gegenüber, sondern seitwärts liegt. Diese Kirchen sind aber Burgkapellen oder Karner (Totenkapellen), während wir es in Stronn sicher von Anfang an mit einer Pfarrkirche zu tun haben.

Die bisher behandelten Massivkirchen, deren Bauzeit man ungefähr mit dem Jahre 1300 nach unten begrenzen kann, weisen im Schluß von Tür- und Fensteröffnungen z. T. schon den Übergangsstil auf (so z. B. auch in Stronn), von da an muß man die Dorfkirchen bis über 1500 hinaus als gotisch bezeichnen. Wie man aber auch noch später an den einmal überkommenen Formen festgehalten hat, beweist die 1697 errichtete Kirche von Lauterseifen (Kr. Löwenberg), die man noch als gotisch ansprechen muß. Daß der Turm noch nicht unbedingt zum Bauwerke gehört, erhärten zahlreiche Beispiele, wo er sichtlich erst später an der Westfront,

¹⁾ Grundriß im Textband von Lutsch' Bilderwerk, Spalte 36; Abbild. im Heimatkalender f. d. östl. Grenzkreise Groß-Wartenberg etc. für 1928 und Schles. Monatshefte, Maiheft 1928, S. 228.

²⁾ Grundriß bei Otte, Kunstarchäol., 1. Bd. S. 25; Neuwirth, Gesch. d. christl. Kunst in Böhmen bis z. Aussterben der Premysliden, S. 212 u. 213.

aber auch seitlich der Kirche aufgeführt wurde, teilweise noch aus Ständerwerk. Neben seinem Zwecke, die Glocken zu beherbergen, dient er aber auch als Verteidigungswerk, wenn in rauher Kriegszeit die Dorfbewohner auf den Kirchhof geflüchtet waren und ihre Habe in der Kirche geborgen hatten. Wie die Burgtürme weist er dann wohl auch zu ebener Erde keinen Eingang auf, sondern ist nur vom Innern des Gebäudes zugänglich, z. B. in Alt-Jauernigk (Kr. Schweidnitz) oder hat ihn gleichfalls wie jene in der Höhe des ersten Stockwerkes (Karschau, Kr. Nimptsch), zu dem jetzt eine Treppe führt. Anderwärts weisen schmale Schießscharten auf den Verteidigungsgedanken hin. In Bauernwaldau (Landkreis Liegnitz) ist über dem östlichen Fenster des Chores ein zweiachsiger Erker vorgeschoben, der unten offen war und so hier denselben Zweck hatte, wie die Pechnasen über den Burgtoren¹⁾. Im Anschluß daran sei erwähnt, daß vielfach auch die Kirchhofsmauern dadurch verteidigungsfähiger gemacht wurden, daß ebenfalls Schießscharten in ihnen angebracht sind (Seitendorf, Kr. Waldenburg, Jackschönau, Wiltschau, Landkr. Breslau u. a.). In Borne und Leuthen (K. Neumarkt) sind an den vier Ecken Bastionen vorgeschoben. In Alt-Wilmsdorf, Eisersdorf und Rengersdorf in der Grafschaft Glatz tragen die Kirchhöfe insofern einen gewissen wehrhaften Charakter, als sie, durch Tortürme zugänglich, durch ringsumlaufende, nach innen offene Hallen vollständig von der Außenwelt abgeschlossen sind. Doch ist diese malerisch sehr wirk-same Umbauung der betreffenden Kirchen wohl aus anderen Absichten zu erklären.

Typisch bleibt für die Mehrzahl der Kirchen die Einschiffigkeit des Langhauses und der geradlinige Abschluß des Chores, wenn es auch eine Anzahl mehreckig geschlossener Chöre gibt. An Stelle des gewöhnlichen Fensters an der Ostseite bei geradem Abschluß sehen wir in Friedersdorf (Kr. Grünberg) deren drei nebeneinander in der Art angeordnet, daß das dritte höher hinaufgezogen ist. Das weist uns auf die Mark Brandenburg hin, wo sie vielfach vorkommen, so z. B. auch an der Kirche von Reutschen im Archipresbyterat Schwiebus, das mit dem gleichnamigen Kreise mit einer kurzen Unterbrechung unter der Herrschaft des Großen

¹⁾ Abbild. des Bauernwaldauer Erkers bei Lutsch, Bilderwerk, Tafel 52, 12.

Kurfürsten immer zu Schlesien gehört hat. Während die Chöre meist gewölbt sind oder waren, finden wir in den Langhäusern häufig nur flache Decken, allerdings weisen dann auch hier Strebe- Pfeiler auf die Planung oder ursprüngliche Ausführung von Gewölben hin. Sehr oft fehlen der Nordseite des Langhauses Fenster überhaupt, dem Chore schon deswegen, weil sich fast immer an ihn dort die Sakristei anzuschließen pflegt und das Chordach deshalb über sie heruntergezogen ist. Das Vorhandensein von Schmuckformen hängt von dem Stoffe ab, aus denen die Bauten aufgeführt sind. Natürlich wurde das nächstliegende zunächst gewählt. So finden wir im Vorlande des Gebirges Serpentin, Basalt, Grünstein, Granit, Schiefer u. a. Hier hauptsächlich treffen wir auf feinere Steinarbeiten: Portale, Fenstermaßwerk, Gewölbstützen, auch Umrahmungen von Nischen und ganz vereinzelt Sakramentshäuschen. Solche, z. B. in der Kirchenruine von Woitzdorf bei Haynau (in Schroller, Schlesien abgebildet) und in Gießmannsdorf (Kr. Bunzlau). Fast eine besondere Bauprovinz bilden die roh aus Findlingen aufgeführten Kirchen in dem Gebiete nördlich der niederschlesischen Heide, also in den Kreisen Sagan, Sprottau, Freistadt, Grünberg und Glogau, vereinzelt allerdings auch anderwärts. Eine weitere stellen die Backsteinkirchen dar, die unter dem sichtbaren Einflusse der großen Stadtkirchen aus diesem Baustoff stehen. Sie treten uns als geschlossene Masse hauptsächlich in den Kreisen Breslau und Brieg entgegen, reichen aber auch noch über die Oder nach Namslau, Öls und Trebnitz. Für die Portale, das Maßwerk u. a. Schmuckwerk ist Stein verwendet (Sandstein, aber auch Granit). Es sei vor allem an den auch sonst aufwandsvolleren Bau der durch ihre Wandgemälde bekannten Kirche von Mollwitz (Kr. Brieg) erinnert. Dagegen reicht in das nördliche Niederschlesien der reine norddeutsche Backsteinbau von Brandenburg her herein. Treffliche Beispiele bieten die Kirchen zu Gleinig (Kr. Guhrau), wo der Ostgiebel des Chores abgetreppt und mit weißgetünchten Blenden versehen ist, in Nilbau und Jätschau (Kr. Glogau). Sichtlich dem reich mit Blendenschmuck gezierten Turme der Nikolaipfarrkirche in Glogau nachgebildet ist der Turm der katholischen Kirche im benachbarten Gramschütz, verwandt auch der von Reutschen im Schwiebuser Kreise. Einen besonderen Schmuck besitzt die sonst schlichte Kirche von Schabenau (Kr. Guhrau) in dem aus gebrannten

Ziegeln hergestellten, jetzt unter einer Vorhalle verborgenen Südportale mit seinen kräftigen Abstufungen. Aus der Zahl der nach Grundriß, Aufriß und Innengestaltung typischen Kirchen heben sich einzelne durch eine oder die andere Sonderart hervor oder gehen durch ihre Abmessungen über das gewöhnliche Schema hinaus. Als Vorbild steckt dann meist wohl irgendein kirchliches Bauwerk aus einer Nachbarschaft dahinter. So z. B. wie Lutsch (2. Bd. Seite 304) glaubhaft macht, entstand die zweischiffige Kirche von Bankau (Kr. Brieg) im Anschluß an den von Bischof Przeslaus von Pogarell erbauten Kleinchor des Breslauer Domes. Wenn in Oltaschin südlich von Breslau die Abmessungen viel bedeutender als sonst bei Dorfkirchen sind, so beruht das sicher darauf, daß das Dorf früher Eigentum der Breslauer Dompropstei war.

Das Mittelalter hatte in den Städten außer den Pfarrkirchen eine so große Zahl von Kirchen religiöser Genossenschaften und Kapellen entstehen lassen, daß notwendigerweise im Zeitalter der Reformation ein Stillstand eintreten mußte und daß dort, wo die Reformationskirchen zur Herrschaft kamen, viele von diesen zu anderen Zwecken verwendet oder ganz niedergelegt wurden. Das hat dazu geführt, daß man annahm, die kirchliche Bautätigkeit habe in dieser Zeit völlig geruht¹⁾. Das ist ein Irrtum, soweit es die Dorfkirchen angeht. Vielmehr entstanden, besonders in den letzten Jahrzehnten des 16. bis in die zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts eine große Anzahl Neubauten und ältere Kirchen wurden durch Anbauten vergrößert. Erst die Leiden des großen Krieges und das Einsetzen der Gegenreformation machte der eifrigen Tätigkeit ein Ende. Gerade in Schlesien wandte sich ein großer Teil der adligen Patrone der Lehre Luthers zu und berief an die ihnen unterstehenden Pfarrkirchen in den mittelbaren Kleinstädten und Dörfern Pfarrherren des lutherischen Bekenntnisses. Zunächst brauchte die Änderung des Gottesdienstes auf die Gestaltung der Bauten keinen Einfluß auszuüben, da bei der geringen räumlichen Ausdehnung der Dorfkirchen der Altar im hohen Chore ungleich z. B. dem langen Chore der Klosterkirchen, nahe genug an der

¹⁾ So schreibt z. B. G. Malkowski in seinem Buche: Schlesien in Wort und Bild, Seite 58: Bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges dürfte in Schlesien kein kirchlicher Neubau entstanden sein.

Gemeinde stand. Der steigende Besuch der Gläubigen gab Veranlassung zum Einbauen von Emporbühnen, häufig auch zur Verbreiterung der Kirche durch ein zweites Schiff, so z. B. in Prauß im Jahre 1612 und in Rudelsdorf (beide Kr. Nimptsch). Aber solche Anbauten dienten auch einem anderen Zwecke, nämlich zur Aufnahme von Grabdenkmälern adliger Männer und Frauen. In einer gegen den Chor der Stadtpfarrkirche in Greiffenberg angebauten Kapelle ist ein großes Figurenepitaph an die Wand angelehnt, das Mitgliedern der Familie Schafgotsch gewidmet ist, Grabdenkmäler von Angehörigen verschiedener, in der Nachbarschaft ansässigen Geschlechter finden wir in einem Anbau an der Nordseite der Kirche zu Groß-Kauer (Kr. Glogau). Durchwandern wir unser Schlesien nach allen Richtungen, so müssen wir über die unendlich große Zahl von Figurengrabmälern und Epitaphien aus dieser Zeitepoche staunen, die uns in Dorfkirchen entgegentreten. Es ist, als ob sie den Charakter als Bauernkirchen verloren hätten. Wir meinen fast, uns in Schloßkapellen zu befinden. Und der Eindruck würde noch bestimmender sein, wenn noch die zahllosen Fahnen mit den Wappen der Familien, Helme und andere Rüststücke in Originalen oder hölzernen Nachbildungen vorhanden wären. Sehr oft häufen sich die Denkmäler gerade im Chore. In Ober-Gläsersdorf (Kr. Lüben) zieht sich auf beiden Seiten desselben eine Reihe von Figurengrabmälern von Herren von Skopp, ihrer Frauen und Kinder unter gemeinsamem architektonischen Aufbau hin. Infolge der Reformation und ihrer Verneinung eines besonderen priesterlichen Standes hat der Chor aufgehört, Priesterkirche und Wohnung der Gottheit im Sakrament zu sein. Er wird eben nun vielfach Adelskirche¹⁾. Das Abrücken der Edelleute von ihren dörflichen Untertanen zeigt sich äußerlich dadurch, daß sie beim Gottesdienste einen besonderen Raum für sich beanspruchten, und zwar in der Art, daß über der Sakristei eine sich nach dem Chore öffnende Loge aufgeführt wird. Als Beispiel unter vielen sei auf die jetzt katholische Kirche von Rothsürben

¹⁾ Das zeigt sich besonders auch in der Umwandlung längerer Chöre von Domen zu fürstlichen Begräbnisstätten, z. B. in Königsberg und Freiberg i. S. Ein spätes Beispiel bietet der ehemalige Chor der Johanneskirche in Liegnitz, der von der alten Kirche als Piastengruftkapelle allein erhalten ist.

(Landkr. Breslau) hingewiesen¹⁾. Mit ihren mehrfachen Anbauten, deren Giebel Volutenschmuck aufweisen, den Renaissanceportalen u. a. im Äußeren, der zum größten Teile in die Zeit um 1600 zurückgehende Ausstattung und Bemalung ist sie ein besonders eindrucksvolles Beispiel einer für den lutherischen Kult eingerichteten älteren Dorfkirche adligen Patronats. Diese Kunst beschränkte sich aber nicht nur darauf, sondern schuf, wie schon angedeutet, auch eine größere Anzahl Neubauten. Sie verteilen sich auf ganz Schlesien, und zwar scheinen sie hauptsächlich Holzbauten ersetzt zu haben, wie besonders ihr häufiges Vorkommen in den ehemaligen Waldkreisen Oberschlesiens bekundet. Man hielt vielfach am alten Grundriß fest, daneben aber finden sich auch Bauten, bei denen der Chor nicht eingezogen und somit der Altar in die engste Verbindung mit der Gemeinde gebracht ist. In Schimischow (Kr. Groß-Strehlitz) ist nicht nur der östliche, sondern auch der westliche Teil mehrseitig geschlossen, ein Motiv, daß sich später bei den evangelischen Fachwerkkirchen und Bethäusern des 17. und 18. Jahrhunderts wiederholt. Der neue Schmuckstil der Renaissance macht sich naturgemäß vielfach an den Giebeln und den Portalgewänden bemerkbar, so z. B. an der Kirche von Hohndorf (Kr. Leobschütz), wo der gut gegliederte Giebel über der Herrschaftsloge wie über dem Kirchhofportal von vorzüglicher Wirkung ist. Die rings auf der den Friedhof umgebenden Mauer herumlaufenden Volutengiebelchen dienen wohl nur dem Schmuckzweck, desgleichen auch die Zinnen des spitzbedachten Westturmes. Diese sind auch sonst häufig vertreten, vor allem im alten Bistumslande und dem sich daran anschließenden Vorlande des Gebirges, wo sie sich auch auf Tortürmen der Städte, z. B. in Neiße, Grottkau, Ottmachau finden. Wie die damals entstandenen Schlösser wurden auch die Außenwände der Kirchen mit Sgraffitoverzierungen überzogen, von denen sich allerdings meist nur geringe Reste erhalten haben. In Rothsürben sind sie bei der Erneuerung wiederhergestellt worden. Manche der Neubauten machen mit ihrer Wölbung durchaus noch einen gotischen Eindruck, vielfach aber täuscht der Schein, insofern die Grate des Tonnengewölbes (mit

¹⁾ Abbild. der zweijochigen Loge: Wiesenhüter, Der evangel. Kirchbau Schles. Bild 7, Andere Ansichten der Kirche ebenda, 1—6 und Goetz-Konwiarz, Altschlesien, S. 88—90.

und ohne einschneidende Stichkappen) von wulstartigen Rippen gesäumt sind.

Als Bauwerke dieser Periode, die besonders charakteristisch sind, nenne ich aus verschiedenen Teilen der beiden Provinzen Schlesien Schlawa (Kr. Freistadt), Rudelstadt (Kr. Bolkenhain) und Schedlau (Kr. Falkenberg). Dem Geiste der Zeit entsprach es, wenn jetzt der adlige Bauherr seine Schöpfung durch Inschriften oder durch Anbringung seines Wappens und des seiner Gattin oder Ahnen gleichsam beurkundete. Das geschah nicht nur an den Ausstattungsstücken, Altar, Kanzel, Taufstein, sondern auch im oder am Gebäude selbst. Bis dahin deuten bei uns fast nur Jahreszahlen auf ihre Entstehungszeit hin. In Tschepplau (Kr. Glogau) finden sich am Turme von 1,15 m über der Erde bis zu 9,3 m die Jahreszahlen 1507, 1508, 1509, 1511, 1512 und 1513, die damit bezeugen, daß der jährliche Baufortschritt rund 70 cm ausmachte¹⁾. Ganz eingehenden Bericht über den Bau der Kirche von Schedlau (Kr. Falkenberg), ihre Ausstattung und die dabei beschäftigten Meister erhalten wir durch Inschriften am Westportal und hinter dem Altar. Danach war sie von 1616 bis 17 von Hans Pückler von Groditz auf Schedlau und seine Gemahlin Helena Sedlnitzky von Choltitz und Füllstein errichtet und ausgestaltet worden.

Noch bis in die zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts können wir die Sorge adliger Patrone für die ihnen unterstellten Kirchen in Neubauten und Neuausstattungen verfolgen. Dann erlischt sie. Eine Ursache dafür bildeten selbstverständlich die Nöte des großen Krieges, die gerade auch Schlesien immer wieder heimsuchten. Dazu kam aber noch der Einfluß der Gegenreformation, durch die mit Ausnahme der Stadt Breslau und der noch unter evangelischen Herrschern stehenden Fürstentümer alle Kirchen in die katholische Hand übergingen. In Oberschlesien, dem Bistumslande, dem Fürstentume Münsterberg und der Grafschaft Glatz trat allmählich auch die gesamte Bevölkerung zum Katholizismus über. Anders in den übrigen Teilen Schlesiens, wo sie zumeist an der hier vorherrschenden lutherischen Lehre festhielt, bis ihr die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen wieder die

¹⁾ Lutsch, Verzeichn. d. Kunstdenkm. Schles., 3. Bd. S. 61, wo auch auf das Beispiel der kathol. Pfarrk. in Schweidnitz hingewiesen ist.

ungestörte Ausübung ihres Bekenntnisses brachte. So waren die neu eingesetzten katholischen Pfarrer hier meist Hirten ohne Herde, hatten Mühe, sich zu halten und bei den andersgläubigen Patronen deren rechtliche Pflichten den Kirchen gegenüber durchzusetzen. Die Folge war, daß eine Anzahl Kirchen überhaupt aufgegeben wurden und verfielen, andere nur notdürftig in erträglichem Bauzustande erhalten werden konnten. In seinen nachträglichen Wirkungen kann man das heut noch, besonders im nördlichen Niederschlesien, feststellen, wo Neubauten sehr selten sind und sich häufig noch Ausstattungsstücke aus dem Mittelalter und der Renaissance erhalten haben, hauptsächlich Altäre, Kanzeln und Taufsteine, da die Mittel zur Anschaffung neuer fehlten. Anders dort, wo die Bevölkerung wieder katholisch geworden war. Hier erhielten die alten Kirchen meist eine neue Ausstattung in dem damals modischen Stile des Barock, es wurden aber auch sehr viele Neubauten errichtet oder alte Gebäude vergrößert. So treten uns besonders in der Grafschaft Glatz viele Barockkirchen in den Dörfern entgegen, aber auch in Oberschlesien, wo sie wahrscheinlich meist Ersatz für frühere Holzkirchen waren. Im allgemeinen wahrten auch diese Bauten den schlichten Charakter von Bauernkirchen. Neben dem einfachen Abschluß der Türme mit Spitz- oder Notdächern streben Turmbedachungen vom 17. bis noch ins 19. Jahrhundert hinein durch ein- oder mehrfach durchbrochene Barockhauben empor, die meist dem Dorfbilde eine besondere Note verleihen. Gegenüber den schmalen Fenstern des Mittelalters und und auch noch der Renaissance¹⁾ verlangt der Zeitgeist größere Helle des Inneren und verbreitert sie dort, wo der alte Bau erhalten blieb, fast überall²⁾. Im Vergleich mit den durch Strebepfeiler und das Maßwerk der Fenster belebten Wandflächen der älteren Kirchen wirken die des Barock, indem die Streben nach innen gezogen sind und höchstens Putzstreifen lisenenartig etwas Abwechslung bringen, gewiß etwas einförmig, aber auch hier kommt es auf die Stellung

¹⁾ Vergl. z. B. die 1587 erbaute Kirche von Oberlangenu, Kr. Habelschwerdt, Abbild. Götz-Konwiarz, Alt-Schlesien, S. 137.

²⁾ In seinem Dekanatsbuche schreibt Hieronymus Keck 1631 bezüglich der Kirche zu Heinzendorf (Grafschaft Glatz): *Ecclesiae fabrica utcumque bona, sed fenestrae maiores propter lucem impeditam fieri deberent* (Volkmer-Hohaus, Glatz. Geschichtsquellen, 3. Bd. S. 100).

des Gebäudes im Gesamtbilde des Dorfes und des Friedhofes mit seinem Baumbestande an. Reicherer Wechsel bringen hier und da an das fertige Bauwerk später angefügte Kapellen auf eckiger oder runder Grundlage, die mit Kuppeln abgeschlossen werden, wie sich deren drei an der Südseite der Pfarrkirche in Protzan (Kr. Frankenstein) finden.

Träger der Gegenreformation waren neben dem Bischofe und dem Breslauer Domkapitel hauptsächlich die großen Stifte und Klöster der Provinz. Zu den Mitteln, durch die sie auf die Katholiken und die etwa noch zu gewinnenden Protestanten wirken zu sollen glaubten, gehörte auch die Indienstellung der Kunst zu diesem Zwecke. Wie sie so die bekannten Neu- oder Umbauten ihrer Kirchen und Klöster ausführten, so errichteten sie auch vielfach in ihrem dörflichen Klosterbesitz neue Kirchen, die z. T. über das gewöhnliche Ausmaß von Dorfkirchen hinausgehen. Als besonders charakteristische Beispiele führe ich die folgenden an (mit Angabe der betreffenden kirchlichen Genossenschaften in Klammern): Bad Alt-Reichenau, Kr. Bolkenhain, 1659 (Kloster Kamenz), Warmbrunn 1712 (Kloster Grüßau), Ober-Briesnitz 1703—05 und Rengersdorf 1740—43, beide Kreis Sagan (Augustinerchorherrenstift Sagan); Lossen, Kreis Brieg, 1728—31 (Johanniterkomturei); Städtel Leubus, Kreis Wohlau, und Schlaup, Kreis Jauer (Kloster Leubus); Birngrütz, Kreis Löwenberg, 1772 (Kloster Liebenthal); Matzkirch, Kreis Kosel, 1772—73 und Stanitz, Kreis Rybnik, 1801 (Kloster Remden); Kaltwasser, Kreis Lüben, ein an die Langhansschen evangelischen Kirchen erinnernder Bau, den der Stiftsprälat Jakob Chmell aus Kloster Wahlstatt von 1794—95 aufführen ließ. Ein für eine Dorfkirche unverhältnismäßig reicher Bau ist die zweitürmige Kirche von Groß-Hoschütz, Hultschiner Ländchen (früher Kreis Ratibor), die Graf Ignaz Dominik Chorinsky und seine Gemahlin 1774 erbauten. Sie ist ersichtlich von den Jesuitenkirchen beeinflusst¹⁾. Mit dem in der Barockzeit von der katholischen Kirche besonders geförderten Wallfahrten hängt der Neubau von Kirchen zusammen, die Ziele dieser waren. Auch hier diente reiche Prachtaufwendung, besonders natürlich im Innern, propagandistischen Zwecken. Mit dem feinen Sinn der Barockmensen

¹⁾ Abbild. des Äußeren und Inneren: Lutsch, Bilderwerk, Tafel 135, 1 u. 2.

wurde bei der Gestaltung der Bauten auch ihre Lage im Orts- und Landschaftsbilde als fördernder Faktor mit in Rechnung gestellt und, wenn es ging, eine die ganze Gegend beherrschende Höhenlage bevorzugt. So in Hochkirch bei Glogau und in Pshaw (Kreis Rybnik). An letzterem Orte wirkt die mächtige Schauseite wirklich monumental, sie entstand von 1743 an; die sie begleitenden Türme wurden erst 1847 hinzugefügt, halten im allgemeinen auch noch äußerlich den barocken Charakter fest, lassen aber doch erkennen, daß es sich bei ihnen nicht mehr um aus dem vollen wirklichen Leben geschöpfte Erzeugnisse handelt. Noch weniger können die Türme der Wallfahrtskirche von Deutsch-Piekar bei Beuthen OS. befriedigen, die mit dem Bauwerke 1842—49 entstanden. Sie gehören eben einer Epigonenzeit an. Ganz aus dem gewohnten Schema fällt die Kirche des bekannten Wallfahrtsortes Albendorf im Kreise Neurode heraus, indem die Schauseite in ihrer palastartigen Ausgestaltung als eine Nachahmung etwa der Peterskirche in Rom in kleinstem Maßstabe erscheint.

Trotz der bedrückten Lage der Evangelischen hörte auch in der Habsburgischen Zeit der Neubau von Kirchen nicht völlig auf, mußte sich allerdings auf die Teile Schlesiens beschränken, die, wie schon erwähnt, die freie Religionsübung gewährleistet erhalten hatten. So wurden z. B. vor den Toren von Breslau die Salvator- und die Elftausendjungfrauenkirche erbaut, die ganz den Charakter von Dorfkirchen hatten. Weil sie im Festungsrayon lagen, durften sie nicht massiv sein, sondern wurden in Fachwerk errichtet, gleich den drei evangelischen Friedenskirchen von Glogau, Jauer und Schweidnitz, auch einiger der sechs Gnadenkirchen aus der Zeit Josefs I. Soweit ich sehen kann, weisen auch die meisten übrigen Kirchen diese Bauart auf. Charakteristisch für sie ist der Einbau von Emporen, die öfters mehrfach übereinander angeordnet sind, um so viele Kirchenbesucher als möglich aufzunehmen. Gab es doch genug Gläubige, die den weiten Weg dorthin nicht scheuten, um einem Gottesdienste ihres Bekenntnisses beizuwohnen. Gerade zu diesem Zwecke dienten die sogenannten Grenzkirchen, z. B. die von Hummel und Kriegheide im Kreise Lüben¹⁾. Letztere, vom

¹⁾ Abbild. Götz-Konwiarz, Alt-Schlesien, S. 96, und Wiesenhütter, a. a. O. Abbild. 41 und 42 und Titelbild.

Jahre 1656, war ursprünglich in einen Bansen eingebaut worden. Wegen der Überzahl der Besucher mußte man den Bodenraum zu Hilfe nehmen und schnitt dazu ein großes Loch in die Mitte der Decke, um ihnen das Anhören des Gottesdienstes möglich zu machen. Dieses wurde mit einem durchbrochenen Palmbaum unterbaut, zwei andere kleine Löcher durch eine Sonne und einen Mond teilweise versteckt. Mit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen setzt in Schlesien eine neue Periode des evangelischen Kirchbaues in Stadt und Land ein. Es ist rührend zu lesen, wie sich überall die Evangelischen bemühten, so schnell wie möglich Geistliche ihres Bekenntnisses zu bekommen, die ihnen die lang entbehrten Gottesdienste halten könnten, sei es zunächst auch nur in Scheunen oder anderen größeren Räumen, die ihnen vielleicht von der Gutsherrschaft zur Verfügung gestellt wurden. Bald ging man auch zur Errichtung neuer Gebäude über, die zunächst nur als Bethäuser bezeichnet wurden, da die Pfarrechte vorläufig bei den katholischen Pfarrern blieben. Über die bis 1752 aufgeführten gibt uns ein Kupferwerk des schon im Anfang genannten Zeichners Werner erwünschte Auskunft¹⁾. Fast alle dieser Gebäude sind oder waren Notbauten, in Fachwerk ausgeführt, ohne Türme. Im Äußeren tritt die durch den Baustoff z. T. bedingte Zweistöckigkeit durch die Anordnung der Fenster übereinander in Erscheinung. Im allgemeinen überwiegt der Längsbau ohne besondere Choranlage; öfters findet sich die Abschrägung der beiden Schmalseiten. Die Treppenanlagen sind oft, zur Raumersparnis im Innern, außerhalb angebracht und tragen damit dazu bei, das Äußere malerisch zu gestalten. Die Schwierigkeit der Anlage solcher Langkirchen bestand darin, daß für die Kirchenbesucher der Geistliche auf der seitlich angeordneten Kanzel und am Altar nicht überall sichtbar und wohl auch hörbar war. Wie auch sonstwo führte die Überlegung dieses Mißstandes dazu, ihn durch Schaffung von Zentralanlagen zu überwinden. Schon in der österreichischen Zeit entstanden so die Kirchen von Podrosche 1690, Logau 1697 und Pawellau (Kreis Trebnitz) 1709²⁾.

¹⁾ Perspektivische Vorstellung derer von Sr. Königl. Maj. in Preußen dem Land Schlesien allergnädigst concedierten Bethäuser, 1748—45, 4 Teile und ein Supplement 1752.

²⁾ Wiesenhütter, a. a. O. S. 18, Bilder 74—76. Ähnlich die Kirche in Buck (Kreis Gräditz in Posen).

An letztere erinnert auch der Massivbau von Briese (Kreis Öls), der in den Jahren 1727—29 zugleich mit dem Schlosse von italienischen Baumeistern aufgeführt sein soll. Über der Vierung erhebt sich ein mit Holz verschalter Turm, der eine einmal durchbrochene Haube hat¹⁾. Der preußischen Zeit gehören die gleichartigen Bauten von Sulau (Kreis Militsch-Trachenberg)²⁾ von 1767/68 und Alt-Kemnitz (Kreis Hirschberg, vollendet 1743) an. Bisher läßt sich ein genügender Überblick über die Neubauten der preußischen Zeit noch nicht erreichen. Dem allgemeinen Zwecke seines schönen Werkes entsprechend kann Wiesenhütter nur einzelne Beispiele bieten. Dagegen unterrichtet uns G. Grundmann eingehend über die Bethäuser und Bethauskirchen des Kreises Hirschberg³⁾. Als typisch für die Gesamtanlagen mögen sie den folgenden kurzen Ausführungen zugrunde gelegt werden. In dem Bethaus von Seiferschau von 1743 besitzen wir noch ein Beispiel der ursprünglichen Bauten, die in ihrer Art mehr an ein typisches Bauernhaus als an ein gottesdienstlichen Zwecken dienendes Gebäude erinnern. Stärker tritt der kirchliche Charakter in dem Bethaus von Reibnitz (1747) hervor infolge des Weiterheruntergehens der Fenster. Hier finden wir auch den mehreckigen Schluß der Schmalseiten, an die sich die vier überbauten Treppenanlagen lehnen. Ein Zentralbau endlich ist die Kirche von Alt-Kemnitz von 1743, wie schon oben erwähnt. Entgegen anderen ärmeren Gegenden unseres Landes fand im Hirschberger Kreise noch im 18. Jahrhundert der Ersatz der meisten Fachwerkkirchen durch Massivbauten statt. Der jüngste Bau entstand von 1816 bis 1820 in Seidorf. Grundmann hebt die Bedeutung der sogenannten Baukondukteure (Regierungsbaumeister) hervor, die den uniformierenden Gleichklang des friderizianischen Zeitalters bis in das kleinste Dorf trugen. Die Gediegenheit ihres

¹⁾ Abbild. Götz-Konwiarz, Altschlesien, S. 142. Ein Zentralbau mit einem unorganisch angefügten Turm ist auch die katholische Kirche in Riegersdorf (Kreis Neustadt), bei deren Anblick man unwillkürlich an die bekannte Hedwigskirche in Berlin erinnert wird, die wieder auf das Vorbild des Pantheons in Rom, heut S. Maria Rotonda, zurückgeht, eine für den katholischen Kult ungeeignete Anlage, bei der man wohl an preußisch-protestantische Einflüsse zu denken hat. Über ihre Entstehungszeit fehlen mir die Daten.

²⁾ Abbild. Wiesenhütter, Bild 92.

³⁾ Unter diesem Titel 1922 in Breslau erschienen mit 52 Zeichnungen des Verfassers.

Könnens stand in vollkommenem Einklang mit der bewußten Anspruchslosigkeit des königlichen Bauherrn. Schlichtheit und Gediegenheit waren die beiden Hauptforderungen, die sie zu erfüllen hatten¹⁾. Die neuen Kirchen tragen, dem Aufklärungszeitalter entsprechend, das sie schuf, den Charakter von großen Sälen, in die, trotz der Emporen, das Licht durch die großen Fenster voll hereinfluten kann. Zunächst allerdings wirkt der Fachwerkbau noch insofern nach, als z. B. in Fischbach, unter der oberen länger heruntergezogenen Fensterreihe eine niedrigere im Untergeschoß angeordnet ist. Dem gebrochenen Dache ist meist ein Dachreiter aufgesetzt, während eigentliche Türme ursprünglich fehlten. Sie sind dann, auch bei den Saalkirchen in den Städten, öfters erst im 19. Jahrhundert hinzugefügt worden, in einer Zeit, deren Stärke nicht auf diesem Gebiete lag, und stehen daher leider meist in recht wenig vermitteltem Gegensatz zu den Bauten.

Die treffliche Lösung des organischen Zusammenklingens von Turm und Kirche, die Langhans in seinen Saalkirchen vom Ende des 18. Jahrhunderts, geradezu klassisch in Reichenbach u. E., gefunden hat, kommt natürlich auch bei Dorfkirchen vor, z. B. in Adelsdorf (Kr. Goldberg-Haynau), hier liegen Pläne von Langhans selbst zugrunde (1789)²⁾. Dem Problem der Stellung von Kanzel und Altar zur versammelten Gemeinde suchte man jetzt durch die Schaffung des Kanzelaltars beizukommen, über dessen Berechtigung im evangelischen Kult heut noch die Ansichten in den beteiligten Kreisen auseinandergehen. In dieses Fragegebiet gehört es auch, wenn z. B. in Klein-Kniegnitz am Zobten der Kanzelaltar in einer Langseite seine Stelle gefunden hat³⁾. Eigentümlich ist als Erbe der Vergangenheit fast aller dieser Kirchen die Anordnung einer oder mehrerer Emporen, die sich um den ganzen Raum herumziehen,

¹⁾ Der scharfe Schnitt zwischen dieser preußischen Kunstepoche und dem vorausgehenden österreichisch-böhmischen Barock tritt überall in Schlesien, besonders in den ehemaligen Festungen und größeren Garnisonorten, auch auf profanem Gebiete noch heut in die Erscheinung. Hoffentlich bekommen wir bald einmal von berufener Hand eine eingehende Geschichte des preußischen Stiles in Schlesien.

²⁾ Abbild. Götz-Konwiarz, Altschlesien, S. 142, und Wiesenhütter Nr. 144.

³⁾ Abbild. in Gerhard, Erlebnisse der Kirchengemeinde Klein-Kniegnitz, und Wiesenhütter, a. a. O. Nr. 121 und 122.

z. T. in der Art, daß sie einen oblongen Rundbau vortäuschen, während das Äußere einen rechteckigen Grundriß aufweist.

Der Typus der Saalkirchen reicht noch ziemlich weit ins 19. Jahrhundert hinein und macht sich auch beim Neubau katholischer Gotteshäuser geltend, wenn hier auch bei dem konservativen Charakter der katholischen Kirche länger am sterbenden Barock festgehalten wurde. Wenn auf dieser oder jener Seite auf Grund der herrschenden romantischen Richtung Fenster und Türen im Spitzbogen geschlossen wurden, glaubte man wohl einen gotischen Bau hergestellt zu haben, aber es war eben doch nur eine Saalkirche, in der der Geist der Aufklärung noch nachwirkte. Auch in der gewollten Schmucklosigkeit des Innern, die in evangelischen Kirchen zu fast völliger Bildlosigkeit führte. Wenn ich recht sehe, trat im Katholizismus erst unter Bischof Heinrich Förster (1853—81) ein Wechsel ein, insofern dieser ein Freund und Förderer der Gotik war, die er im Banne seiner Zeit als den einzigen wirklich kirchlichen Stil ansah, wie sie ja, ganz in Verkennung ihres Charakters, auch in den Regulativen der Eisenacher evangelischen Kirchenkonferenz von 1861 für Neubauten empfohlen wurde. In der von ihm erbauten Michaeliskirche in Breslau schuf der Bischof ein damals viel bewundertes Vorbild, das dann in Stadt und Land vielfach nachgeahmt wurde, so wenig uns jetzt der Kathedraltypus dieser Kirchen in die dörfliche Umwelt zu passen scheint, ganz abgesehen von den Bedenken, die man gerade in der Gegenwart gegen diese und jede andere Art von Nachahmung geschichtlicher Stile hat. An das Breslauer Vorbild erinnert die wohl nicht ohne bestimmenden Einfluß Försters entstandene Kirche von Schmograu, bei der man, wie eine Inschrift in ihr besagt, durch einen Monumentalbau das Andenken daran festhalten wollte, daß hier der damals noch als geschichtlich angesehene erste Sitz des schlesischen Bischofs gewesen war. Auf einen Entwurf des bekannten Wiener Gotikers Friedrich Schmidt geht die von 1864 bis 1869 erbaute katholische Kirche von Slawentzitz in Oberschlesien zurück, ein schematisches Bauwerk, das seinesgleichen noch viele andere in diesem Gebiete hat¹⁾. Sie finden sich zumeist in den größeren Industrieorten diesseits

¹⁾ Abbild. der Westseite in Oberschlesien, 9. Jahrg., zu einem Aufsatz von S. Grabowski, Geschichte eines Kirchenbaues, mit einem Nachwort von mir (S. 239 ff.).

und jenseits der heutigen polnischen Grenze, die ja nur insoweit überhaupt noch Dörfer sind, als sie keine Stadtrechte besitzen. Hier erwiesen sich größere Bauwerke bei der zunehmenden Bevölkerung von selbst notwendig; Dorfkirchen kann man sie aus diesen Gründen nicht nennen. Auch ältere Kirchen wurden in diesem Sinne erneuert, so unter dem Einfluß der nahen Hauptstadt Breslau die des schlachtenberühmten Leuthen und in Oltaschin (Landkreis Breslau).

Die Zeit der Nurgotik ist überwunden; eine kurze Zeit war dann Romanisch Trumpf (z. B. die gut eingefühlte Kirche von Roßberg bei Beuthen, ihrer Größe und Ausstattung nach eigentlich ein Dom); bis in die Gegenwart spielt auch das Barock noch eine gewisse Rolle, aber es mehren sich doch bei beiden Bekenntnissen die Bauten, bei denen von den geschichtlichen Stilen mehr oder weniger abgesehen wird, und man den Versuch macht, aus dem Geiste unserer Zeit Neues zu schaffen. Das Ergebnis, das erst in der Zukunft vorliegen kann, entzieht sich objektiver geschichtlicher Betrachtung. Nur das kann als Fortschritt oder vielmehr als ein berechtigtes Zurückgreifen auf die Vergangenheit gebucht werden, daß man sich jetzt meist bemüht, neue Dorfkirchen dem Wesen des Dorfes, d. h. des alten echten Bauerndorfes, anzugleichen. Es sind dabei schon schöne Erfolge erzielt worden ¹⁾.

Werfen wir rückschauend noch einmal einen Blick auf die Gesamtheit des hier Vorgetragenen, so ergibt sich, daß sich naturgemäß die ganze Kulturentwicklung, unter der sich die Geschichte unseres Landes abspielte, auch in der Art und Bauweise unserer Kirchen widerspiegelt. Daneben aber treten vier große und tief eingreifende Ereignisse, z. T. scharf abgrenzend und epochenbildend, besonders in die Erscheinung. Die deutsche Einwanderung, die Reformation und Gegenreformation und endlich die Einverleibung Schlesiens in den preußischen Staat. Sie alle haben auch in welt- abgelegenen Dörfern in der Gestalt ihrer Gotteshäuser wertvolle und charakteristische Denkmäler hinterlassen.

¹⁾ Beispiele solcher Neubauten gibt Wiesenhütter, a. a. O. unter Nr. 150 ff. Es wäre zu wünschen, daß uns auch von katholischer Seite recht bald ein Überblick über die neueren Kirchenbauten gegeben würde.

Walen und Venediger.

Von Will-Erich Peuckert.

Nicht viele deutsche Sagen sind so vom Duft des Wunderbaren und des Geheimnisvollen umweht wie die Venedigersagen. Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß sie seit langer Zeit die Forschung in Atem hielten, und nicht auf ihre Verwertung in der Dichtung — etwa in Hauptmanns „Pippa“, in Wilhelm Raabes Hastenbeck¹⁾ — hinzuweisen, sondern nur eines in das Gedächtnis zurückzurufen: daß heute noch Walenbücher umgehen, daß heute noch unsere Gebirgler an Walen und an die Wahrheit der Berichte von ihnen glauben, daß man noch heute den alten Spuren nachforscht.

Was über die Walen bis jetzt geschrieben worden ist, will ich hier unberücksichtigt lassen; nur kurz auf Emma Lochers Dissertation „Die Venedigersagen“, Fribourg 1923, und die von ihr nicht mitverwerteten Arbeiten von Bohn und von Cogho in unseren „Mitteilungen“ verweisen, wo über die weitere Literatur Auskunft zu finden ist.

Wer steckt nun hinter diesen Namen „Wale“, „Venediger“? In den genannten Untersuchungen — um von den älteren ganz zu schweigen — findet man beide Namen unterschiedslos gebraucht. Nach ihnen sind Walen Venediger. Auch unsere Sagensammlungen werfen die beiden Namen zusammen. Und Emma Locher behauptet schließlich: Die liebste und allgemeinste Bezeichnung . . . gab der ganzen (Sagen-) Gruppe den Namen „Venediger“. Dazu sind die ähnlichen Wortbilder wie „Venetianer“ (Harz, Vogtland, Fichtelgebirge, Thüringen, Sachsen, Schweiz), „Venetier“ (Harz), Finetier, Venediker und Vineder (Schweiz) zu rechnen. . . . „Wale“ ist nur eine andere Bezeichnung für unsern „Venediger“.

¹⁾ Sämtl. Werke III 6, 167.

. . . „Wahlen, Walchen, Walische“ scheinen besonders in das Fichtelgebirge, nach Sachsen und Tirol zu gehören. Aber auch hier verscheucht die nähere Angabe „Wale aus Venedig“, „ein Welscher, besser gesagt Venediger“ jeden Zweifel an der Gleichartigkeit der Sagengestalten.

Besteht nun diese Gleichsetzung zu Recht? Oder lassen sich die Venediger- von den Walensagen reinlich abscheiden? — Die Möglichkeit ist in der Tat vorhanden. Wir haben in dieser Gruppe zwei Überlieferungen, die völlig voneinander abweichen. Nicht nur, daß eine Überlieferung durchgängig auf schriftlichen Nachrichten fußt, die andere mündlich weitergegeben wurde, — schon die Erzählungsform, der Stil zeigt Unterschiede. Die eine Überlieferung ist berichtend, trocken, gibt eine Summe nebeneinanderstehender Einzeltatsachen von völlig gleichem Wert. Die andere ist Erzählung, ist Anekdote.

Vom ersten, berichtenden Typ, der schriftlich überliefert ist, mag dies ein Beispiel sein:

Wiltu aber weiter gehen, und besehen die Bürcke, die man nennet die Abendröthes Bürcke, so gehe wieder umb den Stein, und siehe, daß du dich gleich gegen Abend kehrst, so kommest du gleich wieder ins Holtz. Mercke es stehen kurze Stämme zweene gegen einander über, haben viel eingehauene Zeichen, unter welchen auch die vorhergehende Zeichen. Da wirstu einen veralteten Weg sehen, dem gehe nach, er wird sich seltsam drehen, aber habe acht, du wirst stets die Zeichen, jetzt an Buchen, bald an Tannen, bald an Fichten finden, wenn du nun wohl an Berg kommest, so habe acht auff eine Buche auf der rechten Hand, und dann eine große Bürcke, auf der linken Hand, mit vielen Zeichen, darunter das vorige auch, so ergieb dich Gott gänzlich, denn du viel Anstöße haben wirst, kehre dich an nichts, gehe nur getrost wohl umb ein Gewande, so wirstu eine Klufft gerichts gegen den Abend liegend im Berge gebogen finden, darinnen du sehen wirst, eine schöne Thür, zugericht von schönen Marmelstein, der ganz braun leuchtet, mit einer rothen blechenen Thür, beyneben ein gevierdt Fenster, auch mit einem rothen blechenen Laden, gehe darzu, da wirst du sehen, ein gölden Crucifix über der Thür, knie nieder, bete 5 Pater-noster, 5 Ave Maria, und ein Credo, zu Dancke dem Leiden unsers Herrn, darnach habe Acht auff die rechte Seiten, unten an der Thür gerichts herab, hebe das Mooß auff, so findest du ein Loch, darinnen ein Schlüssel, der schließt die Thür auff, mache den Laden auff, so wirstu Wunder Gottes sehen, es ist kein reicher Stelle auff Erden, denn diese, die wird vergunt wegzutragen, so viel du kannst, mache die Burck mit Fenster und Thür zu, lege den Schlüssel wieder an seine Stell, gehe davon, und wende das Gut zu Gottes Ehren, so wird dirs gerathen. Diß hab ich obgemelter Hans Man von Regensburg zweymahl gefunden, aber übel angewendet, derhalben mich Gott gestraffet hat, daß ichs zum

drittenmal nicht finden können. . . . Der leidige Satan aber der Rüte-Zahl thut manchen erschrecken, denn er läst sich ernstlich sehen in Gestalt eines großen grauen Münchens, mit einer Lauten, schlagende, daß die Erde erbebet. . . .¹⁾

Diese Überlieferung nennt Hans Man, der sie wieder von einem guten alten Italiener anno 1580 den 6. Dezember empfangen haben will, — sonst gewöhnlich den Walen so und so.

Daneben steht nun die andere, mündliche Überlieferung, die etwa wie folgt lautet:

Im Morgenbrotstale am Brocken ist eine Quelle, davor hat ein fremder Mann gestanden und hat ein Sieb unter das Wasser gehalten, und da sind lauter Perlen darin gewesen, die hat er in einen Holster, das ist in einen Ranzen, getan, und als der Holster voll gewesen ist, hat er sich die Hände gewaschen und gesprochen:

Im Morgenbrotstale da wasch ich mich
und in Venedigen da drög ich mich.

Das alles hat ein Mann gesehen und gehört, der dort um den Brocken herum zu Hause gewesen ist. Wie nun der fremde Mann auf einmal verschwindet, so geht der hin, liest die Perlen auf, die er verschüttet hat und liegen lassen, und dann sagt er auch:

Im Morgenbrotstale da wasch ich mich,
und in Venedigen da drög ich mich.

Sobald er das gesprochen hat, ist er auch in einer ganz fremden Stadt gewesen, darüber ist er sehr erschrocken und hat sich nicht zurechtfinden können. Nach einer Weile begegnet ihm auf der Straße ein Mann, der fragt ihn, wie er daher käme; da erzählt er ihm alles, und der Mann sprach, es wäre sein Glück, daß er ihm die Wahrheit sage; ob er ihn denn nicht erkenne? er sei ja der fremde Mann, den er im Morgenbrotstale belauscht habe. Da nimmt er ihn mit nach Hause und bringt ihn zu Bette, und das Bett ist so kostbar gewesen, daß Knöpfe von Gold und Silber daran gewesen sind, das hat der Mann alles aus dem Morgenbrotstale gezogen. Als nun der Härzer am andern Morgen aufsteht, bekommt er Waschwasser und muß sich die Hände waschen, und dabei muß er sagen:

In Venedigen da wasch ich mich,
im Morgenbrotstale da drög ich mich.

Da ist er auch gleich wieder im Morgenbrotstale gewesen. Als er aber wieder an den Ort gekommen ist, wo er gewohnt hat, da hat es sich gezeigt, daß er viele Jahre fort gewesen ist, und hat doch geglaubt, es sei nur eine einzige Nacht dazwischen gewesen²⁾.

¹⁾ Kühnau, Sagen 2158 Nr. 6. — Ich bemerke hier, daß ich in meinen Zitate die durch Baechtold-Stäubli (Aberglauben 1, 1 ff.) üblich gewordenen Abkürzungen der Titel usw. gebrauche.

²⁾ Pröhle, Harzsagen, 1886, 47 f. == Pröhle, Unterharz, 1856, 127 f. == Sieber, Harzland, 1928, 144 f.

Ich habe absichtlich diese für uns ein wenig abseits liegende Sage gewählt, weil anzunehmen ist, daß sie — im Reim — die Namen besonders treu bewahrte. Das aber würde sagen, daß dieser Form der Überlieferung der Name Venedig so eigentümlich ist wie der vorhin erwähnten der Name Wale. Und wenn man nun nach diesem versucht, die ganze Masse der Überlieferungen aufzuteilen, behält man zwei vollkommen voneinander verschiedene Typen: die Walen — und die Venediger. Die Walen- wie die Venedigersage ist eine Bergbausage. So konnte es geschehen, daß man die beiden untereinander warf. Und solche Vermischung macht auch begreiflich, daß heut die Grenzen der beiden Typen verfließen, und daß sie ineinander übergehen. So kommt in Walenberichten der Name Venedig vor, — so werden Venedigersagen von Welschen aus Italien erzählt. Dergleichen darf natürlich nicht hindern, die reinen Sagenformen so gut wie möglich abzugrenzen und ihren Anfängen nachzugehen.

„Venediger“sagen kommen in Schlesien verhältnismäßig selten vor; Kühnau kennt acht; ich habe noch fünf nachtragen können, — das macht im ganzen dreizehn. In ihnen wird erzählt, wie fremde Männer in einem Bach nach erbsengroßen Kieseln fischen — das schon ein Einschlag aus der Walensage — und sie in ihren Tornistern forttragen¹⁾; oder wie einer aus einem Stollen am Zobten Scherben und schlechtes Gut fortschleppt, das draußen zu Golde wird. Sein Führer, ein Zobtener Bürger, hat freilich in törichter Verblendung die Steine vorher weggeworfen²⁾. Bei ihrer Arbeit wollten sie nicht beobachtet sein³⁾, und als ein Isermann einst einem Venediger nachschlich, trug ein gespenstiger Ziegenbock den Neugierigen davon⁴⁾. Die in den goldenen Stollen bei Reinerz gingen, haben dort unten erst den Schatz beschworen⁵⁾ — auch das ein Nachklang der Walenberichte. Das Gold, das sie gewinnen, ist den Einheimischen nichts nützlich, kann nur in ihrem Lande beereitet werden⁵⁾. Am häufigsten aber erfahren wir in Schlesien

¹⁾ Kühnau 2162; vgl. Peuckert, Schlesien, 1924, 285.

²⁾ Kühnau 2165.

³⁾ Peuckert 285.

⁴⁾ Kühnau 2157; Peuckert 285.

⁵⁾ Kühnau 2168 Nr. 3.

von ihren Mantelfahrten von Welschland und zurück¹⁾. Oder sie kommen im Wirbelwind, wie sonst der Teufel, und wer ein Messer hineinwirft, verletzt den fahrenden Venediger²⁾. Ja, es ist vorgekommen, daß sie in einem Wirbel die Braut aus ihrem Hochzeitszuge entführten³⁾. Zuweilen gelangen Einheimische, meist als Soldaten, in ihre Wunderstadt und finden dort die Männer in großen Palästen hausen⁴⁾.

Venediger aber haben nicht nur die schlesischen Gebirge besucht. Wir finden den Namen und die dazu gehörenden Sagen auch in der Oberlausitz, im sächsischen Erzgebirge, im Fichtelgebirge und in der Oberpfalz, in Thüringen und Hessen, im Harz. Es liegt hier nichts daran, alle Fundorte und Belege ausführlich aufzuzählen, man findet das Wichtigste in Emma Lochers Arbeit; nur zweierlei sei festgestellt. Erstens: wenn man alle die Orte ausscheidet, an denen die Überlieferung nur spärlich fließt, bleiben als wichtigste: der Harz mit dem Thüringer Vorland, das Erz- und Fichtelgebirge, die schlesischen Sudeten. Das aber sind die Gebirge, in denen man auf edle Metalle mutete. Andere Bergbaubezirke, etwa das oberschlesische Kohlen- und Eisenland, das Rhein- und Ruhrgebiet⁵⁾, das Saarland, kennen keine Venedigersagen. Und auch Norddeutschland weiß nichts von ihnen. Zweitens aber: eben die Sagen, die man in Schlesien von ihnen weiß, werden auch in den andern mitteldeutschen Gebieten berichtet. Da fischen sie in Bächen nach Graupen und Sand (Paul Quensel, Thüringer Sagen, 1926, 111; Friedrich Sieber, Sächsische Sagen 73 = Alfred Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen, 1903, Nr. 1099), oder sie holen eine gelbe Erde (Quensel 112), die sie forttragen. Ihr Tun und Treiben halten sie geheim (Meiche 1096); der Knabe, der ihnen ihre Kunst ablernte, wurde ermordet (Sieber 73 f.). Oft greifen sie zu Beschwörungen (Quensel 111). Von ihren Fahrten im Wind wird bis in Hessen erzählt (J. W. Wolf, Hessische Sagen, 1853, 124 f.). Daß Einheimische — und zwar zumeist Soldaten — ihnen als reichen Herren in ihrer Wunderstadt begegnen, weiß

1) Kühnau 2163. 2164. 2167. 2168 Nr. 3; Peuckert 285 f.

2) Kühnau 2166. 2164; Peuckert 286. 324 f.

3) Kühnau 2167.

4) Kühnau 2163. 2166. 2167; Peuckert 286 f.

5) Leo Winter, Die deutsche Schatzsage, Köln. Diss. 1925, 71.

man auch überall (Meiche Nr. 1098; Sieber 74; Quensel 112 ff.). Die schlesischen Venedigersagen gehören demnach mit den thüringischen, sächsischen zusammen, und bilden mit ihnen einen Kreis.

Neben der mitteldeutschen gibt es noch eine Venedigersage im oberdeutschen Gebiet, genauer gesagt: im ganzen Bezirk der deutschen Alpen. Die Schweiz, wie die österreichischen Länder Steiermark, Kärnten, Tirol und Salzburg, wissen von den Venedigern zu erzählen. Es lockt, die beiden Gebiete zu vergleichen, um das Gemeinsame oder Verschiedene festzustellen¹⁾.

In beiden Sagenkreisen denkt man an kleine Männel (Pröhle, Unterharz 190; Graber, Kärnten 230; Winter, Schatzsage 73), bucklig und alt (Heyl, Tirol 98. 388 f.), im unscheinbaren grauen Kittel (Kuoni, St. Gallen 134. 203 f.) oder grauen Mantel (Kühnau 2164, Peuckert 286). Unter dem Kittel will man freilich noch einen zweiten Rock aus feinem Tuch gesehen haben (Kuoni, St. Gallen 194). Andere berichten von einem hellen Kittel und breitkrämpigen Hut (Kuoni, St. Gallen 135), von einem schwarzen Samtjäckchen mit weitem Mantel (Luck, Rhätische Alpensagen 72; Herzog, Schweizersagen 2, 110 f.); von himmelblauen Hosen und rotem Tscheapli (Zingerle, Sagen 70); oder sie waren schwarz, fast wie Geistliche, gekleidet (Kühnau 2163; Heyl, Tirol 96; Zingerle, Sagen 72?). In Kärnten trägt das Venedigermännel einen Spitzhut (Graber, Kärnten 228). Mit spitzem Hut und weitem Mantel erscheinen die Venediger auch in Mitteldeutschland (Peuckert 286), und ebenso wird hier wie in den Alpen (Quensel, Thüringen 113; ZfdPhil. 6, 302; Henne am Rhyn, Deutsche Volkssage, 1879, 297) erzählt, sie liefen zerlumpt wie die Zigeuner (Sieber, Sachsen 73 = Meiche, Sagenbuch 1094), als Zigeuner (Pröhle, Unterharz 189 f.) herum (vgl. auch Müller, Uri 1, 205; Zingerle, Sagen 72; Graber, Kärnten 227). Sie treten als Essenkehrer (Sieber, Sachsen 73), Mausfallenhändler (Sieber, Harzland 139; Sieber, Sachsen 73), Hechel- und Mausefallenträger (Zapf nach der „Ausführlichen Beschreibung“ 104), Reffträger²⁾ und Terminierer (Peuckert 284), Händler mit Tinte (Quensel, Thüringen 110) und Bettler (Jecklin 3,

¹⁾ Ich lege dabei, besonders in den Nachweisen, nicht auf Vollständigkeit Wert; es genügt mir, die gemeinsamen Züge ober- und mitteldeutsch belegen zu können.

²⁾ Zum Namen - Peuckert 323.

62 f.; Müller, Uri 1, 205; Heyl, Tirol 644) auf. Deswegen wohl auch zählt man sie unter die braunen und schwarzen Leute (Sieber, Harzland 139), Kroaten und Slovaken (Pröhle, Unterharz 193).

Aber unter dem unscheinbaren Gewand birgt sich ein ganzer Kerl. Venediger können zaubern, beschwören¹⁾; besser und aussichtsreicher noch als die fahrenden Schüler, mit denen ihr Aussehen und ihr Leben sonst übereinstimmt, so daß man fahrende Schüler wohl den Venedigern gleichsetzt (Kuoni, St. Gallen 89. 147. 201; Heyl, Tirol 98; Winter, Schatzsage 73). Sie haben zu Venedig in der schwarzen Schule des Teufels studiert (Heyl, Tirol 96. 98; Alpenburg 255. 273; ZföVk. 4, 234), und heißen bei uns Siebenkünstler (Pröhle, Unterharz 190). Im Alpenländischen zählt man sie, wie in Mitteldeutschland, unter die Zauberer schlechthin (vgl. etwa Luck, Rhät. Alpensagen 72; Kuoni, St. Gallen 239; Herzog, Schweizernsagen 1, 137 f.; Alpenburg, Tirol 426; vgl. Zau- nert, Rheinland 2, 168). Vor allem besitzen sie den Berg- oder Sichtspiegel (oft, z. B. Heyl, Tirol 96. 387); in neueren Sagen ist daraus eine Zauberlaterne (Graber, Kärnten 230 f.), Zauberbrille (Graber 233) geworden. Mit diesem Bergspiegel vermögen sie ins Innere der Berge zu schauen (Kuoni, St. Gallen 196. 201). Weiter vermag er ihnen zu zeigen, was irgendwo in Deutschland vorgeht, während sie in Venedig weilen (Kuoni, St. Gallen 134; Herzog, Schweizernsagen 1, 138 f.; 2, 128; Sieber, Harzland 147). Den Bergspiegel besitzen die mitteldeutschen Venediger auch (Sieber, Harzland 144; Pröhle, Unterharz 191). Und außer ihm die Wünschelrute (Witzschel, Thüringen 69 = Quensel, Thüringen 111; vgl. Mailly Friaul 55). Seltsamer ist, was Dahn in Bayern hörte: Ein welscher Hausierer verspüre ein Zucken in den Gliedern, wenn er über einen vergrabenen Schatz geht (ZfdMyth. 4, 11). Der Spiegel ist auch ein Instrument, durch das Venediger zauberische Wirkungen ausüben können. Nicht nur, daß sie in ihm dem Alpenbauern die Heimat (Zingerle, Sagen 70 f.; Herzog, Schweizernsagen 1, 138 f.), Stall und Besitz erscheinen machen; es braucht nur einen Schuß gegen den Spiegel, um von Venedig her dem Bauern die beste Kuh, ja diesen selbst zu töten (Graber 227. 228. 230 f.; wohl

¹⁾ Nur in der Grafschaft Ravensberg erscheint ein Venezianer als Schatzschwindler, der einen Schatz durch Beten erscheinen machen will: Firmenich 1, 279 f.

auch Zingerle, Sagen 70 f.). Vor allem aber zeigt er das Inwendige der Berge an (Sieber, Harzland 143 f.).

Das Gold, das die Venediger holen, ist flüssig, tropft aus den Adern der Gesteine (Henne am Rhyn 297); so brauchen sie nur ein Krügel unterzusetzen, um es nach einiger Zeit voll abzuholen (Fient, Praettigau 234; Kuoni, St. Gallen 31. 55. 70. 109. 134 f. 136. 194; Henne am Rhyn 297; Zingerle, Sagen 70. 107; Heyl, Tirol 100. 162. 631 f. 642. 714). Goldführende Quellen, die sie aufsuchen, sind überall bekannt (z. B. Alpenburg, Tirol 406; Henne am Rhyn 296; Sieber, Harzland 139); andere wieder tragen Perlen (Peuckert 285; Pröhle, Harz 47 f.), Goldsand (Zingerle, Sagen 244; 71; Heyl, Tirol 645. 715; ZfdPhil. 6, 302; Graber, Kärnten 227. 229; Sieber, Harzland 139; Sieber, Sachsen 74; Quensel 112; Peuckert 285); den waschen sie aus und tragen ihn fort. Zuweilen auch versetzen sie, um sich zu rächen, das Gold (Sieber, Harzland 139; Quensel 111; vgl. Graber, Kärnten 233). Das fließende Gold gerinnt im Krüge oder Becken zu einem Goldklumpen, der wächst, bis ihn das Männel holt (Graber 232; vgl. auch oben zum Krügel). In Mitteldeutschland wieder wird erzählt, daß das Gold wachse, und daß die Fremden kommen, wenn's zeitig und reif geworden ist (Sieber, Sachsen 112 = Meiche 1099; Sieber, Harzland 140 f.; Quensel 111). Sie waschen das Gold, d. h. gewinnen es mittels des Sichertrögels; das haben die Schweizer mißverstanden und glauben, sie wüschten in den goldhaltigen Quellen Lappen, die sich mit Gold vollsaugten (Jegerlehner, Oberwallis 198 f.). Hört man im Harz von einem silbernen Krug, gefüllt mit goldenen Dukaten, den die Venediger schenken (Pröhle, Harz 44), so wird man unschwer darin den Krug mit goldenem Inhalt erkennen, von dem die alpenländischen Sagen wissen. Daneben wird in beiden Gebieten erzählt, sie trügen das Gold in Beuteln oder Säcken fort (Jegerlehner, Oberwallis 75 N. 1; Müller, Uri 1, 202 ff. 206; Kuoni, St. Gallen 135. 194. 203. 238. 267; Herzog, Schweizer-sagen 1, 89 f.; Heller, Höhlensagen unter der Enns 44; vgl. auch 76; Sieber, Harzland 139. 142; so auch Peuckert 285). Die Einheimischen erkennen es nicht; sie halten das Erz für taubes Gestein (Kühnau 2162. 2164; Sieber, Sachsen 73; Pröhle, Unterharz 190). Darum geht hier wie dort der Spruch, der Bauer werfe den Stein nach einer Kuh, der mehr wert sei als die Kuh (Müller,

Uri 1, 202; Kuoni, St. Gallen 55. 196; Henne am Rhyn 295. 296; ZfdPhil. 6, 302; Zingerle, Sagen 70; Heyl, Tirol 641; Caspar Bruschi in der „Gründl. Beschreib. des Fichtelbergs“ 1542, bei Ludwig Zapf, Der Sagenkreis des Fichtelgebirgs, 1912, 99; Schönwerth, Oberpfalz 2, 238; Pröhle, Unterharz 190; Quensel, Thüringen 110; Winter, Schatzsage 73; Peuckert 284 f.; Kühnau, Mittelschles. Sagen 191).

Durch Zaubersprüche und Beschwörungen öffnen Venediger den Berg (Graber 234. 237 f.; Pröhle, Unterharz 125; Kühnau 2168, III. IV; beschwören die schatzhütenden Berggeister: Heller, Höhlensagen unter d. Enns 72). Die Eingeborenen, von denen sie sich führen lassen (Graber 235 f.; Peuckert 285), oder von denen sie belauert und überrascht worden sind, werden gewöhnlich bedroht, erhalten dann aber von ihrem Golde; nur müssen sie Schweigen geloben (Müller, Uri 1, 203 f.; Graber 228 ff. 236 f.). Wer ihre Geheimnisse erlernt, den töten sie; das gilt im oberen Deutschland wie bei uns (Graber 227 ff.; Müller, Uri 1, 203 f.; Sieber, Sachsen 73 f.). Zuweilen stiehlt ihnen ein Senne von ihren Funden; aber wenn er das Erz verkaufen will, läuft er ihnen doch wieder in die Hände (Müller, Uri 1, 202 ff. 206; Graber, Kärnten 230 f. 232). Seltsam ist auch, wie sie zu ihren Schätzen gelangen; sie klettern Felswände hinauf (Kuoni, St. Gallen 109; Henne am Rhyn 297), benützen wohl auch eine papierne Leiter (Kuoni, St. Gallen 136), finden versetzte Stollen und haben unterirdische Wege (Witzschel 69 = Quensel 111); ja, gar von einem Gange vom Harz bis nach Venedig ist die Rede (Pröhle, Harz 111 f.; Sieber, Harzland 143).

Sonst aber ist ihnen eigentümlich, daß sie auf einem Bock (Kuoni 138; Peuckert 285), einem Drachen (Kuoni 203 ff.; Vonbun, Beitrag 118 f.), auf ihrem Mantel zu uns gefahren kommen (Kuoni 31; Kühnau 2164 = Peuckert 286). Im Nu entrücken sie ihre Freunde und bringen sie eben so schnell zurück (Pröhle, Unterharz 189 f. 190. 191. 191 f.); im Morgenbrotstale wasch ich mich, und in Venedigen drög ich mich, sagt jener im Harze. Oft auch schläft einer dort ein und wacht hier auf (Müller, Uri 1, 204 ff.; Herzog, Schweizer sagen 2, 128; Pröhle, Unterharz 189 f. 190. 191 f.). Den Schweizern eigentümlich ist eine Sage, nach welcher der Besucher in einem Zimmer die ganze Nacht herumspazieren muß und früh

zu Hause erwacht; oder er öffnet die Kammertür, springt — und springt in die Stube daheim (Müller, Uri 1, 205. 207. 204); im Harz geschieht dergleichen Entrückung zuweilen, nachdem der Deutsche mit ihnen aß oder trank (Pröhle, Unterharz 189 f. 190. 191). Sie fahren nicht nur auf einem Drachen; sie bannen auch die Drachen, welche das Gold bewachen (Luck, Rhätische Alpen-sagen 44). Verblaßt erscheint auch diese Sage im Harz: da wird von einem Venediger berichtet, der eine ungeheure Schlange erscheinen läßt, die ihren Kopf durchs Fenster steckt (Pröhle, Harz 45 f.; Sieber, Harzland 144; vgl. auch die Beschwörung des Dra-chens: Quensel, Thüringen 111 f.).

In ihrer Heimat, der Wunderstadt, sind die Venediger recht hohe Herren; sie wohnen in stolzen Palästen (ZfdPhil. 6, 302; Heyl, Tirol 644; Zingerle, Sagen 72; Müller, Uri 1, 207. 203 f.; Jecklin 3, 62 f.; Kuoni 55. 137; Quensel, Thüringen 112 ff.; Sieber, Sachsen 74 f.; Sieber, Harzland 144 ff.; Kühnau 2163); die Straßen sind mit Talern gepflastert (Kuoni 55; Henne am Rhyn 297; Pröhle, Unterharz 191). Wer sie besucht, dem schenken sie von ihren Schätzen; am meisten Geld (Müller, Uri 1, 204; Zingerle, Sagen 70 f.; Quensel, Thüringen 112 f.), wohl auch, wie einem Tiroler, silberne Teller (Zingerle, Sagen 72), oder, wie einem Sachsen, ein goldenes Lamm (Sieber, Sachsen 74 f.), und Harzern Tierfiguren (Sieber, Harzland 141 f. 145 f.; Pröhle, Unterharz 189 ff.). Häufig begegnet ein Gebirgler, sei er nun Schweizer oder Öster-reichisch-Schlesier, der unten Soldatendienste tut, einem Venediger, den er in seiner Heimat verlumpt getroffen hat, als stolzen Herrn. Der deutsche Töffel erkennt ihn dann natürlich nicht, bis jener sich in die Lumpenkleidung hüllt, die er in seinen Bergen trug (Herzog, Schweizer-sagen 2, 127 = Henne am Rhyn 297; Quensel 112; Meiche 1098; Kühnau 2167).

Fast alles, was wir aus unsern Venedigersagen kennen, be-gegnet auch in den Alpen. Nur eine Variante scheint Mittel-deutschland eigen zu sein: die, daß im Wirbelwind der mantelfahrende Venediger stecke, und daß der Knabe, der mit dem Messer in diesen Wirbel wirft, ihn treffen und verwunden muß (Kühnau 2163 = Peuckert 286, vgl. Peuckert 324 f.; Quensel, Thüringen 113; J. W. Wolf, Hessische Sagen 124; Schöppner 3, 120). Sonst aber stimmen unsere Sagen so mit den alpenländischen überein, wie

selten Sagen aus zwei getrennten Gebieten. Und wo sie variieren, da ist's leicht möglich, die alte Grundform herauszufinden.

Wo haben wir nun die Heimat für die Venedigersage zu suchen? Gehörte sie ursprünglich nach Ober- oder nach Mitteldeutschland?

Derjenige, der an die deutsche Herkunft der Sage glaubt — und man hat sie bis jetzt weder in den romanischen noch slavischen Gegenden nachweisen können —, wird sie natürlich aus Oberdeutschland einwandern lassen. Sind doch die mitteldeutschen Bergbauggebiete Teile des erst im Mittelalter kolonisierten Ostens. — Derjenige, der in dem Wort Venediger den Namen Venedig — sicher mit Recht — wiedererkennen will, wird sagen, daß für die Alpenländer die Wunderstadt in einer viel greifbareren Nähe lag als für den Riesengebirgler oder Harzer, daß also eine Entstehung dort leichter möglich war. — Derjenige aber, der bedenkt, daß die Venedigersage stets da auftaucht, wo wir Bergwerke finden — die mitteldeutschen im Harz, im Erzgebirge und in den schlesischen Bergen, die oberdeutschen in alpenländischen Fundgebiet —, glaubt darin, daß der Bergbau aus dem Oberdeutschen ins Mitteldeutsche eingewandert sei, einen Beweis dafür gefunden zu haben, daß mit den oberdeutschen Bergleuten die Sage gewandert sei. Aber es ist jetzt noch nicht möglich, eine bestimmte Vermutung vorzutragen, — weil es vorher notwendig ist, gründlicher alle Umstände zu erwägen.

*

Ehe das aber möglich ist, müssen wir über die zweite Gruppe des Sagenkomplexes, über die Walensage, zur Klarheit zu kommen suchen.

Eine derartige Untersuchung ist nicht sehr leicht. Wir kennen zwar eine Anzahl von Walenschriften, Walenwegweisern, Berg- oder Schieferbüchlein, wie sie auch heißen, aber die zeitliche Festlegung derselben soll noch erfolgen. Nur Schneider hat einen ernsthaften Versuch in dieser Hinsicht unternommen.

Den Anspruch, die zeitlich erste Walenschrift in Schlesien zu sein, erhebt die sogenannte „Wiener Erzbeschreibung“: *Libellus montium giganteorum Boemiae, Silesiae, Moraviae, Poloniae continentes thesaurus enarrans* des Jakob Johann Wenzel Dobrzensky

de Nigro ponte von 1680. Sie will die Abschrift eines ante trecentos annos geschriebenen Textes sein. Der Hinweis, daß sich ein Teil des Textes mit dem des Hermsdorfer Walenbüchels deckt, genügt, um diese narratio in deren Nähe, das heißt ins 17. Jahrhundert herabzurücken.

Ins 15. Jahrhundert, genauer auf 1456 will der Bericht von einer Walenfahrt gehören, der uns von Schwenckfeld 1601 und von Schickfus 1690 im Auszug geboten wird. Wir finden diesen Bericht in Nicol Orlers Regierbrief von 1656, wie in dem sogenannten Trautenauer Walenwegweiser wieder. Er ist im Ausgang des 16. Jahrhunderts entstanden und schaltet damit auch aus.

Es bleibt als in das 15. Jahrhundert gehörig noch eine dritte Walenschrift: die Breslauer Handschrift, die dem Antonius Wale zugeschrieben wird. Von ihr als der tatsächlich ältesten ist etwas ausführlicher zu sprechen.

Die Handschrift liegt auf der Breslauer Stadtbibliothek. Wutke beschreibt sie¹⁾ als schwer lesbar und mitunter ganz verlöscht. Sie stammt der Hand nach aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Karl Schneider in Hohenelbe hat einen Teil des Textes auf seine sprachliche Herkunft hin untersucht, und er bemerkt: Stammt die Schrift der Wortbildung nach unzweifelhaft aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, so ist ebenso sicher, daß der Verfasser des Textes ein Deutscher, und zwar aller Vermutung nach ein deutscher Schlesier war. Erst eine spätere Zeit mag als Verfasser jenen Breslauer Kaufmann und Salzpächter Antonius von Florenz genannt haben, um auf diese Art größere Glaubwürdigkeit für sich zu gewinnen. Dieser Antonio von Medici, der ein geborener Florentiner und Breslauer Bürger ist, der in dieser Stadt Haus, Hof und Bürgerrecht errungen hat, hat kaum etwas mit dieser Handschrift zu tun. Gerade deshalb, weil dieser Antonius von Medici auch Laupner gewesen ist, also Gewerke war, muß er gewußt haben, daß das Erzsuchen und das unbefugte Goldwaschen — und ein solches ist die Schatzgräberei — verboten war. Sein Reichtum, durch kaufmännische Geschicklichkeit erworben, mag dem mystischen Zug der Zeit Anlaß gegeben haben,

¹⁾ Konrad Wutke, Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen, 1900 = Codex diplomaticus Silesiae XX, 87; eine Seite der Handschrift ist im Wandrer aus dem Riesengebirge 1929, 116 wiedergegeben worden.

Antonius mit solchen Dingen in Verbindung zu bringen; der Verfasser der Handschrift aber wollte wohl durch diesen Namen seinen Angaben größeren Nachdruck verleihen¹⁾.

Ich möchte meine Bemerkungen zu Datierungsversuchen erst machen, nachdem ich auf den angeblichen Autor Antonius Wale eingegangen bin. — Wie eben festgestellt, hat sich Karl Schneider gegen ihn ausgesprochen; es sei aus sprachlichen Gründen unmöglich, dies gute Schlesisch einem Italiener zuzuschreiben. Bis Schneider aber hielt man einen Antonius von Medici für den Autor. Dieser Antonius hat 1410 Erlaubnis erhalten, sich in Breslau als Wechsler niederzulassen; 1418 wird er Vorsteher der Krakauer Bergwerke und siedelt 1429 dorthin über. 1436 gerät er in Vermögensverfall und wird 1439 verbannt. All diese Daten sind aus den Breslauer Signaturbüchern²⁾ gewonnen, und haben demgemäß mit unserem Schriftchen vorläufig nichts zu tun. — Was sagt nun aber die Breslauer Handschrift selbst über ihren Autor aus?

Das Buch besteht aus fünf besonderen Stücken. Von diesen hat das erste die Überschrift: Das ist eyn register op der Meysen grund, — das nächste: Sequitur aliud certissimum registerum, — das dritte: Item eyn andir register, daz do gut ist czu der Obentrotis borgk usw. Also, es stehen lauter gleichwertige Stücke nebeneinander: fünf einzelne Register, die miteinander nichts zu tun haben. Das erste gehört in die Zittauer Umgegend, das zweite geht von Hirschberg aus, nennt aber Hirschberg nicht, sondern das Molkenschloß, das dritte führt von Hirschberg nach der Abendburg — und schon dieses Nebeneinander Molkenschloß Hirschberg zeigt, daß hier zwei Stücke verschiedener Herkunft vorliegen —, das vierte nennt durcheinander goldfündige Orte von Schlesien bis zum Fichtelgebirge, das fünfte weist auf Reichenbach, Silberberg und Österreich-Schlesien. Wir haben eine Sammelhandschrift von Walenwegweisern vor uns.

Der erste dieser Wegweiser fängt nun an: In dem namen gotis amen. Ich Anthonius Wale vormelde gote zcu lobe . . . usw. Dieser Anfang gehört dem ersten Register an und ist nicht Über-

¹⁾ Karl Schneider, Die Walen im Riesengebirge: Mittl. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 60 (1922), 276 ff.

²⁾ Vgl. den Auszug bei Wutke 87; Ztsch. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 6, 350 ff.; 7, 176. 345 ff.; 8, 438 ff.; 9, 173 ff.

schrift für das Ganze, hat also mit den andern Registern nichts zu tun. Der Name des Antonius, der im ersten Register noch zweimal erscheint, taucht in den andern vier Stücken nicht wieder auf. Diese gehören dem Antonius nicht an. Im Gegenteil: das fünfte Register schließt: Procopius Hoberg hot mir daz register gegeben, der hot is versucht. Dieser Procopius Hoberg gehört, wie sich erweist, nach Österreich-Schlesien. Er ist dort in dem Berge, dem Spitzenstein gewesen, und hot gesagit, daz mancherley genge dorynne seyn; und yn dem berge ist eyn flis, wer sich doreyn wogen welde und erbitten (arbeiten), her funde alzo ich gesagt habe.

Trotzdem kann man auch wieder nicht sagen, daß dieser Prokopius Hoberg das 5. Register verfaßte, denn dessen Autor berichtet in der Ich-Form: ich habe das und das gesehen, erprobt; Hoberg hat dieses Register mir gegeben. Es liegt demnach hier eine Bearbeitung des Hobergschen Registers vor.

Das wäre, was ein erster Blick auf diese Schrift ergibt. Es fragt sich, ob andere Beobachtungen das eben gewonnene Ergebnis bestätigen können. Ich möchte auf das Sprachliche nicht näher eingehen, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß sich der erste Wegweiser auch darin von den vier anderen abhebt. Man kann das etwa am Gebrauch der Silbe -lein in den Diminutiven erkennen. Der erste Wegweiser braucht da in wenigen aufeinander folgenden Sätzen Schöberlein, Berglein, Wässerlein, Goldelein: Wyl abir do ymant zcu dem Schöberleyn gehen, so gehe dese halbe dy rothe heyde und sich den Tolenstein an zcu dem torme, und wen du wirst sehen zcu eynem fenstir eyn und zcu dem andern fenstir aus . . ., zo wirstu sehen eyn kleyn bergeleyn, doraus fleust eyn wesserleyn vorholen. Dorynne findestu kleyne goldeleyn. . . . Diese Häufung fällt deswegen besonders auf, weil in den andern Registern sich einzig wesserlein als Diminutivform findet. Aber davon ganz abgesehen, — ich wollte hier nicht so sehr auf das Sprachliche als auf den Stil der Wegweiser aufmerksam machen.

Zweierlei wird da deutlich. Zuerst einmal: daß sich der erste von den vier andern im ganzen Ton erheblich unterscheidet. Es heißt im letzten etwa: Wiltu aber off eynen seyffen gehen in das hohe gebirge, so froge von dem Reychensteyne off Fredebergk. Doselbist ist alleyn eyn wegk, dy III meylen off den

Goldensteyn. Wen du wirst komen bey III firtil wegis von Fredebergk, do seyn czwe glaselutten gewest. Dornoch ge abir I firtil wegis . . . Dornoch gehe obir den Bobinbergk, baz du komest an dy strosse, dy von Freyenwalde off den Guldynstein gehet, obirschreyt dy strosse und gehe den hohen bergk off, den du sist, de heysset der Kalebergk. Doselbist vindistu eynen steyg off deme berge. . . . Da ist doch eine Wegebeschreibung, wie das reale Leben sie erfordert, und die in ihren nüchternen Angaben als aller Phantasterei fern erscheint. Damit vergleiche man nun aber die Angaben des ersten: Sich den Tolenstein an zcu dem torme, und wen du wirst sehen zcu eynem fenstir eyn und zcu dem andern fenstir aus, zo sich dich unbe wol eynen armbrost schoss, zo wirstu sehen eyn kleyn bergeleyn. . . . Das ist ein Rat, wie man ihn wohl in Sagen findet, — man mag da an die von der Schatzhöhle hinter dem Kynast denken, die man an einer bestimmten Stellung der Türme zueinander erkennen kann¹⁾, der aber im wirklichen Leben wohl kaum gebräuchlich war. Oder man nehme die folgende Ortsangabe des ersten Registers: Wen ir durch daz Windgebirge komet, so wert ir finden den Palmsteyn, do ist angehauen en bischoff, so gehe denne off dy rechte hant keygen dem mittage wol eyn gewende, zo werdt dir zcukomen eyn grund, der ist nicht langk, do wirstu sehen off der hōe des grundis eynen bom, der ist also gestald und hot eynen ast gleychir weyse, alzo eyner hette eynen arm ausgestrocket. Do habe ich Anthonius Wale groß gut undir behaldin. — Das ist eine vollkommen phantastische Angabe, nach welcher niemand den Ort zu finden vermag.

Zu diesen Gründen seien noch die Angaben, welche die beiden Autoren der Wegweiser I und V über sich selber machen, zusammengestellt. V sagt von den Versuchen mit Reichensteiner Erzen, wovon dann noch zu reden ist: dobey bin ich gewest. So kunden sy nichtin me doraus gemachen wen weyssen kobold, dez ich denne manch stucke gehat habe. Hyrumme zo muß daz obin geschrebin bley dorbey seyn, alzo hot mir gar eyn alt gebawer zcu Schonewalde gesagit. Dann berichtet er, was ihm Procopius Hoberg sagte, und weiter vom Schacht am Ulmenberge bei Rotwasser; do habe ich ynne gesehin gedegin ☽, dy tzogen alzo eyn

¹⁾ Kühnau, Sagen. 2161.

gut messirucke. Das sind Berichte aus dem gelebten Leben. Das einzige, was phantastisch erscheinen mag, ist, was der Schreiber dieses fünften Berichtes von der Futzauche sagt: . . . zo findistu eyne wortzel, dy heyssit futzauche. Dy wurzel ist gestalt also eyne menschin hewt mit seynem antelitze und hot blettir rulnach zam wegebreyt, wen sy seyn gruner und wachsin hochir wen wegebreyt. Wor czu dy wurcz dinet, daz magistu irfaren. Wutke bemerkt dazu: als Wünschelrute. Ich glaube nicht, daß unser Anonymus hier an die Wünschelrute denkt; zu dieser verwendete man Haselzweige, nicht aber ein Kraut, das ja mit seiner Biegsamkeit gar nicht „angeben“ konnte. Ich würde in diesem Zusammenhange lieber an die Mondraute oder den Allermannsharnisch denken, obwohl auf beide die Beschreibung kaum stimmt. Der Name Futzauche erscheint als eine Zusammensetzung von fut und zauche zauke; fut = cunnus, vulva, zauke = Hündin, noch heut im Schlesischen; so daß wir auf einen Namen Hundsscham kämen¹⁾. Das ließe an eine Orchisart *Anacamptis*, Hundswurz, denken, deren Blätter tatsächlich an Wegebreitblätter erinnern, und die in Schlesien vorkommt²⁾. Ihre nächsten Verwandten sind *Aceras anthropophora*, in deren Namen schon die Menschenähnlichkeit angedeutet ist, und *Himantoglossum hircinum*, der man einen intensiven Bocksgeruch nachsagt. Das würde auch unsere Futzauche zu den Pflanzen stellen lassen, die geschlechtlich erregende Gerüche ausdünsten, wie ja die Orchisarten ganz allgemein unter die Aphrodisiaka gerechnet werden. Aber all dies — um wieder zum Thema zurückzukehren — ist nicht phantastisch, spielt nicht ins Unwahrscheinliche. Und damit ergäbe sich denn, daß der Autor von V in keinem Punkte als Fabulierer erscheint.

Ganz anders Anthonius Wale, der Schreiber des ersten Registers. Ich stelle auch hier die eignen „Erlebnisse“ zusammen: Ich Anthonius Wale vormelde gote zcu lobe manchem armen zcu trosste und meyner zele zcu seligkeyt, weme seyn mud hercze und begyr stehet noch gutte und noch ere, der froge noch eyner stad. . . . Dann folgt die eben vermerkte Stelle von jenem Baum, der einen

¹⁾ Aigremont, Volkserotik und Pflanzenwelt 2, 26 kennt diesen Namen für eine indische Pflanze, die dem Gliede eines Hundes ähneln soll, weiß aber von unserer Futzauche nichts.

²⁾ Aug. Garcke, Illustrierte Flora von Deutschland 1912²¹, 221.

Ast wie einen Arm wegreckt: do habe ich Anthonius Wale groß gut undir behaldin, daz sich wol mochtin ir hondirt von neren, weme is got bescheret hette. . . . Wen ich Anthonius Wale von den gnoden gotis gutis genugk habe an slossirn und an dorffern und darff seyn do nymme holen. — Das ist doch eine Sage, nicht nur wegen dessen, was über die Orte gesagt ist (das mag vielleicht noch hingehen), sondern was dieser Antonius von sich selbst berichtet. Er habe dort einen Schatz verborgen, den jeder finden kann, der diesen Wegweiser bekommt, und dem es Gott vergönnt. Er braucht ihn nicht; er hat an Schlössern und Dörfern genug, ja übergenug, er darf da nichts mehr holen. Niemand wird sagen wollen, daß dieser Wegweiser im täglichen Leben gegründet ist, daß diese Geschichte Tatsächliches berichtet. Der Schreiber dieses und der des fünften Registers können nicht ein und dieselbe Person gewesen sein.

Noch ein anderes. Nachdem dem ersten Wegweiser der Breslauer Walenschrift um seines Stiles willen eine besondere Stellung zugewiesen wurde, ist noch sein innerer Aufbau zu betrachten. Eine genaue Beobachtung ergibt, daß ein ursprünglicher Text erweitert worden ist, und zwar kann man nach der gewählten Anrede „du“ oder „ihr“ die Scheidung bequem vornehmen. Der einzige fragliche Satz „Wen ich Anthonius Wale von den gnoden gotis . . .“ wird durch die Erwähnung des Namens zum „Du“-text, wo die beiden andern Erwähnungen stehen, gewiesen. Ich gebe nun den ganzen Text und mache die Einschiebsel kenntlich:

Das ist eyn register op der Meysen grund; mercke is gar ebin.

In dem namen gotis amen. Ich Anthonius Wale vormelde gote zcu lobe manchem armen zcu trosste und meyner zeile zcu seligkeyt, weme seyn mud herze und begyr stehet noch gutte und noch ere, der froge noch eyner stad, dy heysset dy Sytte, und vorbas off eyn dorff, daz heyssit Waltirsdorff und Luckendorff und fort uff Furtisdorff unde gehe zcu dem Tolesteyne den wegk, der do get kegin Ruckirsdorff und von dem Tolinsteyne off dy hoe heyde durch eynen grund und der grund leyt keygen der cleynen heyde;

so gehe denne off dy rechte hant keygen dem mittage wol eyn gewende, zo werdt dor zcukomen eyn grund, der ist nicht langk, do wirstu sehen off der hoe des grundis eynen bom, der ist also gestald und hot eynen ast gleychir weyse, alzo eyner hette eynen arm ausgestracket, do habe ich Anthonius Wale gross gut undir behaldin, daz sich wol mochtin ir hondirt von neren, weme is got bescheret hette. Und stehet och yn dem grunde eyn bom, der ist geschaffin alzo eyn arnbrost flussel und do leyt och vil guttis undir begrabin.

Wen ich Anthonius Wale von den gnoden gotis gutis genugk habe an slossirn und an dorffern und darff seyn do nymme holen.

do wert ir gehen durch eyn fichtigk durch eyn Windgebirge. Und wen ir durch daz Windgebirge komet, so wert ir finden den Palmsteyn, do ist angehauen en bishoff,

Und so sullit ir den grund dirkennen bey eynem sulchin wortzeychin: ist daz daz ir dor eyn komt, zo sehe eyner den andern an, zo seyrt ir allir bloe gestald vor grossim gute und swefil; der do yn dem grunde ist, der wirt finden moes, alzo tyff daz her wil wenen, her welde dor ynne vorsincken. Zo tut das moss wegk mit den hendin und myt den fussin, zo wert ir finden eynen weyssen sant und yn dem weyssen sande wol eyner halben elen tyff, zo wert ir finden perlin, alzo dy erbis gross, und gold, alzo dy snelle keulen lengelicht, und daz ist daz rechte wortzeychen. Und der grund ist geschaffin ader gestald alzo eyn schiff.

Wyl abir do ymant zcu dem Schöberlein gehen, so gehe deshalbe dy rothe heyde und sich den Tolenstein an zcu dem torme, und wen du wirst sehen zcu eynem fenstir eyn und zcu dem andern fenstir aus, zo sich dich umbe wol ey-

*nen armbrost schoss, zo wirstu sehen
eyn kleyn bergeleyn, dorauss fleust eyn
wesserleyn vorholen. Dorynne findestu
kleyne goldeleyn, alzo dy wicken gross,
alzo daz du sy magist mit gusseln ge-
räuffin, und seyn och in dem flosse forel-
len und golt, daz weschsit alzo dy finger
und stehet dy forn.*

Und wer do hen gehen wil adir suchen,
der sal sich alzo dorczu bereytin, daz
her alle recht tuhen sal gleycher weyse,
alzo eyner sterbin sulde, und sal II tage
fastin zcu wasser und zcu brothe, ehe
her gehen wil und yn dem dritten tage
gehe her yn dem namen des almechti-
gin gotis,

wen dy do metenandir gehen wellin, dy
sullin en andir gleuben und getrauen
und gewer seyn, zo wirt sy der alle-
mechtige got berotin und irhoren.

Daß diese Scheidung des Textes den rechten Zustand wieder herstellt, erweist sich aus dem Satze „Wen ich Anthonius Wale von den gnoden gotis . . .“, dessen „wen“ bisher sinnlos war, denn es bezog sich ja auf den Satz, daß der Grund wie ein Schiff gestaltet sei, — das aber durch den Anschluß an die Nachricht von dem Baum, unter dem auch viel Gut begraben sei, sofort seinen Sinn bekommt. Warum hat er dort alles vergraben: denn (weil) ich genug habe. Schließlich ist eine dritte Hand noch abzuschneiden, die Stelle „Wyl abir do ymant zcu dem Schöberlein . . . und stehet dy forn“. Ihre sprachliche Eigentümlichkeit — sie ist durch eine auffällige Häufung der -lein-Diminutive charakterisiert — berechtigt wohl dazu. Wir würden demnach folgendes Bild von der Entstehung des Textes erhalten: Urschrift des Anthonius, die Ihr-Stellen und endlich das -lein-Stück.

Was geht nun aus allem hervor? Wir haben sozusagen den Ur-Antonius erhalten, den ersten Zustand dieser Schrift. In diesem aber — und das scheint mir das wichtigste — ist nirgend die Rede von irgendwelchen Goldfunden oder Erzen. Antonius erzählt, er habe unter dem Baum mit ausgestrecktem Arm einen Schatz behaldin. Und er berichtet von einem zweiten Baum, do leytt och vil guttis undir begrabin. Begraben liegt selbstverständlich dort

nicht Berg- oder Seiffengold, sondern nochmal ein Schatz. Antonius hat sie dort vertan, weil er so reich ist, daß er ihrer nicht mehr bedarf. Der Wegweiser des Antonius ist also ein Wegweiser zu den von ihm vergrabenen Schätzen.

Ist das der Fall, dann wird auch der Schlußsatz „Und wer do hen gehen wil adir suchen . . .“ bis „yn dem namen des almechtigin gotis“ verständlich. Warum soll sich da einer bereiten, als ob er sterben sollte? Weil die vergrabenen Schätze vom Teufel besessen werden. Und weil sich der, der unvorsichtig nach ihnen gräbt, in dessen Gewalt begibt. Will er mit heiler Haut nach Hause kommen, dann muß er sündlos sein, gebeichtet haben.

Und nun fällt auch ein Licht auf diesen Antonius Wale. Er ist kein Goldsucher in deutschen Landen, für den man ihn genommen hat. Die späteren Walenvorstellungen passen noch nicht auf ihn. Er ist ein reicher Italiener, hat Schlösser und Dörfer genug, und hat in diesem einsamen Grund das, was er übrig hatte an Schätzen, verborgen und vergraben. Welcher historische Name dahinter aufscheint, ist schwer zu sagen. Der Breslauer Antonius von Medici? Vielleicht. Die sagenhaft reichen Medici in Florenz? Vielleicht. Irgendein Kuttenbergischer Münzherr, wie man vermutet hat? Vielleicht. Wer kann ermessen, an wen der unbekannte Schreiber dachte, der diesen Bericht verfaßte?

*

Wenn es uns nicht gelingen will, diesen Anthonius Wale zu fassen, wenn sein Brief sich als Nachricht von einem vergrabenen Schatz erweist, dann wird man um so eher versuchen müssen, dem Autor unseres fünften Registers nachzugehen. Vielleicht, daß uns auf diesem Wege ein sicherer Boden unter die Füße kommt. Die Annahme liegt ja nahe, weil sich vorhin erwies, daß er sich nicht in das Phantastische verlor, sondern daß er mit beiden Füßen im wirklichen Leben stand.

Der Autor dieses Registers gibt vorerst einmal zu, daß es nicht von ihm sei: Procopius hot mir daz register gegeben, der hot is versucht. Auf diesen Procopius geht also alles zurück, was uns im fünften Wegweiser geboten wird; — natürlich von den Bemerkungen abgesehen, die die persönlichen Erfahrungen des „letzten Schreibers“, von denen vorhin bereits die Rede war, bezeugen.

Wer dieser Procopius war, wird auch gesagt: Von Freywalde vorbas off den Spitzenstein, der ist eyne meyle. Do von wiltu yn den bergk gehen, do findistu wol ebentewre von ☽ und ☾. Wiltu is andirss wegen, der bergk ist ynnewig gar mancher hande. Wiltu is allis irvaren, das stet zcu dir selbe, wen mir hot Procopius Hoberg gesagit, der in dem berge gewest ist, daz mancherley genge dorynne seyn; und yn dem berge ist eyn flis, wer sich doreyn wogen welde und erbitten, her funde alzo ich gesagt habe. Unde wer do vorbaz ober daz flis gyngye yn dem berge und welde is wogen, der funde, daz her eyn grosser herre mochte werden, zo is got gebin wolde. Her hot mir och gesagit, daz eyn doctur is geebintewrit hot, der hot grosse schatzze irworbin. Da dieser Procopius Hoberg so gut Bescheid am Spitzenstein bei Freiwaldau weiß — auch weiß, daß einmal ein Doktor darinnen war — dürfen wir ihn als einen Gold- und Erzsucher aus dem Freiwaldau-Reichensteiner Gebirge ansehen.

Wieder, wie schon vorhin, gelingt uns hier ein Blick in eine Zeit vor den Aufzeichnungen. Da ist ein Doktor, der in den hohlen Spitzstein gegangen ist und große Schätze in ihm gefunden hat. Da ist Prokopius Hoberg, der auch nach Schätzen in unterirdischen Räumen sucht. Wieder begegnen wir hier der Sage. Das Fließ im Berge, daß man erst überschreiten muß, um zu den Schätzen zu gelangen, — in wieviel Schatzsagen kommt es nicht vor?! Und wer hineingeht, wagt etwas und kommt vielleicht nicht wieder heraus.

Schatzsucher in den Bergen sind es, von denen hier gesprochen wird.

Prokopius Hoberg steht an der Grenze. Er ist nicht mehr der Namenlose, der keine Spur mehr hinterlassen hat; von ihm gibt es ein Register. Es ist an den Verfasser des fünften Wegweisers übergegangen. Und es ist unsere Aufgabe, es wieder aus dessen Bericht herauszulösen. Die Aufgabe ist nicht so einfach wie die von vorhin und kann nur ungefähr gelingen, indem man alle Ich-Berichte fortnimmt, das bloße Register stehen läßt.

Von der Sweydenitzz froge off Reychenbach, dornoch hald dich an daz gebirge off dy rechte hand czu eynem dorffe, daz heysit dy Bele und dornoch

off Lampirdorff, dornoch off Schonevalde. Doselbist gehe czu dem ende off, do ist eyn wegk obir den Silberberg. Do findistu an der strosse gedegin bley alzo dy bonen und alzo dy erbis grosser und kleiner. Und an dem berge neben der strosse off dy lincke hant, do ist ein lettich bergk, do findistu och yn deme lettich sulch bley gedegin, alzo oben ist geschrebin. Wiltu denne off gesteyne gehen, so kere wedir zeurucke durch das dorff Schonewalde, baz du kommest keyn Franckenstein. Doselbist gehe czu dem Bresselichen tore aus und froge noch dem Commerberge, der ist III firtil wegis davon von Franckenteyn. Do findistu mancherlei edilgesteyne. Gehe aber weder off Franckenstein und froge off den Reycheinsteyn; doselbist findistu golt slacken und silber slacken manch tausend fudir. Wes du ir genissen kanst noch deiner kunst, daz thu.

Wiltu aber off eynen seyffen gehen in das hoche gebirge, so froge von dem Reychensteyne off Fredebergk. Doselbist ist alleyne eyn wegk, dy III meyllen off den Goldensteyn. Wen du wirst komen bey III firtil wegis von Fredebergk, do seyn czwe glasehutten gewest. Dornoch ge abir I firtil wegis und sich dich denne umbe off beyde seyten, zo findistu eyne wortzel, dy heysst futzauche.

Ouch wirstu wol undirweysit werdin, waz man do geerbit hot vor der hussirey, mit dem obingeschriebenen bley unde mit dem ertcz doselbist. So dy beyde nedir legin, so taug daz Reychensteyner ertcz ane daz bley nicht, wen is ist vilmol vorsucht, dobey ich bin gewest. So kunden sy nichtin me doraus gemachen wen weyssin kobold, dez ich denne manch stucke gehat habe. Hyrumme zo muß daz obin geschrebin bley dorbey seyn, alzo hot mir gar eyn alt gebawer czu Schonewalde gesagit.

Dy wurzel ist gestald alzo eyn menschin bewt mit seynem antelitze und hot blettir rulnach zam wegebreyt, wen sy seyn gruner und waschsin hochir wen wegebreyt. Worczu die wurcz dinet, daz magistu irfaren.

(Textausfall nach: irfaren?)

Dornoch gehe obir den Bobinbergk, baz du komest an dy strosse, dy von Freyenwalde off den Guldinsteyn gehet, obirschreyt dy strosse und gehe den hohen bergk off, den du sist, de heyset der Kalebergk. Doselbist vindistu eyne steyg off deme berge. Deme gehe noch, bis daz du en vorlewsist. Dornoch hald dich en wenig beyn dem mittage, baz du vor dir sist eyne steyn rucke, dornoch vor dir abir eyne. Gehe denne vorbas bergkabe off dy rechte hant eyn gewende abir III, zo kommest du czu eynem seyffen, der get yn den mittag. Doselbist findistu swartze gesteyne ynne, dy seyn lengelicht und eclicht; und wenn du sy czuslest, zo seyn si ynnewigk braun alz eyn scharlach und sy seyn swer und herte, und ich helde, is sey recht rebenisch. Daz magistu vorsuchen, waz is getragin magk. Denne kere wedir umbe, bis du kommest baz an dy strosse, so gehe doselbist keyn Freyenwalde. Von Freyenwalde vorbas off den Spitzzenstein, der ist eyne meyle. Do von wiltu yn den bergk gehen, do findistu wol ebentewre von ☽ und ☉.

Von dem Spitzzensteyne hostu noch eyn firtil wegis keyn Sawpisdorff; do froge noch dem Ylmenberge bey dem Rorinwasser gelegin, do findestu eyne vier-eckichten schacht, den dy meteburger czu der Neisse heben geerbit und worden nicht eyne und lissin en legin.

Wiltu is andirss wegen, der bergk ist ynnewig gar mancher hande. Wiltu is allis irvaren . . . bis . . . irworbin. Vgl. oben.

Do habe ich ynne geschin gedegin ☽, dy tezogen alzo eyn gut messirrucke. Wer do erbeyten welde, der hette den

So ge denne vor bas off dy Weydenaw
aus deme gebirge, wo du wilt, und dyne
dem almechtigen gote.

willen des herren von dem Caldensteyne,
der leyt en firtil wegis dorvon.

Procopius hot mir daz register gegeben,
der hot is vorsucht.

So unsicher die Zuteilung von manchen Sätzen ist, läßt sich doch des Prokopius Register in großen Zügen wiederherstellen. Ich halte deswegen einen solchen Versuch für wichtig, weil uns hier — nach dem Schatzbericht jenes Antonius Wale — der erste Wegweiser überhaupt begegnet. Wir haben kein älteres Register als dieses.

Was lehrt es uns nun über Prokopius Hoberg? Es ist ein Mann, der das Gebirge von Reichenbach und Schönwalde bis Weidenau kannte. Der wußte, wo man gediegen Blei, und wo man Edelsteine fand. Der auch den Weg zu einem Seiffen angeben konnte, und meldete, was man in diesem fand. Dabei gebraucht er termini technici, wie sie uns in den späteren Schriften wieder begegnen. Daneben wußte er von andern Raritäten Auskunft zu geben, wie von der wunderlichen Futzauche. Man könnte — mit einem Ausdruck des 17. Jahrhunderts — von einem (Kunst- und) Wunderbuche sprechen, das hier vorliegt, und das nun einem Mann gegeben wurde, der es benützte und umschrieb. Was für ein Mann war dieser Bearbeiter, der nach dem Vorgange des Prokopius die Gegend durchspürte und sich mit ihm anfreundete? Wenn ihm die Ich-Berichte, wie anzunehmen ist, gehören, dann kann man sein Bild zeichnen. Er schreibt:

In Reychnsteyn findistu golt slacken und silber slacken manch tausend fudir. Wes du ir genissen kanst noch deiner kunst, daz thu. Ouch wirstu wol undirweysit werdin, waz man do geerbit hot vor der hussirey, mit dem obingeschrebenen bley unde mit deme ertcz doselbist. So dy beyde nedir legin, so taug das Reychnsteyner ertcz ane daz bley nicht, wen is ist vilmol vorsucht, dobey ich bin gewest. So kunden sy nichtin me doraus gemachen wen weyssin kobold; dez ich denne manch stucke gehat habe. Hyrumme zo muß daz obin geschrebin bley dorbey seyn, alzo hot mir gar eyn alt gebawer zcu Schonewalde gesagit. — Also der Mann, der das berichtet, weiß wie man Erze verhüttet. Den Reichensteinern

ist die Methode¹⁾ durch den Hussitenkrieg verloren gegangen; nun stellt man allerhand Versuche an, und der Autor ist selbst dabei; aber man kann nur einen wertlosen Kobalt gewinnen, des der Autor manch Stück besessen hat. Ein alter Gebauer — das hat hier wohl den Sinn, Erzbauender, Bergmann — hat einzig das Wissen um die notwendige Methode bewahrt.

Bedenkt man, daß in diesen Zeiten der Bergmann zugleich die Erze aufzubereiten hatte, — ein Blick in eins der vielen Bergbücher des 16. Jahrhunderts belehrt darüber zur Genüge, — dann wird man ohne Bedenken den Autor als einen Bergmann ansprechen. Es kommt hier alles zusammen, was für den Bergmann charakteristisch ist: Kenntnis der Erze und Kenntnis ihrer Aufbereitung. Ein wandernder Bergmann wird das geschrieben haben. Einer, der aufmerksam die Reichensteiner und österreichisch-schlesische Gegend durchstreift, auf alles achtet, die Erden und Steine unterwegs prüft, selbst in verlassene Stollen einfährt: am Ylmenberge bey dem Rotinwasser, do findestu eynen viereckichten schacht, den dy meteburger czu der Neisse haben geerbit und worden nicht eyne und lissin en legin. Do habe ich ynne gesehin gedegin Silber, dy tczogen (Adern) also eyn gut messirrucke; ein wandernder Bergmann, der überall die Sachverständigen zu finden weiß, so jenen alten Gebauer von Schonewalde, so jenen Prokopius Hoberg; ein wandernder Bergmann, der bei der Kunst vorspricht, wie andere wandernde Handwerker auch, und den man wohl um einen guten Rat angelit; einer der sich umsieht, und alles prüft: Wer do erbeyten welde, der hette den willen des herren von dem Caldensteyne.

Das ist die neue Stufe in diesen Überlieferungen, die erste uns völlig greifbare. Nach jenem Schreiben von den vergrabenen Schätzen Anthonii Wale, und nach dem Wunderbrief des Hoberg begegnet uns nun der bergverständige Mann, der nicht von irgendwelchen phantastischen Dingen, sondern von seinen bergbaulichen Interessen sich leiten läßt.

*

Halten die andern Stücke des Breslauer Walenbuches dem stand? Wurden sie auch von Bergleuten geschrieben? Oder was lehren sie über die Männer, die sie verfaßten?

¹⁾ Zu ihr: Petrus Albinus, Meißnische Bergk Chronica 1590, 71.

Das zweite und vierte Register des Breslauer Walenbuchs ist leider für solche Feststellungen zu unergiebig; das eine wie das andere umfaßt nur wenige Zeilen. Das dritte gibt etwas mehr. Es ist der Wegweiser auf die Abendburg, von allen fünf Registern am häufigsten benützt und am bekanntesten geworden. (Für dieses vor allem hat man den Breslauer Antonius Medici als Autor angenommen, aus der romantischen Vorstellung heraus, er sei nach seinem Vermögensverfall ins schlesische Gebirge gefahren und habe durch dessen Schätze wieder einbringen wollen, was er verloren hatte.)

Es ist ein unbeholfen geschriebener Wegweiser von Hischberg und Seiferschau zur Glashütte am Weißwasser in Schreiberhau, und weiter von dort hinauf ins wilde Gebirge. Bereits am Weißbach findistu zcu waschen golt und ametissten, alzo vil alz du wilt. Item wiltu nicht waschen, so gehe weiter zum Gabelstein, der heute noch hinter der Gebertbaude an der Bahnstrecke nach Jakobsthal zu finden ist. Gangk der gabil noch IX schrete, zo vindistu eyn wesserleyn, daz fleust vorholin undir deme mosse, zo lege dich nedir off dy seyte, zo wirstu horen daz wasser clyngen, zo hebe off daz moss, zo findistu golt alzo dy gledir gross und och kleynere. Wieder an einem Floß, das in den Zacken fällt, den Berg hinauf, do versuche dy steyne mit eyner keylhawe, zo sint etzliche bemost, ynne wingk sind sy pur golt. Endlich am Stein mit den sieben Ecken, der off der mittil des bergis steht, nicht also in Schreiberhau, wie Cogho glaubte¹⁾, findistu, was du begerest, ebenso an der Obentrotis borgk am Tor. Wies freilich mit diesem Golde steht, wird nicht ganz klar; er schließt: item mercke yn der quatuor tempora ist daz gut freye off dem hause, und das klingt wieder ganz an die Nachrichten von irgendwelchen vertanen Schätzen an, die in den Quaternern offen da liegen und greifbar sind. Ganz sicher kann man das nun aber auch wieder nicht behaupten, denn vorher ist die Rede davon, ap daz gut fertig ist adir nicht. Das kann man ebensogut von Schätzen, die blühen oder nach oben wachsen, wie von der Walen Waschgold ansagen.

Was setzt nun diese Erzbeschreibung für einen Mann voraus? Er kannte die Gegend, so viel steht fest; aber er konnte sie

¹⁾ Kühnau, Sagen 2160 Anm.

nicht so klar und eindeutig beschreiben wie jener Hoberg im fünften Register. Ich weiß in dieser Gegend recht gut Bescheid, aber nach den Angaben des dritten Registers würde ich sicher die Abendburg nicht finden. Wiltu abir zcu der borgk, zo gehe weder zcu dem (Gabel) steyne und steygk umben den steyn und sich keygen den obindgange der sonne. Sistu nicht, daz du dich magist irkennen, zo wende dich kegin der mitternacht an den Slossbergk umb den grunth, zo wende dich wedir kegin den mitttage. . . . Das klingt ganz so, als habe der Schreiber selbst erst mit Mühsal hinauf gefunden, als seien ihm seine Wege nicht klar, — mit andern Worten: als sei die Gegend nicht seine Heimat.

Dieser Wegweiser verrät zudem noch, daß er von einem Goldsucher geschrieben worden ist. Ihn interessieren nur Goldvorkommen; waschen, sichern, mit der Keilhaue probieren, — so arbeitet der Bergmann. Es sind dieselben Methoden, von denen eine Urkunde des Heinrichauer Abtes erzählt, der 1454 einer Gewerkschaft eine Bergbaugerechtigkeit verleiht: Wir bruder Nicolaus apt czu Heynrichau bekennen . . . daz wir . . . dem erbern weyzen Paulo von Freyberg, meteburger czu Glatcz, meister Erasmo Smelczor doselbist wonende und meister Mikiss von der Warthe iren metegewerken . . . geben gonnen vorleyen und dirleuben . . . das si off allin unsern gutern gebirgen und gebieten namlich in und off dem Silberberge und daromb und czu Schonewalde . . . sollen und mogen sichern wasschen suchen und bauen, wo sy icht gutes wissen und fynden werden, is sey off golt silber erz adir edilgesteine¹⁾. — Es ist ja selbstverständlich, daß diese durchaus nicht einfachen Arbeitsweisen nur in erfahrenen Händen möglich gewesen sind. Daß Pfuscher wohl einen Schatz ausgraben konnten, aber daß Waschen und Sichern für sie zu schwierig war.

Ein Bergmann verfaßte auch diesen Brief. Schriften von bergverständigen Männern liegen uns in den Walenbriefen vor.

Was aber bezwecken diese Register? — Schneider hat darauf hingewiesen, daß in den schlesischen Bergrechten das wilde Graben und Bauen verboten war, und daß schon deshalb jener Anthonius Medici, der Saupner gewesen ist, nicht in Betracht gezogen werden könne. Ein solches Verbot hat selbstverständlich nur im

¹⁾ Codex dipl. Sil. 20, 80 Nr. 195.

erschlossenen Gelände Sinn. Hat dort Sinn, wo eine Obrigkeit vorhanden war, die seine Innehaltung erzwang. Wie aber im Reichensteiner Gebirge? Wie in den Schlüften unter der Abendburg? — Wieder kann man auch sagen, daß immer einmal ein Mann vorhanden sein muß, der neue Fundorte sucht. Und daß aus seinen Erkundungen die neuen Zechen erst entstehen. An solche Sucher und Spürer mag man hier denken. Und ihre Register als Aufzeichnungen für die Nachfolgenden, sei es nun wieder nur ein Mann, seien es viele, ansehen. Man könnte einwenden, daß es dann nicht notwendig war, daß nach Prokopius Hoberg noch einer das Reichensteiner Gebirge durchstreifte. Aber wir sehen auch, daß 1454 wieder Versuche im Silberbergschen und bei Schönwalde unternommen werden, nachdem doch schon Prokopius Hoberg und sein Nachfolger dort suchten.

*

Die fünf Register des Breslauer Walenbuches sind hier als eine ernsthafte Quelle behandelt worden. Haben wir aber dazu ein Recht, oder muß nicht die weit verbreitete Meinung noch gelten, daß es sich hier um Fälschungen handle, und daß die sämtlichen Wegweiser „am grünen Tisch“ entstanden seien? Stimmen zum Beispiel die Wege- und Ortsangaben? Und kann man an den Stellen, welche genannt und angegeben werden, auf Erze fündig werden?

Ich will hier nicht die ganze Literatur vorführen¹⁾, sondern nur das erwähnen, wovon ich aus eigenem Augenschein berichten kann. Der Gabelstein, von dem der dritte Wegweiser handelte, steht zwar noch; die Gabel oder Hand jedoch wurde beim Bahnbau losgesprengt und findet sich heut im Hirschberger Riesengebirgsvereinsmuseum. Wenn spätere Walenbüchel von einem Rübzahlantlitz berichten, das an der Abendburg zu sehen sein soll, so stimmt auch das. Wer von der sogenannten „alten Zollstraße“ die Abendburg betrachtet, wird an der südlichsten Gruppe, aufragend aus einer „Blöße“, das seltsam fragende Gesicht erkennen. So wie das Tor, von dem der älteste Bericht zu sagen weiß²⁾. Schließlich sei auch das „alte Schloß“ erwähnt, von dem in späteren Walenschriften häufig die Rede ist. Das Hermsdorfer Walenbüchel

¹⁾ Peuckert Sagen 324.

²⁾ Peuckert Sagen 324.

wußte von Zeichen an ihm, einem Andreaskreuz und einer Mannsfigur. Ich habe 1920 das „alte Schloß“, — es liegt etwa 300 m südlich der Felsen, die heute den Namen führen, — mit dem Andreaskreuz gefunden; (die Mannsfigur, an die sich ein alter Isermann noch zu erinnern wußte, bleibt aber noch festzustellen). Einen ausführlichen Bericht darüber hab ich im „Wandrer aus dem Riesengebirge (Nr. 479)“ gegeben¹⁾.

Nicht nur im Riesen- und Isergebirge, auch im Gebiet des fünften Wegweisers können wir durch Beobachtungen die Richtigkeit der Angaben erweisen. Es heißt da beispielsweise: Von Freyenwalde vorbas off den Spitzzenstein, der ist eyne meyle. . . . wiltu yn den bergk gehen, do findistu wol ebentewre von Silber und Gold. Wiltu is andirss wegen, der bergk ist ynnewig gar mancher hande. Wiltu is allis irvaren, das stet zcu dir selbe, wen mir hot Procopius Hoberg gesagit, der in dem berge gewest ist, daz mancherley genge dorynne seyn; und yn dem berge ist eyn flis, wer sich doreyn wogen welde und erbitten (arbeiten), her funde also ich gesagt habe. Unde wer do vorbaz ober daz flis gyngye yn dem berge und welde is wogen, der funde, daz her eyn grosser herre mochte werden, zo is got gebin wolde. Her hot mir och gesagit, daz eyn doctur is geebintewrit hot, der hot grosse schatze irworbin.

Und Kühnau gibt an: Zwischen Sandhübel und Saubsdorf Bezirkshauptmannschaft Freiwaldau erhebt sich auf freiem Felde ein mächtiger kirchenartiger Felsen, der Spitzstein genannt, in dessen Innerem sich riesige Höhlen, tiefe Brunnen u. a. befinden. Obwohl der Spitzstein der reine Kalkfelsen ist, so behaupten doch die alten Leute steif und fest, daß in seinem Innern ganze Goldklumpen enthalten sind. Daher die häufigen Besuche der mantelfahrenden Venediger¹⁾.

Ich bin der Überzeugung, daß ähnliche Nachforschungen auch noch für andere Orte die Richtigkeit der Angaben dieser Wegweiser erweisen würden. Wenn uns heut alles das verworren erscheint, so liegt der größte Teil der Schuld nicht an den Autoren, sondern an unverständigen Nachschreibern. Dürfen wir also für

¹⁾ Peuckert Sagen 323.

²⁾ Kühnau, Sagen 2167.

die Lokalangaben der Walenwegweiser Glaubwürdigkeit beanspruchen, dann wird die Frage doppelt interessant: haben auch ihre Fundangaben Wert? Im allgemeinen verneint man das. Höchstens gesteht man zu, daß in den schlesischen Gebirgen Halbedelsteine gesucht und auch gefunden worden seien, etwa der Iserin. Ich sprach vor ungefähr drei Jahren einmal den Vorsitzenden des Hirschberger Museums, Justizrat Seidel-Hirschberg, und der erzählte mir, daß man von seiten des Riesengebirgsvereins der Frage die größte Aufmerksamkeit entgegenbrachte. Man habe auch vorm Kriege einzelne der berühmtesten Fundorte auf Goldvorkommen untersuchen lassen, ohne zu einem auch nur bescheidenen Ergebnisse zu kommen. Demgegenüber darf ich behaupten, daß ich im Sommer 1921, freilich zum erstenmal nach ungefähr zweijährigem Suchen, auf einer Sandbank in der Iser Goldfitter auffinden konnte. Es war kein überwältigender Fund. Aber es wurde damit erwiesen, — und das ist ja das Wichtigste, daß diese Nachrichten nicht leeres Geschwätz enthalten. Auch Caspar Schwenckfeldt, den man für einen besonders guten und kritischen Beobachter hält, erzählt (Warmbad 161): Goldt gediegen / vnd fein in Flötzen und Quärtzen / so wohl flemmicht vnd körnicht / ist bey Menschen gedennen an vielen Orthen dieser Gebürge / so wol in den vmbliegenden Dörffern gewaschen worden / Auch noch heutiges Tages geseiffet wird / als im Aupengrunde / bey dem Weissen Wasser / da die Elbe entspringet / vber dem grossen Teiche / im Mümmelgrunde / auff der Iser / da neben dem Golde Rubinlein / Jacinthen / Blawe Saphir / Demanthen / Topazier vnd andere Edelgesteine gefunden werden. Item / in den kleinen Bächlin vmb Hirschberg . . . usw.

Die Angaben der Walenwegweiser sind nicht ganz aus der Luft gegriffen. Man kann, wo sie gefunden haben, noch heute finden. Wieviel, ist freilich eine zweite Frage. Aber sie darf uns hier nicht stören; mit Recht hat Schurtz bemerkt: Man darf niemals vergessen, daß nach und nach der Wert des Goldes gewaltig gesunken ist, und daß Ausbeuten vor Zeiten noch als genügend galten, denen zuliebe heut niemand eine Hand mehr rührt. Wir hatten nur zu beweisen, daß Orts- und Wegeangaben der Walenschriften stimmen, und daß auch ihre Angaben über das Vorkommen von edlen Erzen und Steinen stimmen, — und beides halte ich für geglückt.

Die schriftliche Hinterlassenschaft dieser umschweifenden Bergleute besteht nicht nur aus den Registern, von denen bislang die Rede war. Sie haben außerdem an Steinen oder Bäumen von ihren Wanderfahrten Bericht getan. Von diesen Walenzeichen war oben schon die Rede. Erfunden haben die Walen sie kaum. Das geht wohl aus dem dritten Wegweiser hervor, in dem der Zeichen am Gabelstein als schon vorhanden Erwähnung geschieht: Gehe denne keygen dem mittage wol weytir wen eynen steynworff, zo findistu eynen großen steyn, wen du den steyn host vonden, zo gehe um und umme den steyn, zo wirstu finden eyne forme noch eynem menschin gebildet. Und ap du der forme nichtin findist, zo findistu eyne gabel. So umständlich würde das nicht beschrieben sein, hätte der Autor diese Zeichen selbst angebracht. Sie müssen, als er die Gegend besuchte, bereits vorhanden gewesen sein. Man kennt ja dergleichen Zeichen an Bäumen und Steinen auch sonst, etwa als Grenzmarken im oberen Erzgebirge.

Damit ist nicht gesagt, daß nicht auch wandernde Bergleute dergleichen Zeichen verfertigt haben. Man wird dann wohl annehmen dürfen, daß ihre Zeichen mehr oder weniger an ihre Tätigkeit erinnern, daß sie zum Beispiel Bergeisen, Schlegel und Keilhauen einmeißeln. Davon wird wirklich einmal erzählt. Der Trautenauer Simon Hüttel berichtet in seiner Chronik:

Anno domini 1558 jare den 2. tag novembris an der mittwoch nach Allerheiligentag bin ich Simon Hüttel, maler, mit dem her Valerius Grünberg schulmeister zu Trautenaw und mit Christof Ilgnern und Hans Teuffeln im Pfaffenwalde herumbgegangen und die Goltgrube gesucht, da haben wir viel berggruben, kreize und zeichen funden und die jarzal MD2 an einer buchen zusampt einer großen hand, die gegen morgen weist auf ein ander tanne zu, da ist ein zeichen, wie ein schnitzer ausgeschnitten, wie schlegel und bergeisen.

Was Simon Hüttel gesehen hat, das waren Zeichen, wie sie uns in den Walenschriften beschrieben werden. Der Satz „eine große hand, die gegen morgen weist auf ein ander tanne zu“, könnte in jedem Walenwegweiser stehen. Die Zeichen selbst sind die üblichen; die Hand begegnet uns beispielsweise in Lehmanns Nachrichten von Wahlen, am Gabelstein, Schlegel und Bergeisen im Riesengebirge an den Tafelsteinen.

Und diese Zeichen sind 1502 in Buche und Tanne geschnitten worden. Wer waren die Walen, die 1502 hier suchten? Berggruben anlegten, und deren Zeichen Schlegel und Bergeisen sind? Es müssen bergverständige Leute gewesen sein. Gruhn glaubt, gewiß mit Recht, an einen Zusammenhang mit Meißner Bergleuten, die „1511 bei Trautenau haben angefangen am Hoppenberg einzuschlagen, und das Bergwerk ist die Goltgrube genennet worden“. — Die Meißner haben auch beim ringlein ein stollen auf die Goltgrube zugetrieben 12 kloftern in berg; es hat zuviel wasser zugegangen. Der stolln ist vorne verfallen, also ist das bergwerk wieder eingegangen, und im Hrisengrund angefangen. Stimmt 1511, und ist das nicht nur verlesen für 1502, — denn die lateinische Jahreszahl MDII läßt beide Möglichkeiten zu, weil man sich damals nicht scheute, römische und arabische Ziffern untereinander zu gebrauchen, — dann werden jene Männer von 1502, die ihre, den Walenzeichen gleichen, Marken im Trautenauer Pfaffenwalde anbrachten, nichts anderes gewesen sein als die Vorläufer der Bergleute von 1511. Oder im andern Fall gar diese selbst. Auf jeden Fall jedoch Bergleute. Bergleute, die Walenzeichen schrieben.

*

Die Trautenauer Chronik beantwortet nicht allein die Frage, wer die Verfertiger der Walenzeichen gewesen seien, — sie gibt auch eine Jahreszahl: 1502. Das ist das einzige Datum, das uns bis jetzt begegnet ist. Wir müssen zusehen, ob wir aus andern Quellen, am besten der Breslauer Handschrift, noch eine Datierung gewinnen können, durch welche die Trautenauer entwertet oder bekräftigt wird.

Das 5. Register der Breslauer Handschrift vermag uns wirklich hier zu helfen. Wir kommen zwar auf keine bestimmte Jahreszahl, aber die Zeit ist ungefähr bestimmt. Es heißt da nämlich vom Reichensteiner Bergbau: Ouch wirstu wol undirweysit werdin, waz man do geerbit hot vor der hussirey. Also vor den Hussitenkriegen hat man da viel erlöst; nun aber ist alles zu grunde gegangen. Die Nachricht kann also nicht vor 1428/29, dem bösen Hussitenjahr geschrieben worden sein, — und nicht nach 1480¹⁾, in welchem Jahr man endlich wieder Erfolge hat.

¹⁾ Carl Faulhaber, Die ehemalige schlesische Goldproduktion . . . Bresl. Diss. 1896, 15.

Nun wird da weiter gesagt, niemand sei mehr imstande gewesen, das Reichensteiner Erz aufzuarbeiten, weil man die alten Methoden verloren habe. Nur gar eyn alt gebawer zcu Schonevalde wußte es noch. Demnach ist eine gewisse Zeit nach 1428 verstrichen; die letzten Wissenden sind verschwunden bis auf den gar alten Bergbauer in Schönewalde. Wir dürfen demnach sicher bis etwa in die 60er oder 70er Jahre gehen, in welchen diese Nachricht entstanden ist.

In eben diese Jahre führt eine andere Überlegung:

Es heißt im 5. Register über den Schacht am Ylmenstein: Wer do arbeyten welde, der hette den willen des herren von dem Caldensteyne. Das heißt der Herr von Kaltenstein würde es gerne sehen, wenn jemand da Erz grübe. — Nun wissen wir aber, daß sich sehr lange der Breslauer Bischof das Recht behalten hat, im Kaltensteiner Gebiet nach Erzen suchen zu lassen; Freiwaldau wird 1469 einem Maternus Schrom gegeben mit Stadt und Jagd und der Freiheit auch ercz zu suchen und zu graben, nemelich eysen, — also kein Edelmetall, — und Kaltenstein wird 1470 an Przemislaus von Troppau verreicht unter der ausdrücklichen Bedingung: Ouch behalden wir uns und unsern nachkommende bischofen allerlei ercz, das do umb yn derselben gegenheit gefunden uffkomen und uffbracht worde²⁾. Aber am 1. Februar 1473 wird Hyntko Meynholt, ritter uffm Caldensteyn gesessen, von Bischof Rudolf das Privileg gegeben, das er mit etlich compem, dy er zu ym neme wirt, allerley ercz und zuvoran silberercz, — denn das kam ja gerade im Ylmenberge vor, wie der Anonymus berichtet; — umb den Caldensteyn und doselbist umb yn der kirchen land suchen und graben mag³⁾. Wie sagt das fünfte Register? Wer do erbeyten welde, der hette den willen des herren von dem Caldensteyne. —

Die beiden Nachrichten ergänzen einander. In der Urkunde wird es dem Ritter erlaubt, Silber zu suchen, und seinen Kumpanen, die er annehmeu will; und im Register wird erzählt, daß man am Ylmenberge arbeiten dürfe, er gäbe seinen Willen dazu. Das aber kann jetzt erst möglich sein, — wenn es auch vorher schon von

¹⁾ Codex dipl. Sil. 20, 90 f. Nr. 208.

²⁾ Ebd. 20, 91 Nr. 209.

³⁾ Ebd. 20, 92 Nr. 214.

Ritter erwünscht gewesen ist, aber bis 1473 stand dem der Wille des Landesherrn im Wege. Wir würden das fünfte Register mithin in diese Jahre zu setzen haben.

Es würde dazu passen, was uns der Autor des fünften Berichtes von Reichenstein erzählt. Man hat dort 1480 ernsthaft versucht, den alten Bergbau noch einmal aufzunehmen, die Erze mit gutem Gewinne auszuschmelzen. Urkunden lassen dasselbe erkennen, was uns das Walenbuch auf seine Art mitteilt.

All diesen Ansätzen steht aber eins entgegen. Schneider verlegt den Text aus sprachlichen Gründen auf etwa 1430. Schoppe bestätigte diese Datierung.

Die sachlichen und sprachlichen Feststellungen scheinen einander zu widersprechen. Nun haben aber Neisser Urkunden der Jahre um 1550 dieselben Formen, dieselbe Rechtschreibung, wie sie im Breslauer Walenbuche begegnen. Es liegen zwei Urkunden vor, die ich im Auszug folgen lasse:

In Namen Gotis. Amen. Wy wol bischöwlich Wirdikeit vff bestetigunge aller werke, die do vertigin Vorgangk haben, sorgfeltig ist; so heischet doch von Vns sunderliche Stifftunge vnßer Vorfahren, das wier die gobin in der Panioten Gebin bestettigen sullen, dos die an fremde hende vndt wercke in czukünftige czeiten nicht gekiret werden. Hierumb Wier Conrad von Gots genaden Bischof von Breßlaw czu ewigen Gedechtniß bekennen, Wier Offntlich mit dezim Briwe allen die ehin sehen adir lesen, das in Kegenwertikeit des woltüchtigen Hanns Poraw vnßers heubtmanns zur Neyß, den Wier zu dezim nachfolgenden Sachen follemacht gebin haben, gestandin hot die Erbar Fraw Barbara Jereminn Eppensteyninne von der Neysse, wolgesunt Leybis vndt der Sinnen, vnbetrogen mit wolvorbehabtem Rate irer Freunde vndt aus rechtem wyssen vndt hot den armen Lewten in dem Selnhawse, dos man im deutschen nennt die Paniota zur Neyß hinter den Fleischbenken gelegen, alles dos erbgut dossie hot zu Reykewitz. Czum Ersten czwey Schock erbczinss vff Peterm Hoffemann. Item eine Marg vff Petirn Meyerym. Item Eine halbe marg vff Matis woytken. Item das firde Tyl vff der Möl doselbst, die man nennt die Regilmöl jährlich ein Malder korn mehr odir weniger czu gebin alle quatuor tempora drei scheffil. . . . Geschehen vndt gebin czur Neyß an der mitwoch vor letare noch gots geburth tawsent viherhundirt vndt virezigsten Jore. . . .

Die zweite: Wir Rotmann der Stat Neysse bekennen offinbar mit diezim Brieffe das wir in der Statname vorreicht haben . . . die hofestat In der alden Stat ken der Möl obir an dem Steyn Wege gelegen, die etwan Schertels gewest ist vnd dorzu der Stat Erker In der Crewcziger hoeff . . . die itzczunt seynt odir czukunfftig werdn, frey czu haben, czu besitzen vnd czu gebrauchen. . . . Czu orkunde haben wir vnser Ingesigil an dezen Briff gehalten. Gebn am freytag

vor Remigii nach Christs geburth tawsent fierhundert vnd yn dem Newn vnd vierczigsten Jar ¹⁾).

Die beiden vorstehenden Urkunden von Hand des Neisser Stadtschreibers, — denn Bischof Conrad scheint ihn sich 1440 nur ausgeliehen zu haben, als er in Neisse gebeten wurde, eine Verreichung zu bestätigen, — wirken in ihrer Zeit bereits leicht altertümlich. Und fallen aus allen andern Urkunden, die Minsberg in seiner „Geschichtlichen Darstellung von Neisse“ anführt, heraus. Es scheint, daß neben den fürstlichen und großstädtischen Kanzleien mit ihrer modernen Sprache sich in den kleineren Städten Schreiber gehalten haben, die eine altmodische Schreibart bewahrten. Schoppe hat ähnliche Beobachtungen, wie er mir freundlicher Weise sagte, an Denkmälern der Zeit gemacht. Ein solcher Schreiber altfränkischer Art scheint auch der Neisser Ratskanzlist gewesen zu sein. Leider läßt sich aus den von Minsberg gebotenen Urkunden nicht sagen, wie lange er geschrieben hat; er kann ganz gut noch in den 60er und 70er Jahren tätig gewesen sein.

Und einem solchen Schreiber wird man wohl auch die Niederschrift des Breslauer Walenbuches zuschieben dürfen. Er hat vorhandene Texte zusammengebracht und sie dabei selbtherrlich umgeschrieben. Es wurde vorhin gezeigt, daß die drei großen Register von mindestens drei Autoren stammen. Der sie zusammengebracht hat und in dies Büchelchen zusammenschrieb, hat alle Texte in seine Sprache und seine Rechtschreibung umgesetzt. Das lehrt ein erster Blick auf dieses Werk.

Daß aber die Breslauer Handschrift erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschrieben worden ist, hat aus dem Duktus und Charakter der Schrift Wutke bereits geschlossen. Wir werden, nachdem uns sachliche Gründe zwangen, das fünfte Register auf etwa 1570 zu legen, nachdem der Duktus der Schrift in diese Zeit verweist, nachdem die Möglichkeit bewiesen wurde, daß Sprache und Rechtschreibung sich bis in diese Jahre erhalten haben, das Breslauer Walenbuch ins siebente oder achte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts setzen.

Ob es der Stadtschreiber von Neisse war, der diese Zusammenarbeit unternahm, kann ich nicht sagen. Das wäre die Aufgabe

¹⁾ F. Minsberg, Geschichtliche Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse der Fürstenthums-Stadt Neisse 1834. Anhang 25 ff., 27 ff.

einer besonderen Untersuchung. Verdächtig ist freilich eine Stelle im fünften Register, wo von den meteburgern czu der Neisse die Rede ist. Einer von denen, die dieses Register ab- oder umgeschrieben haben, muß demnach wohl ein Neisser Bürger gewesen sein. Aber das mag hier nur als eine Vermutung geäußert werden. Mir ist noch eine andere Bemerkung zu machen wichtig. Schneider hat aus der Sprache des dritten Registers schließen wollen, daß sein Verfasser (nicht jener Antonius Medici, sondern) ein Schlesier war. Ich stehe dem etwas skeptisch gegenüber. Gerade der Umstand, daß alle Register sprachlich und orthographisch uniformiert sind, und daß der Schuldige in Schlesien zu suchen ist, macht einen solchen Schluß unsicher. Erst eine sorgfältige Feststellung, ob unter der „schlesischen“ Oberfläche noch anderes Sprachgut durchschimmert oder nicht, wird einen solchen Schluß ermöglichen. (Die gulden martir des dritten Registers möchte ich beispielsweise für oberdeutsch ansprechen; Grimm DWB. 6, 1680 hat nur obd. Belege für sie). Vorläufig dürfen wir wohl nur sagen, daß die Register um 1470 bis 1480 in Schlesien zusammengeschrieben worden sind und ihre Entstehung auf etwa 1450 bis 70 setzen.

*

Es sind nur annähernde Zahlen, die wir aus dem Register erschließen können, die 70er Jahre des 15. Jahrhunderts. Genaueres auszumachen, wird der Lokalgeschichte vorbehalten bleiben, die hier noch reiche Materialien auszuwerten findet. — Für unsere Zwecke aber genügt es vorläufig schon zu wissen, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts — wie 1502, Bergleute einsam die schlesischen Berge durchstreifen, um Erzen und Schätzen nachzuspüren. Bergleute, — keine Walen. Von Walen verlautet noch kein Wort.

Wieder ist alles, was wir von diesen Schatzspürern erfahren, dasselbe, was uns rund 100 Jahre später von Walen berichtet wird. Die schriftlichen Anweisungen sind die gleichen, — oft handelt es sich gar um dieselben, — die Zeichen, welche beschrieben und hinterlassen werden, — mit einem Wort: die Männer, von denen die Breslauer Register stammen, die wir als feirige Bergleute ansprachen, sind Walen, ohne den Namen zu tragen.

Wo kommt der Name „Wale“ her?

Ich möchte hier keine Abhandlung über den Namen „Wale“ geben; man findet das Nötige im Deutschen Wörterbuche. Nur auf die Frage möchte ich eingehen, wie wandernde Bergleute zu diesem Namen kamen. — Man hat die Frage aufgeworfen, ob wirklich italienische Bergverständige in Deutschland gewesen, und ob die Walensagen auf sie zurückzuführen seien. Ich brauche oft Durchgesprochenes hier nicht zu wiederholen; es werden an vielen Orten, etwa in Kuttenberg, Weschländer nachgewiesen. Auch daß die Nicolaus und Augustin von Florenz als Münzherren 1364—68 in Sachsen eine nicht unbedeutende Rolle spielten, gehört hierher. Zusammenfassend mag man auf Aventins Chronik verweisen, in der es von den Walen heißt: etlich künstlich Walhen, die sich auf dem gold verstuenden und dasselbig schaiden kunte, nachdem die Teutschen mit solchen noch nit umb wisten zue gën (DWB. 13, 548). Ob dieses Zutrauen mit Fug und Recht bestand, oder ob man nur guter Meinung den Italienern dergleichen zugeschrieben hat, ist hier nicht zu entscheiden; genug, daß es der Glaube der Jahre um 1500 war.

Wie steht es nun um diese Meinung bei uns? Die Walenwegweiser von etwa 1470 beruhen durchaus auf den Erkundungen deutschsprechender Bergleute. Prokopius Hoberg ist kein Welscher. Und auch kein andres der Register — außer dem sonderbaren ersten — erhebt den Anspruch, von einem Welschen geschrieben zu sein. Erst 1565 kennt Faber (Köckritz) am Zobten die unbekanntenen Männer, Walen genannt: Man muß es verstehen, die Goldstäubchen aus der Sandflut herauszuschütteln, und vom hohen Uferdamme aufzufangen, oder durch Siebe das Gold herauszuwaschen. Im späten Frühjahr sammeln jedes Jahr einige unbekanntene Männer, Walen genannt, heimlich dieses Gold (quae quidam Ignoti, Errones) und schaffen es fort. Sie wundern sich bei ihrer Rückkehr höchlich über die Trägheit unsrer Landsleute, die zu unwissend sind, um sich das heimische Metall zu nutz zu machen ¹⁾.

Woher er den Namen hat, das wissen wir nicht. Aber wir sehen eines: Was spätere Zeiten von Walen erzählen, steht bereits hier. Fremdländische Männer, die Waschgold suchen, und die sich über die Deutschen wundern, welche von alledem nichts wissen. Fremd-

¹⁾ Bohn in MschlesVlk. 20, 99 ff.

länder, die auf das Seiffengold aus sind, waren ja auch die Männer der Breslauer Walenschrift. Aber — sie hießen nicht Walen — außer dem einen Antonius.

Und doch, was Faber von den Walen weiß, entspricht nicht dem, was er etwa aus der Breslauer Handschrift erfahren konnte. Zwar war dort auch die Rede vom Sichern; aber es stand dort nichts davon, daß diese Fremdländer in jedem Frühjahr wieder kommen, das zeitig gewordene Gold zu holen. Das scheint auf eine mündliche Überlieferung zurückzugehen.

Ist eine solche mündliche, oder uns nicht mehr faßbare geschriebene, als möglich anzunehmen? Eine, in welcher aus dem Antonius Wale der Schatzsage ein „Wale“ geworden ist? — Man wird mit Ja antworten dürfen. Ein solches Ja setzt zweierlei voraus: daß die Breslauer Walenschrift eine gewisse Verbreitung hatte, nicht nur in einem Stück in fester Hand geblieben ist, und daß man den Antonius Wale der Schatzsage eben für einen der Walen hielt, von denen ja andere schon — wieder erinnere ich an Aventin — zu sagen wußten. Daß eine solche Gleichsetzung ganz ohne weiteres möglich war, wird man annehmen dürfen. Hat man doch bis in unsere Tage diesen Antonius für einen „Walen“ gehalten.

Es fragt sich nur noch, ob wir die eben als nötig vorausgesetzte Verbreitung der Breslauer Schrift feststellen können. Auch das ist möglich. Das sogenannte „Hermsdorfer Walenbüchel“ zum Beispiel enthält wörtlich den größten Teil des dritten Registers. Auch das von J. Praetorius im „Gazophylaci gaudium, das ist Ein Ausbund von Wüdschel-Ruthen“ mitgeteilte Stück¹⁾ nimmt aus dem Breslauer Buch die Anweisung zum Gabelstein. Und was Hans Man aus Regensburg von einem alten Italiener erfahren haben will, — ein Abschnitt daraus steht oben abgedruckt, — enthält das Abendburg-Register. So wird man wohl behaupten dürfen, daß die Breslauer Schrift in manchen Abschriften vorhanden gewesen ist. Und daß dadurch das Märchen von dem goldsuchenden Walen Antonius in alle Öffentlichkeit gelangte.

Als man erst so weit war, lag eine Verschmelzung nahe; denn das, was Aventin erzählte, und was von uns als typisch genommen

¹⁾ Graesse, Preußen 2, 402.

wurde: die Welschen verstanden sich auf Erze, und waren bessere Kenner der Scheidekunst als wir, — das führte ja gerade zu unserm so gründlich mißverstandenen Bericht von dem nunmehr schatzsuchenden Walen Antonius. —

Was eine kritische Betrachtung des Breslauer Walenbuches über die Walen zu lehren vermochte, erfährt erwünschte Bestätigung durch eine oberdeutsche Handschrift. Die Wiener Hofbibliothek bewahrt Ms. 11295 (Med. 229) ein Manuskript: Verzeichniß edlicher schätz Auch Silber vnd Goldteß. Auch Silber vndt Goldt Perckwerckh So durch Doctor Theophrastus ist angezeigt worden. betreffent.

Es ist ein Walenbuch, wie eine Probe lehrt:

1. Im Enßthal ab dem stein khelber am Gryming bey einer altten Ertzgrueben, da findet man güet blab Thürckhes vndt augenstein, auch gueten goldigen marcasit mit sambt anderen steinen.

2. Mehr am Ridl am weißboch vmb admüet auff die rechte handt wan man hinauffgehet, ein Ertz gilt der 3 M gued Gold.

3. Mehr liegt ein Gold Ertz an der stangen, vndt ist ein grieneß Ertz vndt ligt ein alte Rinuen am weg. gehe hinauff So wirstu finden zwen stein ein Creütz ein gehauen vndt noch ein wenig baß hinauff wirstu mehr ein flachen stein finden ist auch ein Creütz angehauen darneben gleich ligt dz Gold Ertz auff die recht handt ein dritt hinümb, der gang ist dreyer finger deckh der Centner gibt 16 lot Gold.

14. Mehr im Voppenberg hinter der khirchen ist ein wasser haist die gulgen, darinnen findet man granaten sind außen Schwartz, innen wie ein messing vndt ein ~~6~~ granaten gibt 5 lot Gold.

NB

1. In deß von lauant Capellen ligen für 200 ducaten alle Etschkrenzer v. herzog Sigmünter. vier vnd zwanziger ob der Capellen in ein vermachten fenster da ein almer ist gewesen.

4. Nota deß Ertz am geißberg ist man fehl gefahren, vrsach ist künappen vntreu man muß gegen mittag fahren Ertz ist genueg vorhanden. . . .¹⁾

Alles, was in ein Walenbuch gehört, ist hier vorhanden: Angabe der Lagerstätten von mancherlei Erzen, Angaben, wo Gold gewaschen werden kann, und Walenzeichen, von denen am Schluß noch eine lange Reihe gegeben werden. Deutlich ist auch, daß es von einem Bergmann oder sonst einem Bergverständigen herühren muß. Aber an dieser Stelle ist das Wichtigste: es gibt sich nicht als bergmännischer Bericht, sondern sucht einen Patron, und keinen geringern als Paracelsus, der als der Erze kundig

¹⁾ KarlSudhoff, Versuch einer Kritik der Paracelsischen Schriften 1889, 2. 696ff.

galt. So wie hier Paracelsus erscheint, erscheinen in unsern Schriften die Walen. Sie waren die eigentlichen Bergverständigen; ihnen schrieb man die Bücher zu. Man könnte sagen, daß diese namenlosen Register nach einem Autor verlangten, — und daß da keiner näher lag als eben die „Walen“.

So ist das eine zum andern gekommen, die Walenschriften zu den Walen, begünstigt vielleicht durch das Register jenes Anthonius, — bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts die heute bekannte Sage vorliegt. Ihr langer Entwicklungsgang — von jener Schatzanweisung im Meißner Grunde und von dem Wunderbuch des Prokopius an, über die vielerlei Notizen bergmännischer Wandersleute bis zu dem geheimnisvollen Schrifttum weschländischer Schatzspürer, — ist jetzt zu einem Abschluß gelangt.

Nun die Venediger. *

Ich möchte nicht lang und breit darüber sprechen, wie nahe es lag, in diesen Schatzsuchern und Schatzfindern, die unerkannt das Land durchstreifen, — denn blieben sie nicht unerkannt, dann hätte man ihnen ja einmal begegnen müssen, — die oben beschriebenen Venediger zu sehen. Lag eine solche Gleichsetzung nahe, dann muß auch in den Walenbüchern der Name Venedig zu finden sein. Wenigstens dann zu finden sein, — als aus den Walen Venediger wurden. Die ältesten Walenschriften wissen, wie wir gesehen haben, von den Venedigern noch nichts. Der Name, die Sage — und damit kommen wir zu unserer Ausgangsfrage — muß also erst später eingedrungen sein. Wäre er schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts bei uns bekannt gewesen, dann hätte man die landfremden Sucher nicht Walen zu nennen brauchen, dann hätte man ihnen sofort den Namen Venediger geben können.

Es wäre nun leicht, das Eindringen dieses Namens mit einiger Sicherheit festzustellen, wenn irgendwelche Untersuchungen vorhanden wären, die eine zeitliche Feststellung der Walenbücher, nicht nur des ersten, gestatteten. Aber wir wissen davon vorläufig nichts als die von ihnen selbst genannten Zahlen. So können wir nur Vermutungen äußern.

Schiebt man einmal die sächsischen Walenbücher beiseite, in denen die Namen Markus und Hieronymus, Bastian Derso, Moses Hojung erscheinen, die alle aus Venedig sein sollen, und hält man

sich an sichere Angaben, dann zeigt es sich, daß noch Erker, der 1598 schreibt, die Namen Venedig und Venediger nicht kennt. Albinus¹⁾ weiß 1590 nur von den welschen Essenfeuern und andern Terminierern und Erker 1598 von Ausländern und Landfahrern, die ihre Funde in Italiam tragen.

Anders in Schlesien. Schickfus hat 1619 in seiner Schlesischen Chronica die Sage von einem Italiener aus Venedig erzählt, der in der Nähe von Schreiberhau Gold holt. Schickfus folgt, wie er selbst angibt, darin den Schwenckfeldtischen Catalogus²⁾. Da dieser Catalogus im Jahre 1601 erschien, und da die Angabe auf einer Walenschrift beruht³⁾, die noch vor 1601 entstanden sein muß, sehen wir also den Namen Venedig für Schlesien zu einer Zeit bezeugt, in der er in Sachsen noch nicht gebräuchlich war. Das würde bedeuten, daß dieser Name Venedig und Venediger von Schlesien, vom Riesengebirge ausgegangen sein muß.

Wie kommt er nun ins Riesengebirge? Doch wohl direkt. Regell hat im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen zur Rübbezahlsage auf die Nachrichten Hüttels hingewiesen, in denen vom Auftreten der kaiserlichen Holzknechte, der Schwazer im Riesengebirge die Rede ist. Seit 1564 schlagen und flößen sie hier für Kuttenberg in Böhmen das Grubenholz. Pfingstdienstag 1591 kamen allein dreihundert schwazer Holzknechte nach Trautenau, ein grausam fremdes Volk, seltsamer Rede und Art (Hüttel 128).

Schwaz liegt am Inn in Nordtirol. Es ist ein alter, berühmter Bergbauort. Wir wissen, daß Paracelsus dort seine Ausbildung empfangen hat. Die Schwazer, von denen bei Hüttel die Rede ist, sind keine Knapen, sind nur Holzfäller. Sie stammen auch nicht aus Schwaz, sondern aus dessen bewaldeter Umgebung, der Wildschönau. Die Wildschönau ist aber, wie man bei Heyl mit Leichtigkeit feststellen kann, ein Mittelpunkt der Venedigersage. Es liegt nun nahe, anzunehmen, daß diese kaiserlichen Holzknechte die Namen Venedig und Venediger aus ihrer Heimat herüberbrachten ins Riesengebirge. Und daß mit ihrem Seßhaftwerden — ein Teil von ihnen hat oben Wurzel gefaßt —

¹⁾ Sieh auch Erasmus Francisci, Höllischer Proteus, 1725, 577.

²⁾ Vgl. auch Meißnische Bergk Chronica 88.

³⁾ Ab Italis scripto celebratus, sagt Regell (MschlesVh. 18, 180), kann nur auf die Walenbücher gehen.

auch die Venedigersage seßhaft geworden ist. Und an die schlesische Bevölkerung weiter gegeben wird. Ich habe ja auch die Einbürgerung einer andern Tiroler Sagengestalt, des Kasermannlds, der in den Sennhütten der Alpen die Rolle des Hauskoboldes spielt, fürs Riesengebirge nachweisen können¹⁾. So gut das Kasermannl bei uns festwurzeln konnte, so gut natürlich auch die Venedigersage.

Und daß es so gewesen sein muß, daß für das Wort Venedig, Venediger das Riesengebirge der Ausgangspunkt gewesen ist, das wird durch eine zweite Beobachtung bezeugt. In „oberschlesischen“ Walenbüchern und -sagen erscheinen nämlich neben Venedig noch andere Orte. Zwar die Wegweiser ins Riesen- und Isergebirge nennen Venedig, — aber der ins Altvatergebirge Padua; dann haben wir noch einen Philippus Melanthon aus Tarent, wo er sieben steinerne Häuser besitzen will²⁾; ein anderer will aus der Gegend von Lodi sein und dort ein Landgut haben³⁾.

Diese Verwirrung ist doch nur damit zu erklären, daß die Beziehungen zwischen den Worten Wale und Venediger verloren gegangen sind, und daß in den andern Gebirgsabschnitten eine direkte Übertragung aus Oberdeutschland fehlte.

Regell hat nachgewiesen, daß Schwazer auch in den Harz gelangten. Und eben der Harz ist heute das an Venedigersagen reichste Gebiet in Mitteldeutschland. Mir scheint, auch das spricht für die Annahme, daß Schwazer die Namen uns übermittelten.

Daß bald nach seiner Einbürgerung der Name Venedig in Walenschriften und andern Berichten auftaucht und daß die glücklichen Schatzfinder aus jener Wunderstadt herkommen wollen, ist leicht begreiflich. Es war ja wieder dieselbe Gestalt, von welcher die Schatzfahrten berichtet wurden; es waren dieselben Sagenzüge, die für den einen wie für den andern galten. Die Namen sind nur verschiedene Wege gegangen und zu verschiedenen Zeiten zu uns gelangt. Bald aber verschmolzen sie in eins.

Bald wurden die feirigen Bergleute und Knappen, von denen die ersten Überlieferungen uns sagten, zu wissenden Männern aus

¹⁾ Peuckert, Schles. Sagen 83. 300 f.

²⁾ Peuckert, Sagen 323.

³⁾ Ebd. 325.

jener fernen Wunderstadt. Die Sage kam wieder zu ihrem Recht. Ja mehr: als die Aufklärung kam und alles, was Sage hieß, beiseite schob, erlangte sie über die Walensagen keine Gewalt. Hatte man doch die alten Wegweiser, und waren in ihnen doch Wege und Orte verzeichnet. Was aber geschrieben ist, ist wahr.

So blühte den armen Gebirglern das Wunder auf. Bis in die neueste Zeit, bis heute gehen bei ihnen die Walenbücher um, bis heute glauben sie an die großen Verheißungen und gaukeln sich das Wunder vor. Über dreihundert Jahre behielten die Schriften ihre Kraft.

Der deutsche Volkskunde-Atlas.

Von Walther Steller.

Die volkskundliche Wissenschaft steht heute an einem Meilenstein ihrer Geschichte. Sie sieht sich in die Lage versetzt, einen neuen Weg einzuschlagen, um der Lösung ihrer Probleme näher zu kommen. Dieser neue Weg heißt: Der deutsche Volkskunde-Atlas.

Bis er erreicht ist, ein Plan, ein Ziel; wenn er erreicht ist, ein Weg, ein Forschungsinstrument, ein methodisches Hilfsmittel, neben seinem Eigenwerte.

Die Lage der volkskundlichen Wissenschaft stellt sich heute so dar: noch immer sprechen und hören wir von der Volkskunde als einer jungen Wissenschaft mit unleugbarer, innerer Berechtigung. Allerdings: ihre Anfänge liegen bei den Wurzeln der germanistischen Wissenschaft, die wir mit ihrem hundertjährigen Alter nicht gerade als jung zu bezeichnen pflegen. Ja für einige Zweige der volkskundlichen Stoffe wie das Volkslied können wir, wenn wir an die Forderungen und Veröffentlichungen Herders in den Jahren 1774 und 1778 denken, noch etwa vierzig Jahre zulegen. Wie für die Germanistik, so waren auch für die Volkskunde die Grundlagen in und mit den Brüdern Grimm gegeben; das Kleinod deutscher Märchensammlungen, die „Kinder- und Hausmärchen“, das gewaltige Werk der Deutschen Mythologie, das die Glaubenswelt unserer Altväter umfaßt und zugleich so darstellt, wie sie

sich bis in unsere Tage, verwoben mit neuerer Religion und Konfession, klarer oder gebrochener, durch die Zeit gewandelt widerspiegelt und Sitte und Brauch bestimmt, und dann das bände-reiche Sammelwerk der „Deutschen Weisthümer“ mit ihrem noch unausgeschöpften Erkenntnisinhalt für das volkstümliche Recht und seine Formen und darüber hinaus eine Fundgrube für Lebensbetätigung und Geräte unserer Vorfahren; nun: ich will mich nicht zu weit verlieren, aber noch ist das Grimmsche Wörterbuch zu nennen, denn es vertritt in hervorragender Weise die Forderung, die schlagwortartig neuere volkskundliche Forschung geprägt hat, die Forderung Meringers: „Wörter und Sachen“; übrigens eine Forderung, die nicht nur der neueren volkskundlichen Forschung allein zukommt, sondern der Philologie überhaupt, hierbei „Sache“ in weitestem Sinne, dinglich und als geistiger Erkenntnisinhalt genommen. Und wenden wir diese unbestrittene Forderung moderner Philologie auf den deutschen Volkskreis an, so erkennen wir die enge Berührung, die starke Überschneidung, das große Gemeinsame zwischen deutscher Philologie im modernen Sinne und deutscher Volkskunde.

Trotz dieser breiten Grundlage ist die Volkskunde als Wissenschaft die stiefkindlich behandelte Schwester, die neben dem Sprachlichen philologischer Forschung sehr, sehr wenig Beachtung und Pflege gefunden hat. Heute verlangt diese Schwester ihr Lebensrecht, das zugleich das Recht unseres wissenschaftlichen Lebens ist.

Nicht als ob die Bemühungen um die Volkskunde im 19. Jahrhundert verstummen. Nach seiner eigenen Aussage durch Grimms Mythologie angeregt, gründete in England William John Thoms (1846) eine Vereinigung zur Pflege volkstümlicher Überlieferungen, ein Vorbild, das bald in vielen Ländern Nachahmung fand (Folklore). In Deutschland waren es nur einzelne, wie Wilhelm Heinrich Riehl um die Mitte des Jahrhunderts, der Schlesier Karl Weinhold, der 1890 den Verein für Volkskunde Berlin gründete (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde seit 1891). Bald darauf folgte Breslau und Schlesien, wo im Jahre 1894 unter dem Vorsitz von Friedrich Vogt die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde ihre Tätigkeit begann. Im Beginn des neuen Jahrhunderts häufte sich die Fragestellung „Volkskunde als Wissenschaft“, um deren Beantwortung man sich von den verschiedensten Seiten her

bemüht: Hoffmann-Krayer, Strack, Dieterich, Voretzsch, Mogk, Naumann, von Geramb, Spamer, Frings u. a. Das hat seinen Grund. Unser soziologisch interessiertes Zeitalter hat der Volkskunde neuen Anreiz gegeben. Auf den Universitäten werden Vorlesungen über Volkskunde gehalten, und auch die „Richtlinien“ für den Schulunterricht weisen mit Nachdruck auf die Erarbeitung volkscundlichen Stoffes hin. Das Gebiet, das die Forschung in den letzten Jahren pflegt, sind landschaftliche Gesamtdarstellungen. In Schlesien stehen wir hierbei mit an erster Stelle; denn wir haben eine Darstellung der schlesischen Volkskunde von Siebs — in der Landeskunde von Frech und Kampers —, von Klapper, die das heutige volkscundliche Gut mit der historischen Überlieferung und dem literarischen Quellenmaterial verknüpft, von Peuckert, die auf das volkstümlich-gesammelte Gut den Hauptton legt, und seit kurzem die von Schremmer und endlich — für Schlesien jenseits der Sudeten — die „Sudetendeutsche Volkskunde“ von Lehmann.

Das sind Gesamtdarstellungen, die den Zweck verfolgen, das Volkstum einer bestimmten Landschaft oder Gegend in seinen charakteristischen Äußerungsformen wiederzugeben. Das ergäbe eine recht zufriedenstellende Situation. Aber das Bild verdunkelt sich sofort, wenn wir zur Erklärung gewisser Erscheinungsformen gelangen wollen, ganz gleich ob es sich um Brauchtum und Sitte, um Lieder-, Sagen- oder Märchenmotive handelt, oder etwa um die Verbreitung eines Haustyps, eines Trachtenstückes, eines Gerätes.

Äußerst lehrreich war in dieser Hinsicht die „Volkscundliche Tagung“, die unter Leitung von Professor Klapper im Januar dieses Jahres stattgefunden hat. Hier zeigte es sich, daß wir auf viele Fragen noch keine gesicherte, eindeutige Antwort geben können. Zum Beispiel: Wie weit ist in Sagen das Hockauf-Motiv verbreitet? Wie weit reicht das Gebiet der Wassermann-Sagen? Wo herrscht der Glaube an Wiedergänger, die wir ostelbisch Vampire nennen? Wo findet sich der Brauch des Todaustreibens, das wir mit der slavischen Bezeichnung „Schmickostern“ oder „Schmackostern“ bezeichnen? Ist seine Herkunft slavisch oder deutsch? Solche und ähnliche Fragen tauchen nun in großer Zahl vor der volkscundlichen Forschung auf, Fragen, die für die Erforschung und das Wissen um die Entwicklung und die Bewegung der Volksculturen bedeutsam sind, und die vor allem in Grenz-

und Überschneidungsgebieten wie Ostdeutschland von größter Wichtigkeit werden.

Hier versagen aber die bisherigen wissenschaftlichen Hilfsmittel, und es taucht der Wunsch auf, man möchte das Stoffmaterial über große Räume überblicken können. Denn zur Lösung volkscundlicher Fragen bedarf es der Übersicht über umfangreiche Stoffmassen, ferner der Übersicht über die Zeitläufte, also historische Sicht, und der Übersicht über weite Flächen. Und gerade die letztere erscheint als die zur Zeit notwendigste; diese soll der „Deutsche Volkskunde-Atlas“ bieten. So entspringt die Forderung dieser Unternehmung aus der heutigen Lage der Volkskunde als Wissenschaft mit zwangsläufiger innerer Notwendigkeit.

Dieser Gedanke, in einem groß angelegten Atlaswerk das gesamte Gebiet der Volkskunde, d. h. die Dualität des Stoffes „Wörter und Sachen“ berücksichtigend, kartographisch festzulegen, ist neu. Neu jedoch nicht die Anwendung kartenmäßiger Darstellung innerhalb der Volkskunde überhaupt. Einige Gebiete der Volkskunde, die der Grenzwissenschaft der Geographie benachbart liegen, wie Dorf- und Hausformen und ihre Verbreitung, haben geographisch geschulte Bearbeiter mit Anwendung geographisch-kartographischer Methode gefunden. Es ist das Verdienst Wilhelm Peßlers, den Volkskundeatlas gefordert zu haben, wengleich er ihm (ausgehend von der Siedlungsgeographie) engere Grenzen gesteckt hatte. Der Gedanke erhielt Tragfähigkeit und Untergrund, als der „Verband deutscher Vereine für Volkskunde“ sich damit befaßte, zuerst in einer Tagung des Verbandes im Herbst 1927 in Freiburg i. Breisgau, und dann, als die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ ihm ihre Unterstützung zusagte. In einer Tagung, die im vorigen Jahr in den Räumen der Notgemeinschaft unter dem Vorsitz von Staatsminister a. D. Dr. Schmitt-Ott stattgefunden hat, und bei der Vertreter volkscundlicher Vereine aus ganz Deutschland zusammenkamen, wurde in gründlichen Beratungen das Für und Wider dieses großen Planes erörtert.

Das Ergebnis lautete bejahend. Bestimmend für diesen Beschluß war einmal die allgemeine Erkenntnis, daß, wie eingangs geschildert, die Lage der volkscundlichen Forschung eine so beschaffene Methode verlangt, und andererseits die beträchtlichen wissenschaftlichen Erfolge, die die Arbeiten des „Deutschen Sprachatlas“ gebracht haben.

Wie soll nun der deutsche Volkskunde-Atlas aussehen? Welches Gebiet soll er bearbeiten?

Die Antwort lautet: er soll eine Aufnahme des gesamten deutschen Kulturgebietes in Europa darstellen, einschließlich des deutschen Siedlungsgebietes in Ost- und Südosteuropa. Wie weit es gelingen wird, diese Sammelarbeit in den höchstwichtigen und für Kulturbeeinflussung und Kulturwandel einflußreichen deutschen Exklaven durchzuführen, muß die Zukunft lehren. Für Siebenbürgen steht eine Sonderbearbeitung in Aussicht, die dann den Gesamtkarten beigelegt werden soll. Jedenfalls muß mit allen Mitteln erstrebt werden, daß das zusammenhängende deutsche Kulturgebiet in Mitteleuropa als geschlossenes Ganzes auf den Karten zur Anschauung kommt. Es würde ein verhängnisvoller Fehler sein, würde man an den Grenzen des Deutschen Reiches haltmachen, wie es sehr zu seinem Nachteil der „Deutsche Sprachatlas“ getan hat, wo sich nun bei der Deutung des Materials diese Schranke immer und immer wieder fühlbar macht. So ist also anzustreben, Österreich und die deutsche Schweiz mit einzubeziehen und selbstverständlich das zusammenhängende deutsche Gebiet innerhalb der Grenzen des tschecho-slowakischen Staates und Südtirol usw. Wenn es gelänge, auch noch die baltischen Provinzen und die Niederlande hinzuzunehmen, dann wäre das eine willkommene Abrundung, wie es überhaupt ideal wäre, wenn man den Rand der benachbarten Fremdkulturen überblicken könnte, die dann für die Beeinflussung und den Austausch, für die Bewegung von Kulturgütern zu wichtigen Erkenntnisquellen werden würden. Hier können aber dann die von den anderen Völkern in Arbeit genommenen ähnlichen kartographischen Darstellungen Vergleichsmaterial bieten, wie z. B. „Der Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz“, den Jaberg und Jud vorbereiten.

Was soll der Volkskunde-Atlas stofflich enthalten? Wir können mit der Formulierung des 1926 in Neißer tagenden Ausschusses für deutsche Volks- und Heimatforschung sagen:

„Zur Aufnahme kommt in Betracht alles in seiner Gänze noch nicht geborgene lebende Überlieferungsgut der sachlichen und geistigen Volkskunde des gesamten deutschen Sprachgebietes.“

Es ist zu diesem Punkt zunächst zu bemerken, daß die Rassenforschung ausgeschlossen bleiben soll. Die Rassenkunde ist eine

Wissenschaft für sich, mit eigenen Methoden und Zielen. Die Voraussetzungslosigkeit volkskundlicher Forschungen darf durch die anders geartete Problemstellung und Methodik der Rassenforschung nicht beeinflußt und belastet werden. Sicherlich aber werden sich einmal, wenn beide unabhängig von einander ihr Ziel verfolgt haben, höchst aufschlußreiche Vergleichsmomente ergeben.

Die Fülle des zu erforschenden Gutes muß unter Stichworten geordnet und es muß eine Auswahl der lohnendsten Punkte getroffen werden. Gewiß wird sich das von vornherein nicht mit Sicherheit entscheiden lassen, erst die Durcharbeitung des gewonnenen Materials wird die für die wissenschaftliche Forschung fruchtbringendsten Momente erweisen. Die Sammlung des Stoffes zu einem so groß angelegten Werk kann nur wie beim Sprachatlas in Form von Fragebogen geschehen. Auch wird man dieselbe Dichtigkeit des Sammelnetzes wie beim Sprachatlas anzustreben haben; bei geringerer Dichte werden sog. Relikte nicht deutlich, da sie durch die weiten Maschen des Netzes fallen. Indessen bestehen Unterschiede: der Sprachatlas erhält auf seine Fragebogen immer eine Antwort, die Fragen des Volkskunde-Atlas werden in vielen Fällen unbeantwortet bleiben. Das ergibt dann weiße Flecke auf der Karte, aber auch die sind für das Gesamtergebnis wichtig.

Wer soll am Sprachatlas mitarbeiten?

Jeder Deutsche, der sich seines Volkstums bewußt ist, und der in sich oder an anderen Volkstümliches, das die Fragebogen erfragen, lebendig sieht, und der das in einer vor der Wissenschaft verantwortungsvollen Weise mitzuteilen weiß. Auf dieses Moment der wissenschaftlichen Verantwortlichkeit möchte ich ganz besonders hinweisen. Denn gerade auf einigen Gebieten der Volkskunde, wie etwa Sagen und Märchen, ist das Erfinden, um den Frager loszuwerden oder auch (gutmütiger und gutgläubiger), um ihn nicht unbefriedigt und unverrichteter Sache ziehen zu lassen, ein nicht zu übersehender Zug, dem wohl kaum eines der großen Sagensammelwerke entgangen sein wird. Und darum muß immer und immer wieder dem Helfer bei volkskundlicher Arbeit das wissenschaftliche Verantwortungsgefühl zur Pflicht gemacht werden. Als Mitarbeiter kommen die breitesten Schichten des Volkes in Betracht; möge die Aufforderung zu der Arbeit am Deutschen Volks-

kunde-Atlas, die auch diese Zeilen enthalten, im schlesischen Volke den stärksten Widerhall finden. Anschriften sind an das Deutsche Institut der Universität Breslau (Volkskundliche Abteilung), Martinistraße 7, erbeten. Jeder aber werbe und interessiere für dieses gewaltige, gemeinsame deutsche Werk weitere Kräfte, so daß Schlesien im Wettbewerb mit den anderen Landschaften mit an erster Stelle steht. Handelt es sich doch für den Schlesier um die Erforschung seines eigenen Wesens und Wertes, seines eigensten kulturellen Gutes, seines eigenen Volkstums. Vor allem ist an die Mitarbeit der Lehrerschaft zu denken. Ihre Helferschaft hat den deutschen Sprachatlas ermöglicht, sie ist auch dazu berufen, die wertvollste Mitarbeit beim Volkskunde-Atlas zu leisten. Der Lehrer steht in inniger Berührung mit bodenständigem, wurzelechtem Volkstum, er hat aber auch die Entfernung und Urteilsfähigkeit zum Stoff und die Mitteilungsfähigkeit, wie sie die Fragebogen erfordern. Die Arbeitsgemeinschaften der Lehrer können wertvolle Zellen für diese Arbeit sein. Weiter wird vor allem an die Mitglieder der volks- und heimatkundlichen Vereine, der historischen Verbände und Vereine in Verbindung mit der Flurnamenforschung und der Prähistorie, für die Volksmedizin an die Pharmazeuten- und Ärztereinigungen, für Spezialgebiete an die betreffenden Berufe wie Schmiede, Imker, Fischer u. a. zu denken sein.

Als Zentralstelle der Arbeit für den Deutschen Volkskunde-Atlas ist Berlin gewählt worden mit Rücksicht auf die mit den Behörden zu führenden Verhandlungen und die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, die den geldlichen Rückhalt des Unternehmens bildet. Aber die Arbeit selbst liegt in den einzelnen Landschaften, die ihre besonderen Obliegenheiten zu vertreten haben. Für Schlesien ist die Volkskundliche Abteilung des Deutschen Instituts, Martinistraße 7, die Vermittlerstelle; von hier aus werden die Fragebogen ausgesandt, hierher werden die Anschriften der Mitarbeiter erbeten.

Was werden wir nun wissen, wenn wir den Volkskunde-Atlas haben?

Darüber soll nicht orakelt werden; es soll und kann die Wissenschaft auch nicht mit einem vorgefaßten Ziel etwa belastet werden. Aber für uns liegt das Vorbild des Deutschen Sprachatlases vor, dessen Erarbeitungen uns grundlegende neue An-

schauungen von Sprache und Sprachleben vermittelt haben. So steht für den Deutschen Volkskunde-Atlas von vornherein fest, daß er uns die Antwort auf viele offene Fragen volkskundlicher Forschung bringen wird, daß er vielleicht manche bisher gegebene Deutung als unzureichend erkennen läßt, und daß er uns vor neue Aufgaben und Fragen stellen wird. So wird der Volkskunde-atlas zunächst ein großes Sammelwerk sein, das in typologischer Auswahl und Überschau zugleich eine Bestandsaufnahme volkstümlichen Gutes der Gegenwart gibt und somit die Hauptgestaltungen unserer Volkskultur zeigt. Man hat dafür den Ausdruck Kulturmorphologie geprägt. Man wird dann eine solche Darstellung unserer Volkskultur in Beziehung setzen mit den Tatsachen der politischen Geographie durch Vergleich mit historischen Kartenwerken, mit anderen geographischen Elementen, wie z. B. Bodengestaltung und Klima, mit den Aufnahmen des Sprachatlases und wortgeographischen Darstellungen, und dabei werden sich dann die Kräfte herausstellen, die an der Gestaltung unseres Volkstumes mitarbeiteten, das Dynamische, und es werden sich die Gesetzmäßigkeiten erkennen lassen, nach denen diese Kulturbewegungen erfolgten, ein Abbild des Kulturlebens mit Einschluß der wirkenden Kräfte — „Kulturbiologie“.

Nicht zu übersehen ist der volkserzieherische Zug eines solchen Werkes, das zudem nur in der gemeinschaftlichen Arbeit aller geleistet werden kann. Gerade in unserer Zeit, die sich nach einem Jahrzehnt des Wirkens auf die größere Welt — wobei wir uns in kosmopolitischer Denkweise verloren — auf die Eigenart des angestammten Volkstums besinnt, jedoch noch immer von tausendfältigen Strömungen hin- und hergerissen und zersetzt wird durch die ephemeren Erscheinungen und fremden Gaben einer sog. Kulturoberschicht (wie Jazz, Charleston u. ä.), ist eine solche Betätigung am eigenen Volksgut von hohem, erzieherischem Wert. Und es ist Zeit, daß wir unser Eigenstes für bedeutsam genug halten, um uns damit zu beschäftigen. Mit Recht mahnte Theodor Frings: „Deutsche Gelehrte schufen einen Atlas Africanus, aber bisher keinen Atlas Teutonicus. Ihn unserer Wissenschaft und unserem Volke zu schenken ist hohe Pflicht.“

Möge Schlesien, das in volkskundlicher Forschung mit an erster Stelle unter den deutschen Landschaften steht, auch an dem ihm zufallenden Teil dieses gesamtdeutschen Werkes Vollkommenes leisten.

In zwölfter Stunde.

Zum volkkundlichen Schulsammeln.

Von August Görlich.

Die Jahrhundertwende brachte im Erziehungswesen eine Frontveränderung. Drehungspunkt: Friedrich Nietzsche. Marschrichtungspunkt: der instinktsichere, von gebändigten Trieben geleitete Vollmensch. Manche Erfahrungen des Krieges vollends öffneten jedem Einsichtigen die Augen, daß wir mit unserer intellektualistischen Jugenderziehung auf dem Holzwege gewesen waren. Man besann sich auf Mächte, die tiefer ans Herz griffen, auf Gefühl und Willen. Zu den heiligsten Gütern, in denen man die Menschheit verwurzelt wußte, gehört die Heimat; diese stellte man nun in den Mittelpunkt des Unterrichts. Aber der neuaufkommenden Heimatkunde steckte noch der Intellektualismus des 19. Jahrhunderts in den Gliedern; sie war äußerlich, topographisch: Grundriß des Schulzimmers, Gegenstände in der Klasse, Orientierung im Korridor, auf der Treppe, der Schulhof, der Schulweg. Zum Sterben langweilig! „Die Pest schlich in die Kammer, das Leben schritt hinaus.“ Allmählich ging man mehr in die Tiefe; man schloß die Archive der Heimat auf: die Urgeschichte hielt ihren Einzug in die Schule. Ausbildungskurse an unsern Museen lieferten den Lehrern das nötige Rüstzeug. Gesetze schützten heute die Überreste vorgeschichtlicher Kultur im heimatlichen Boden. Aber über Vor- und Frühgeschichte vergaß man, was uns näher lag. Man beschrieb den Illyrier, den Kelten, den Wandalen, aber man wußte nichts von dem Denken und Dichten unserer Vorfahren aus der jüngsten Vergangenheit. Mit dem beginnenden Siegeslaufe der Technik beginnt eine grundstürzende Änderung in der Lebensweise unseres Volkes. Eine Ur-tätigkeit der Menschen nach der andern schwindet, die Geister

jener stillen Zeit wandern aus; es lärmt zu sehr im Lande. Nur noch wenige Vertreter jener beschaulichen Zeit weilen unter uns. Die Bodenaltertümer in der Erde sind gesetzlich geschützt; aber die Altertümer, die noch auf dem Boden manches Bauernhauses lagern, sind schutzlos der Vernichtung ausgesetzt.

Hier tut Hilfe not. Alle Hände sind mobil zu machen. Ein Netz von Forschern und Helfern muß über das Land ausgebreitet werden. Zentralpunkte müssen die Landesmuseen sein, Zentralorganisationen die Altertumsvereine und die Gesellschaften für Volkskunde in den Provinzialhauptstädten. Schon entstehen ja überall Heimatmuseen, selbst in Dörfern bilden sich Vereine zum Schutze heimischer Überlieferungen. Ihnen sollen sich als letzte Ausläufer und äußerste Saugwurzeln die Schulen anschließen. Ein Sammler der Schüler, ein größerer Sammler der Lehrer, der größte Sammler der Rektor. Jede Schule muß ein Museum besitzen, das von Lehrern und Schülern in gemeinsamer Arbeit zusammengetragen ist und dessen Schätze für die Jugendbildung nutzbar zu machen sind.

Die Mächte des Beharrens sind vor allem Adel und Bauerntum. Börries von Münchhausen hat ihnen ein Hoheslied gesungen:

Das sind wir.

Zu Helm und Schild geboren,	Wir bauen unsre Felder,
Zu des Landes Schutz erkoren.	Wir hegen unsre Wälder
Dem König sein Offizier,	Für Kind und Kindeskind.
Treu unsern alten Sitten	Ihr spottet unsrer Ahnen? Die Hüter
In unsrer Bauern Mitten,	Sind sie der einzigen Güter,
Das sind wir.	Die Euch nicht käuflich sind.

Wir stehn mit starrem Nacken
 In des Marktes Feilschen und Placken
 In strenger Ritterschaft.
 Wir wollen in stillem Walten
 Dem Lande sein Bestes erhalten:
 Deutsche Bauernkraft.

Wie der Edelmann auf seinem Rittersitze, sitzt auch der Bauer stolz auf seiner Väterei, fühlt sich als Hüter alter Sitte und Art. Knorrig, derb, lebensfroh, seine Lebensweisheit auf Vorsicht und Mißtrauen gegründet, hat er seine Lebensführung seit tausend Jahren kaum verändert. Und doch sind unsere Bauern ein unentdecktes Volk im eigenen Lande. Der Städter, der da meint, er kenne das Volk der Bauern, ist im Irrtum.

Zu den Hütern alten Brauches sind auch die Handwerker zu rechnen. Man denke nur an die „Hidalgos“ unter ihnen, die „fremdgeschriebenen Zimmerleute“, die ihre strengen Satzungen vom Mittelalter bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, die sich eine respektable Bildung erwandern, und für die das deutsche Vaterland nicht an den schwarzweißen oder weißblauen Grenzpfählen aufhört, sondern die ihren Stenz soweit setzen, als die deutsche Zunge klingt: von Amsterdem bis Riga, von Kopenhagen bis Pest und Zürich. Man denke vor allem an die schlesischen Handweber, von deren Leidensgeschichte man in allen Büchern lesen kann. Noch lebt hier und da in unserm Gebirge ein Vertreter jenes Handwerks, der mit leuchtenden Augen erzählt, wie er mit Weib und Kind vom Morgen bis in die Nacht webend und spulend hinter Spulrad und Webstuhl gegessen hat. Sie hatten nichts; aber ihr Leben hatte Poesie, unter ihren Händen gestalteten sich Kunstwerke. Sie kennen nur eine Sehnsucht: noch einmal den Webstuhl klappern zu hören. Es sollte selbstverständlich sein, daß man in Schlesien nichts von dieser alten Heimatkunst verloren gehen lasse. Schlisches Leinen ist weithin berühmt. Wien hat in seinem Volkskundemuseum einen eigenen Raum für schlesische Weberei; Schlesiens Provinzialhauptstadt hat weder ein Museum für Volkskunde noch eine schlesische Weberstube. An thüringische Schulen habe ich schlesische Webstühle gesandt; die schlesischen Schulen scheinen deren noch nicht zu bedürfen. Ich aber meine, Heimatmuseen und Schulen sollten wetteifern, zu erwerben, was noch zu erwerben ist, nicht bloß alle Spielarten des Webstuhls, sondern alles, was zur Herstellung der Stoffe von der Flachsfasern bis zum kunstvollen Gewebe gedient hat: Breche, Hechel, Kratzel, Spille, Feifla, Spinn- und Spulrad, Kiewe und Kiewastook, Schier-rahme und Schierstook, Gescherre, Schlichtebürste und Fochtel, Weberlampe und Weberlupe, Sperrute, Weife usw.

Wichtig wäre auch, all die Namen der Werkzeuge und die technischen Ausdrücke jener Gewerbe, die im Versinken begriffen sind, zu sammeln und zu deuten, z. B. aus der Weberei: die Hilwa, die Kiewe, 's Zeemla, die Fochtel, a Keitla usw. Warum das „Zeemla“? Woher die „Hilwa“? Noch gibt uns kein Wörterbuch Antwort auf diese Fragen. So müßte allmählich der Stoff gesammelt werden zu einer Schrift über die schlesische Weberei. Gefahr ist

hier vor allem darum im Verzuge, weil mit der alten Betriebsweise auch ihr Wortschatz schwindet, nicht minder wie die Urformen der Geräte.

Schon hält es schwer, noch ein Spinnrad aufzutreiben; ein Webstuhl nach dem andern wandert als Brennholz in den Ofen. Jahrelang hab ich mich bemüht, einer Spindel, dieses Urgeräts menschlicher Tätigkeit, habhaft zu werden, bis es mir mit Hilfe meiner Schüler gelang, einige zu bekommen. Einen „Handschützen“ zu erwerben, gelang mir erst nach jahrzehntelangem Bemühen. Erstrebenswert wäre es, auch manches Stück von Werkzeugen anderer Handwerke zu bergen, z. B. der Faßbinder, der Zimmerleute, der Ziegelmacher, der Schläbamacher, der Schindelmacher, der Herrgootmacher, der Muldenhauer, der Fleischer u. a.

In dreißigjähriger Sammeltätigkeit hab ich immer wieder das Wort hören müssen: „Ja, Herr Lehrer, wenn ich's och gewößt hätte, doß Sie sich für a su wås interessiern, do hätt ich's Ihn ufgehåba; asu hå ich's halt zerhackt ond ei a Uwa gestackt.“ Unzähligemal hab ich Kinder mit den wertvollsten Sachen spielen und sie zerschlagen und verderben sehen. Prachtvolle alte Hinterglasbilder fand ich in Dornhecken und auf Schutthaufen. Erzeugnisse der einst so hochstehenden Zinngießereien liegen in Rumpelkammern begraben; aus Zinntellern fressen die Hunde und in Zinnkannen hecken die Mehlwürmer. Kostbare Stücke alter Trachten gehen durch Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit zugrunde. „Ich, hæ's amol zum Theaterspiela gegang, ond do is's verlurn ganga“, ist das Wort, das man immer wieder zu hören bekommt. Bekannt ist auch, daß großstädtische Händler ganze Wagenladungen der wertvollsten Bauernmöbel für ein Spottgeld gekauft und nach Holland, England, Amerika verschachert haben. Ich habe selbst erlebt, wie Berliner Händler die originellen Schlösser und Beschläge von wertvollen Kommoden, die ich vergeblich zu erwerben gesucht hatte, abschlugen, wie sie die goldenen und silbernen Tressen von den kostbaren Kopfhäuben herunterrissen und den Rest achtlos wegwarfen. Unser Ziel, alle diese Reste alten Volkstums zu retten, werden wir nur erreichen, wenn wir die Volksschullehrer zur Mitarbeit gewinnen. Die Landleute haben gegen die Städte starkes Mißtrauen. Die Volksschullehrer stammen zu einem großen Teil aus bäuerlichen Verhältnissen und leben in innigster Verbindung mit dem Land-

volle. In Wort und Schrift wäre Klarheit über die Ziele unserer Bestrebungen zu schaffen, daß es sich nicht darum handelt, Gegenstände aus ihrer Umgebung zu reißen, die als Familienerbstücke mit Ehrfurcht behandelt werden, sondern nur alles, was gefährdet ist, und daß es sich nicht so sehr um kostbare als um charakteristische Gegenstände handelt, daß im Gegenteil das Kleinste das Wertvollste sein kann. Es sei hier nur an die in ganz abgelegenen Orten noch vorhandenen Holzschlösser an Ställen und Scheunen oder an die vielleicht stellenweise noch im Gebrauch befindlichen Holzsteller (Scheiben) erinnert. Als letzte Helfer bei dem Rettungswerk sind die Schüler heranzuziehen, die den Zugang in jeden Boden, in jeden Kellerwinkel und zu dem Herzen des hartnäckigsten Bauern finden. So hatte ich mich jahrelang um ein Steinbeil (einen „Donnerkeil“) bemüht, den eine alte Frau besaß; sie hatte damit schon viele Krankheiten an Mensch und Vieh geheilt und wollte sich von dem kostbaren Besitztum nicht trennen. Erst als ich mich hinter ihren Enkel, meinen Schüler, steckte, gelang das schwierige Werk. Noch heute gilt das Wort des Themistokles von seinem dreijährigen Sohne: „Mein Sohn regiert ganz Griechenland. Mein Sohn regiert meine Frau, meine Frau mich; ich beherrsche Athen, und die Athener regieren Griechenland.“ Denn man darf sich darüber nicht täuschen, daß auch häufig Böswilligkeit die Erwerbung eines kostbaren Stückes hindert. Ein Silsterwitzer Bauer, auf dessen Boden ein Bild aus dem Jahre 1398 modert, setzt all meinen Bemühungen das Wort entgegen: „Ond Sie kriegas gråde nie; ond ehender sella's de Moise frassa!“

Ich träume von einer Zeit, da Schulklassen und Korridore die schönen Schränke und Laden mit ihrer bunten Malerei beherbergen werden, die jetzt vergessen und dem Vermodern preisgegeben, ein zweckloses Dasein in Scheunen und Ställen und auf Böden fristen. Das wäre um so erfreulicher, als gegenwärtig unsere Schulschränke eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Spinden einer Kaserne haben. Und die alten schlesischen Wanduhren sollen in den Klassenzimmern ticken, die alten Seeger in ihren großen Holzkästen, in denen sich ein Geißlein verkriechen konnte, und die trotz ihres Alters ihre Pflicht und Schuldigkeit noch tun wie die teuerste moderne Schuluhr. Vielleicht gelingt es hie und da noch, eines Vorderschlenkers habhaft zu werden, einer jener alten Uhren, deren Perpendikel vor

dem Zifferblatte hing und hastig hin- und herpendelte. Wo es nicht möglich ist, ein wertvolles Stück zu eigen zu erwerben, suche man es wenigstens als Leihgabe zu erhalten, um es vor dem Untergange zu retten. Vor allem wird es die Urtätigkeit des Menschen, der Ackerbau, sein, dem sich unsere Sammelarbeit zuwenden wird. Der Siegeslauf der Maschine hat ein Gerät nach dem andern verschwinden lassen. Ist nicht selbst der Dreschflügel schon fast mythisch geworden? Knebel, Strohseil, Pflugseich, hölzerne Pflugschar, Hacke, Karst und Sense, Schlepprechen, Wetzkieze, Sichel, sie alle mögen in den Schulen eine letzte Zufluchtsstätte finden. Ahnengalerie und Rüstkammer! Man lese die ersten Kapitel aus Grimmelshausens „Simplizissimus“, wo er von seiner vornehmen Herkunft und adligen Hantierung erzählt. Der Fortschritt rast mit einer solchen Geschwindigkeit, daß wir bald unsere Dichter nicht mehr verstehen werden!

Zu sammeln wäre auch alles, was dem häuslichen Leben unserer Vorfahren diente, so z. B. alles Beleuchtungsgerät: die Schläße, der Schläßhalter, der Schläßahobel nebst Schläßaholz, das Insechtlicht, Feuerstein und -stahl und -schwamm, Tunkfeuerzeug, Lichtputzschere, Zunder, Schwefelfaden, alle Arten Ölfunzen und die biederen alten Streichhölzer, die man an den Hosen anriß und die dem edlen Kleidungsstücke ein phosphoreszierendes Leuchten verliehen. Welcher Stimmungszauber der alten Beleuchtungsweise innewohnte, kann man den Kindern zeigen, wenn man an einem trüben Wintertage Grimms Märchen beim Scheine des Kienspanes vorlesen läßt. Man vergegenwärtige sich, wie Beleuchtung und Feuererzeugung durch Jahrtausende auf dem gleichen Stande stehengeblieben sind, bis Gas und Elektrizität in rasendem Tempo den Fortschritt brachten und es ermöglichten, daß der Großstädter keine Nacht mehr kennt.

Wir reden in unsern Schulen viel von den „fahrenden Leuten“ im Mittelalter, insonderheit von den ritterlichen Sängern, die mit den Königen gehen durften; nur sollten wir darüber nicht vergessen, von den „Fahrenden“ zu sprechen, die dem Manne aus dem Volke die Bringer der Lust, die Kündler neuer Mär waren. Sie waren die Zeitungen jener stillen Tage: der Lompamån; der Romfaßlamån; der Woanschmermån; der Troppamån, der Wunderdoktor und Dorfzauberer; der Gårmmån; der Leiermån, der böhmische

Musikant, das Harfenweib u. a. Von ihnen erzählt manches Erinnerungsstück in unserer Schulsammlung: das Romfaßla, Dr. Fausts „grosser Höllenzwang“, der Salbentopf des Hexenmannes von Tepliwoda. Die Erinnerung an jene friedliche Zeit umklingt uns wie eine stille, fromme Sage, und wenn wir Adalbert Stifters „Granit“ lesen, so umstrahlt poetische Verklärung die schlichte „Woanschmermäste“, die bis dahin unbeachtet in einem Winkel meiner Klasse hing, und die einst der Pechsieder aus den Plesser Wäldern mit der goldig-grünen Flüssigkeit gefüllt hatte.

Gern werden die Kinder sammeln, was ihrem eigenen Leben nahesteht, die Spielmittel früherer Tage: das Schnorrbän, das Brummeisen, den Drehmennig; ihre Schulgeräte: den Schulzeeker, die Federbüchse. Ferner Gegenstände, die an kirchlichen Festen und zu religiösen Gebräuchen in ihrer Hand eine Rolle spielten: die Klapper, die Schnarre u. a.

Die Poesie der Postkutsche ruft ein Posthorn in uns wach; das Leben der Fuhrleute, die einst so stolz mit ihren Frachtwagen durch das Land zogen, steigt vor uns auf bei der Betrachtung einer Laterne im Korbe; den Botenstab in seiner letzten Form zeigt uns ein Krumbholz mit Gebotzettel. Aus Wallfahrtsorten stammen allerhand Opfertgaben; aus Wachs gebildete Glieder, „viel wächserne Füß' und Händ“.

Wir werden heute überschwenmt mit Volkskunst aus allen Himmelsstrichen, und was ein wilder Botokude mühsam aus einem Stück Holz heraus schnitzt, um es anzubeten, ruft bei uns ganze Kulturbewegungen, Bildhauer- und Malerschulen hervor; was aber von unserer eigenen Volkskunst geleistet wurde, als wir noch Kultur, d. h. jene Einhelligkeit zwischen Leben, Denken, Scheinen und Wollen hatten, und wovon in unsern Dörfern und kleinen Städten noch manch gutes Stück auf den Böden lagert — dessen sich zu erinnern, ist es höchste Zeit. Unsere anmaßende Großstadtzivilisation wird beschämt stehen, wenn sie sich den unendlichen Reichtum der Vergangenheit, die wahre, echte Kultur des Bauerntums, die auch heute noch nicht ausgestorben ist, bescheiden vor Augen hält und an eine bodenständige Volkskunst wieder anzuknüpfen sucht. Man sammle darum all die mit bunten Blumen bemalten oder mit farbigem Stroh ausgelegten Kästchen, die buntgeblumten Schachteln, die Schränke und Truhen mit bunter Malerei,

die geschnitzten, mit sinnreichen Sprüchen bedeckten Brautellen und alles, was liebende Hände der Braut aufs Brautfuder luden, man sammle auch jene letzten Reste der alten Volkstrachten: Tressenkappen, Hauben, Haubenbänder, Spenzer, Kopftücher usw., ehe sie völlig von den Motten aufgefressen und vermodert sind. Aufbewahrungswert sind auch die schönen und geschmackvollen Patentbriefe und Glückwünsche, wie sie vor 100 Jahren üblich waren, sowie die Stammbücher mit den bunten Bildern. Einen besonderen Hinweis verdienen vor allem die schönen Hinterglasmalereien, zum Teil auf Spiegel gemalt, mit denen einst unsere Bauern ihre Stuben schmückten, ehe eine religiöse Schundindustrie und frommer Kitsch sie verdrängte, ebenso die holzgeschnitzten Altarfiguren. Heute sind die Händler ausgestorben, die früher vom Gebirge ins Land niederstiegen und die Erzeugnisse jener Volkskünstler verkauften, unter denen sich wohl mancher kleine Willmann, mancher verborgene Riemenschneider befand. Der Wert der schlesisch-böhmischen Hinterglasbilder beruht in der starken Betonung und durch Generationen verfeinerten Ausbildung ihres Hauptzweckes, des Schmuckes, des Dekorativen. Daß in ihnen fast durchweg eine elegante Linienführung zu finden ist, und daß die Farben meist einen wunderschönen Klang haben, sieht wohl jeder bald ein, wobei man nur nicht vergessen darf, daß die Farben meist auf Weiß (geweißte Wände!) und einen rötlich gebeizten Rahmen abgestimmt sind. Mit ihren leuchtenden, unverwüstlichen Farben werden sie jeder Schulklasse zum Schmuck reichen und im Zeichenunterrichte da, wo es gilt, dekorative Fähigkeiten zu schulen, gute Dienste leisten. Jedenfalls ist nicht einzusehen, warum unsere Schüler nicht an diesem Stücke alten schlesischen Volkstums genau so viel lernen sollen wie an der Kunst der Inder und Chinesen, die zum großen Teil auf ähnlichen Grundlagen beruht.

Besonderes Gewicht ist darauf zu legen, daß sich die Kinder die jeweiligen Fundumstände genau aufschreiben oder wenigstens merken und dem Lehrer mitteilen. Eine Nachprüfung durch den Lehrer wird allerdings in den meisten Fällen unerlässlich sein.

Für die Unterbringung der volkskundlichen Sammlung werden die Umstände maßgebend sein. Wohlhabende Schulen werden sich einen eigenen Ausstellungsraum leisten können, andere werden die Gegenstände im Korridor und in Klassenzimmern aufhängen müssen.

Wenn unsere kahlen Schulräume Leben gewöhnen, und wenn statt schlechter Steinzeichnungen die Urstücke unserer Volkskultur von den Wänden herabgrüßten, so wäre das erfreulich. Die Anordnung vereinige Lehrhaftigkeit und Schönheit; sie möge nach dem Werkstoffe oder nach Entwicklungsstufen, die die zeitliche Tiefe einer Erscheinung zeigen, oder nach Kulturkreisen, oder am besten nach Lebenskreisen geschehen. Die Verwaltung sei museumsmäßig; das Anordnen, Umstellen, Instandhalten geschehe durch die Schüler. Das Museum muß ihr Museum werden; ihr Schweiß muß daran kleben, es muß ihnen lieb und wert, muß ein Stück ihres Lebens werden. Man beachtet in der Erziehung immer noch zu wenig die Macht des dauernden Eindrucks, die stumme Sprache des Objekts, die Schwere der Suggestion, die Versenkung ins Triebhafte, die Methode Coués.

Nicht ganz so schlimm wie um das Gegenständliche steht es um die Überreste der geistigen Kultur unserer Heimat. Dafür hat die „Schlesische Gesellschaft für Volkskunde“ gesorgt. Doch ist noch lange nicht alles geborgen, was Sitte, Brauch, Volksglaube und Sprache Eigenartiges geschaffen haben; ganze Bezirke harren noch der Erschließung. Mehr als Trachten und Möbel, als Geräte und Werkzeuge verrät uns die Sprache von der Eigenart und Kultur eines Volkes.

In den alten Zeiten, da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des Schmiedes ertönte, so rief er: „Smiet mi to! Smiet mi to!“ Wenn der Hobel des Tischlers schnarrte, so sprach er: „Dor häst! dor, dor häst!“ Fing das Räderwerk der Mühle an zu klappern, so sprach es: „Help, Herr Gott! Help, Herr Gott!“ und war der Müller ein Betrüger und ließ die Mühle an, so sprach sie hochdeutsch und fragte erst langsam: „Wer ist da? Wer ist da?“ Dann antwortete sie schnell: „Der Müller, der Müller!“ und endlich ganz geschwind: „Stiehlt tapfer! Stiehlt tapfer, vom Achtel drei Sechter“. Zu dieser Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verstand, jetzt lautet es nur wie ein Zwitschern, Kreischen und Pfeifen, und bei einigen wie Musik ohne Worte. (Brüder Grimm, der Zaunkönig.)

Auch zu unsern Landleuten redet die stumme Natur, zwar nicht plattdeutsch, aber schlesisch, was gewiß nicht schlechter ist. Wenn der Schuster den Pechdraht durch das Leder zieht, so sagt

er: „Fläsch ond Kließla mag ich nie!“ Da klappert der Weber: „Wenn ich's och hätte! Wenn ich's och hätte!“ Und der Hobel des Tischlers schnarrt: „Do hoss'es! Do hoss'es!“ Klappert die Mühle, so sagt sie: „Vum Scheffel a Värtel! Vum Scheffel a Värtel!“ Meine Mutter hat nie eine Eisenbahn bestiegen; denn daß niemand anders als „der Biese“ dieses Beförderungsmittel erfunden habe und daß die Eisenbahn der leibhaftige „Entachrest“ sei, das war für sie eine ausgemachte Sache, und sie hörte aus dem Geräusche der Lokomotive deutlich die schreckhaften Worte heraus: „Der Schwarze kommt, der Schwarze kommt!“ Wenn die Glocke auf dem Dominium zu Pohlenowitz die Hofleute zur Arbeit ruft, so läßt sie sich folgendergestalt vernehmen:

„Kummt olle Zum Stolle, Zum krompbäniga Korle!
Zum Schenda, Zum Schufta, Ihr Äßer, verknuffta!“

Auch unsere Bauern hören Rückerts Schwalbenruf:

„Do ich fortzug Do ich fortzug Wor Schoppa ond Schoine
vul. Do ich wiederkom, Do ich wiederkom, Wor olls verzehrt.“

Folgende Vogelstimmenausdeutungen brachten meine Schüler aus den Ferien mit:

Goldammer: „Pauer, Pauer sä mer a Körnla miet!“

Schwalbe: „Meine Motter wiel Zicha flecka, Zicha flecka, Do hots kenn Zwärn!“

Zeisig: „Ziegafäsch is zäh!“

Drossel: „Madel, beste verliebt, verliebt?“

Pirol: „Schenkt mr a Glasla Bier ei!“

Backofenvogel: „Schip, schap ei däs Looch!“

Faule Moad: „Mäi Knäächt! Mäi Knäächt!“

Der Hahn, wenn er kräht: „Goot der Herr soat's!“

Der Hahn, wenn er die Henne lockt: „Ach Gott, ach Gott!“

Solcher Lautausdeutungen wären noch unzählige zu sammeln; selbst unsere Großstadtkinder haben noch nicht alles Gehör dafür verloren. Sie meinen, wenn die Kleinbahn die Gröschelbrücke bezwingt, so stöhnt sie: „Die verflomnte Gröschelbrücke! Die verflomnte Gröschelbrücke!“ Auch an Abzählreimen, Zungenbrechübungen, Lautgebärden usw. ist selbst die Großstadtjugend noch unerschöpflich. Kein Lehrer der Sprechkunst kann klangvollere Vokalübungen bieten, als ich sie von tanzenden Striegelmühler Kindern vernahm: „Struderiderallalla, Schessala ond Tallala“.

Auch im Sammeln alter Sprichwörter und formelhafter Redensarten ist noch viel Arbeit zu leisten. Ein Schüler brachte mir als Jagdbeute von einem Sonntagsausflug das Sprichwort: „Wegen em Hause schmeißt dr Battelnân a Saak nie weg“ mit, und als Antwort auf die Frage an einen Bauern, wie es ihm gehe, die Antwort: „Nu, wie a Schutta nabern Wage!“ Welch prächtige Anschaulichkeit! Unsere Schüler sollen lernen, den einfachen Leuten recht aufs Maul zu sehen, um dem durch Zeitungsschreiber und vertrocknete Beamtenseelen verdorbenen und verlotterten „Hochdeutsch“ gegenüber die prachtvolle bildhafte Sättigung der Volkssprache in sich aufzusaugen. Wenn mir ein Junge mitteilt, daß die Bauern statt: „Er ist umgekommen“ sagen: „Dr Tud hot a gehullt“ oder: „A is em a Hols kumma“, so kann man ermessen, wieviel aus solchen Beobachtungen für eine lebensvolle Sprachbehandlung zu gewinnen ist. Volkstümliche Tier-, Pflanzen- und Flurnamen sind gleichermaßen eine Fundgrube für sprachliche und kulturgeschichtliche Erkenntnisse. Wenn man in meiner Heimat eine Pflanze „Joar-a-Teiwei“ nennt, so redet dieser Name für den Denkenden eine deutliche Sprache.

Am meisten wird natürlich die Jugend auf dem Posten sein, wenn es gilt, dem Humor zu frönen. Da kommt sie bei den Landleuten reichlich auf ihre Rechnung. Till Eulenspiegel ist nicht gestorben; er wandelt noch allenthalben durch unsere Dörfer. Spottreime auf Namen, Ortsneckereien, Lügenmärchen, scherzhafte Rätsel, volkstümliche Kunststücke, humoristische Rechenaufgaben, davon bringen die Schüler ein reiches Material herbei. Hier ein Beispiel:

„Es kom a Mân mit Wieta,	Jeder Reiter sieba Weiber,
A hotte sieba Schlieta,	Jedes Weib sieba Kinder,
Jeder Schlieta sieba Fade	Jedes Kind sieba Ámma;
Jedes Fad sieba Reiter,	Wiffel wârn'r dás zusámma?“

Ein wenig Eulenspiegelei nimmt ja auch in den Spielen unseres Volkes einen entsprechend breiten Raum ein, die deshalb bei unserer Schuljugend viel Verständnis finden. Es wären hier zu nennen: das Förzestompa, das Schäfteschlohn, das Peter-Porzelspiel, das Waterprophezein, das Träppafanga, das Spellastecha, das Lâtschaschieba u. a. Die Jugendbewegung hat sich schon seit Jahrzehnten am Borne unseres Volkstums gelabt; das beredteste Zeugnis dafür ist der „Zupfgeigenhansl“, der Unvergleichliche. Die Spiel-

scharen lassen alte Volksschauspiele wieder aufleben. Hedwig Meyer, Helms-Blaasche, Max Tepp, Muck Lamberty u. a. haben gute Sammlungen alter Tänze und Spiele herausgegeben, zum Teil aus dem Schatze unserer blutsverwandten Nachbarn aus Schweden und Dänemark. Meiner Erfahrung nach ist es nicht nötig, zu unsern nordischen Vettern zu gehen, solange in der Heimat noch reiche Schätze zu heben sind. Mancher Dorfpatriarch und manches alte Mütterchen, die in der Jugend noch „a Rähn (Reigen) gestrecha“, die alten Tänze (a Flaumasaak, a Hosarecker, a Zweckaschmied, de Hinerschärre, s Vogelheisla, a Schuster-, Spiegel-, Schornsteinfegertanz) getanzt haben, werden der sammelbessenen Jugend aus der Zeit der Neger- und Hottentottentänze mit Vergnügen einmal einen guten alten „Doitscha“ vortanzen.

Gute Erfahrungen habe ich auch mit Fragebogen gemacht, die ich reiferen Schülern mit in die Ferien gab über Dinge und Worte, die mich interessierten, z. B.:

Wie heißen in der Gegend deines Ferienaufenthaltes: Die Teile des Wagens? Des Pfluges? Die Erntegeräte?

Gibt es in den Stuben noch eine „Helle“ mit einem „Hella-bänkla“? Einen „Herrgootwinkel“ mit einem Altare? Einen Kehrrechtwinkel? Gibt es eine Ofenstange?

Wie sind die Verschlüsse an den Türen: Holzschlösser? „Ochsen“? „Nachriegel“? Haben die Türen noch einen „Gatter“? Wo wohnen die Auszügler? Ist das Backhaus vom Wohnhause getrennt?

Gebraucht man folgende Ausdrücke: urbern? äschern? ei de Kähne gieh (entgegengehen)? a Molkadie (Schmetterling)? entersch (schreckhaft)?

Durch solche Sammelarbeit würden wir manchen Stoff für den Volkskudentlas bekommen.

Die Gefahr, daß die Schüler bei ihrer Sammeltätigkeit Zotenlieder lernen würden, besteht nach meiner Erfahrung nicht. Unser Landvolk hat Sitte. Etwaige Entgleisungen ins Obszöne werden von dem Ältesten des jeweiligen Kreises, und sei es der zotenreichste Großknecht, sofort mit dem Worte abgelenkt: „Ruhig, s hoot Bär-fissige drbeine!“

Das Sammeln volkskundlichen Materials ist nicht Graben in einen toten Schutthaufen. Sein erzieherischer und unterrichtlicher

Wert kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Allzulange und allzusehr haben wir unsere Bildungsstoffe aus Hellas und Rom geholt. Unser Volk soll sich erneuern an den eigenen Grundstoffen, an unseren heimischen Sagen und Märchen, an unseres Volkes Urgedanken und Urkünsten. Die Denkmäler der Vergangenheit, gegenständliche wie geistige, sind wertvolle Teile unseres Volksvermögens und sorgfältigster Pflege wert.

Zur niederländisch-schlesischen und nordschlesischen Mundartenkunde.

Von Friedrich Graebisch.

A. Vorbemerkungen.

Die nachfolgenden Mundarttexte habe ich in den Jahren 1917 und 1918 nur durch die hingebende Mithilfe folgender Herren ausarbeiten können; ich spreche ihnen daher an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aus: Lehrer A. Thiel, Groß-Würbitz, (Texte I und IX bis XII), dessen Skizze „Aus meiner Heimat“ (IX) ein sprachlich und heimatkundlich besonders wertvoller Beitrag ist; Lehrer R. Lindner, Hirschberg i. Schl. (II); Lehrer W. Jäckel, Laesgen (III); Lehrer Konrad Hurlbrink, Messow (IV); Professor Dr. Stäsche, Tarnowitz (V); Mittelschullehrer Gustav Zerndt, Schwiebus (VI); Kantor O. Zippel, Dürrettel (VII) und Studienrat Dr. Theodor Schönborn, Liegnitz (VIII).

Ursprünglich sollten diese Texte Quellenstoff für eine größere gesamt-schlesische Arbeit bilden. Da diese durch widrige Umstände nicht zustande gekommen ist, will ich die wertvollsten Früchte nach und nach an dieser Stelle veröffentlichen.

Diese Arbeit berücksichtigt vor allem den Nordzipfel der Provinz Niederschlesien, d. h. die Gegend von Glogau, Freystadt und Grünberg, die westlich und nördlich angrenzenden Teile der Provinz Brandenburg (Sorau, Krossen, Schwiebus) und den östlich daran anschließenden Teil der ehemaligen Provinz Posen, der jetzt hauptsächlich den Süden der Grenzmark Posen-Westpreußen bildet. Da diese Arbeit sich besonders eng an meine Darstellung der

Mundart von Marentschine, Kreis Militsch, anschließt¹⁾, so ist, um ein möglichst vollständiges Gesamtbild der neiderländisch-schlesischen Mundarten zu geben, auch noch eine ostneiderländische Mundart aus dem Kreise Öls berücksichtigt worden.

Die Mundarten des genannten Gebietes gehören zwei Hauptgruppen des Gesamtschlesischen an, dem Neiderländisch-Schlesischen und dem Nordschlesischen. Das Neiderländisch-Schlesische, das auch noch im Süden des Posener Landes weit verbreitet ist, von wo mir aber leider keine druckreifen Aufzeichnungen vorliegen, zerfällt nach der Vokalentwicklung von stamm-schlesisch *i*, *ü* und *ö* in eine mittlere Gruppe, zu der die vorerwähnte Ma. von Marentschine und die hier besonders stark berücksichtigte Ma. von Quaritz bei Glogau (Texte I und IX bis XII) gehören, mit den v. Unwerthschen Kennwörtern *šnaïtə* (Schnitte), *štaubə* (Stube), *tâp* (Topf), sowie eine östliche (um Öls; Text V) und eine westliche (um Grünberg, Freystadt; Text II) Randgruppe mit den entsprechenden gemeinsamen Formen *šnētə*, *štōbə*, *taup*. Die Ma. des Textes II zeigt im Vokalismus allerdings starke Übergänge zur mittleren Gruppe, vgl. die Formen *šnaït* (II 14), *štoup* (II 13), *tâup*. Der nordwestliche Teil der Mittelgruppe, ein angrenzender Streifen der westlichen Gruppe und der Osten des nordschlesischen Gebietes fällt durch Verlust des auslautenden *e* und teilweise auch durch andere starke Kürzungen (vgl. B 3) auf (U.²⁾ §§ 81 u. 93); besonders das Mittelstück des Neiderländischen zerfällt hierdurch in zwei Teilgebiete von auffälligem Klangunterschied; man vergleiche die lautlich sich sonst so nahestehenden Mundarten von Quaritz (I) und Marentschine oder die westliche Ma. II mit der östlichen V. Ebenso wie diese Kürzungen greift auch, ohne sich räumlich damit zu decken, die sehr auffällige Diminutivendung *an* vom Neiderländischen ins Nordschlesische über (neidl. Text II, nordschles. Texte III, VI, VII; U. § 49). Die von mir als Nordschlesisch bezeichnete Hauptgruppe gehört nach U. § 130 als „Niederlausitzisch“ zum „Lausitzisch-Schlesischen“. Das Nordschlesische unterscheidet sich hauptsächlich durch Erhaltung des Stimmtones der Geräuschlaute von den oberlausitzisch-nordböhmisch-osterzgebirgischen Mund-

¹⁾ Mitt., Bd. XVIII, S. 105–137; weitere Veröffentlichungen über dieselbe Mundart sind zusammengestellt Mitt., Bd. XXVI, S. 239, Anm. 1.

²⁾ U. = v. Unwerth, die schlesische Mundart, Wort u. Brauch 3., 1903.

arten, die ich als „Westschlesisch“ zusammenfasse, dagegen steht es lautlich dem „Ostschlesischen“ sehr nahe, worunter ich den östlichen Teil des Lausitzisch-Schlesischen (etwa zwischen Neiße—Kanth—Namslau) verstehe. Das Nordschlesische zeigt allerdings auch manche Übergänge zum Neiderländischen und kann nach der Diminutivbildung in drei Untergruppen geteilt werden: 1) l-Mundarten im Süden (Text VIII), 2) an-Mundarten im Nordosten (Texte III, VI, VII) und 3) chen-Mundarten im Nordwesten (Text IV) und den angrenzenden ehemals wendischen Gebieten (vgl. Göbgen, Ma. von Dubraucke).

Demnach bestehen innerhalb des Neiderländisch-Schlesischen und des Nordschlesischen sehr auffallende Unterschiede, und hierzu kommen noch zahlreiche lautliche und andere grammatische Abweichungen und wortgeographische Besonderheiten. Trotzdem sind diese Mundarten bis auf wenige Ausnahmen (Marentschine, Dubraucke) wissenschaftlichen Kreisen bisher noch fast unbekannt geblieben. Möchte diese Arbeit daher eine Lücke ausfüllen und zu weiterem Forschen anregen; noch wenig bekannt sind insbesondere auch die schlesischen Mundarten des ehemaligen Posener Landes; auch diese bieten gewiß viel wissenschaftlich Bemerkenswertes, ich verweise z. B. auf die auffallende Wandlung des sonst so beständigen schles. ü aus mhd. uo in iu in der Gegend um Fraustadt (Gusinde, Wort und Brauch 7, § 65 Fußnote), vgl. auch vereinzelt kiü (Kuh) im Text III, 11.

Im folgenden Abschnitt werden noch die wichtigsten Besonderheiten der hier berücksichtigten Ortsmundarten kurz behandelt.

B. Grammatische Erläuterungen ¹⁾.

1. Vokale. a) Qualität. Stammschles. ǎ (aus mhd. a) und ä (aus mhd. e) sind im Gesamtgebiet des Neiderländischen und in einem großen Teil des Nord-, West- und Ostschlesischen zu uo und ie (in verschiedenen Abarten) diphthongiert (I—III, V, VII, VIII). — Über die Verdunkelung verschiedener Vokale vor velarem oder vokalisiertem l (alt, Kalb, helfen, geholten usw.; Texte I, II, VI, VII) s. unten bei l. — Stammschles. ī (aus mhd. i, ü, ē, œ), z. B.

¹⁾ ü bezeichnet den langen offenen e-Laut (statt ē), ǎ den entsprechenden o-Laut (statt ō).

in Wiese, hören, und ū (aus mhd. u, ô), z. B. in groß, Ohren, werden in einem großen Teil des Neidl. und Nordschl. durch folgendes r beeinflusst, vgl. I wais, härn, graus, örn; II waïs, hërdn, grou, ourdn; V wëifə, hirn, graos, örn; VI wīs, hërn, grūs ūrn; VII wis, härn, grūs, ūrn; VIII wīfə, hīern, grūs, ūern; die nord-schles. Mundarten III (Laesgen) und IV (bei Krossen) zeigen gleichmäßig ī und ū, entsprechend die Gegend von Militsch (Marentschine; U. § 12 teilw.) ai und au: waifə, hairdn, graus, aurdn. — Andere Unregelmäßigkeiten deuten auf Mundartenmischung, z. B. II fēl (viel), špēln (spielen) mit ē statt regelmäßigem aī (waïs) auf Einfluß des Westniederländischen bei Grünberg, V öwm (Ofen) mit ō statt ao (grāos) vielleicht auf Einwirkung der Städtersprache, IV fäl (viel), bär (wir) ärə (ihre) mit ä statt ī (wīfə, špīln, iərə = eher, firə = sehr, hīrn) vielleicht auf Mischung mit niederdeutschen Elementen. — Auffallend ist die sonst im Schlesischen nicht vorkommende getrennte Entwicklung von gedehntem mhd. o und mhd. â bei Schwiebus und Krossen: VI fōgəł (Vogel), öupst (Obst), äbmt (Abend); IV fāgl, āpst, ömt; die Aussprache â für mhd. â könnte bei VI auf städtischem, für gedehntes mhd. o bei IV auf niederd. Einfluß beruhen. — Mhd. û erscheint im gesamten Neidl. monophthongisch als geschlossenes oder offenes langes o, bei Glogau bewirkt folgendes r geschlossenere Aussprache: I pör (Bauer) gegen hās (Haus). — In einem Teil des Nordschl. sind mhd. î und û zu ai (III, VI, VII) und äu (VII) entwickelt, letzteres ist in III zu reinem ā geworden: pār, hās. Dieser Monophthong ist keine Abart des neidd. ā (I) aus mhd. û, vielmehr, wie der Vergleich zwischen III und VII lehrt, die Schlußstufe von ū > au > äu > ā. Immerhin ist diese Vertretung von mhd. û einzig im Schlesischen; sie soll nach Lehrer Jaeckel auf die Dörfer Laesgen und Polnisch-Nettkow im äußersten Norden der Provinz Niederschlesien beschränkt sein; eine mir vorliegende Aufzeichnung in der nord-schles. Ma. von Steinberg, Kreis Neutomischel, (östlich von VII) von Hauptlehrer Opitz zeigt jedoch auch die Formen Haas, Aasgedinge, as 'n Waald (aber Pauer), also im wesentlichen dieselbe Entwicklungsstufe. — Die eigenartige Vertretung von mhd. o durch a (halts = Holz, auch šaltsə = Schulze; U. § 15, Anm. 1) ist durch sekundäre Kürzung der Dehnstufe au zu a zu erklären; dies lehrt die Ma. der Ölser Gegend (V), wo auch mhd. â regel-

mäßig zu a gekürzt ist, z. B. hat, da. Einzelne dieser Formen sind weiter verbreitet und finden sich z. B. noch bei Militsch (vgl. Mitt. Bd. XVIII, S. 119, Z. 10—13), wo dieses au heute durch â vertreten ist; auch bei Meseritz (VII) gelten nebeneinander hâoſt und haſt (Holz), nâoſdn und naſdn (Nadeln). — Die Formen hut (hat VI; hatte II, III, IV, VI, VII, VIII) gehen auf mhd. â zurück, die entsprechenden schles. Formen des Präter. mit o auf mhd. a. — Die Präterita der 5. Ablautreihe mit velarem Stammauslaut (lag, sah) haben im Schles. meist den Vokal des Singulars (mhd. a) verallgemeinert und analogisch (U. § 1, Anm. 3) zu â oder uo weiterentwickelt, z. B. lâk, ſâk; in einigen Gegenden ist diese Verdunkelung lautgesetzlich (vgl. schles. tāk = Tag) nicht eingetreten, daher lak (I, V), oder es ist der Vokal des Plurals (mhd. â) verallgemeinert worden: lōk (III, VII, VIII). — Beachtenswert sind in einigen Mundarten gewisse Gleitlaute in hochbetonten Formen, z. B. II hōəs (Haus), tsoiæk (Zeug), tāk (Tag), hâiəm (heim), frâiət (Freude), ſōiəŋ (Scheune); IV ſmæłts (Schmalz). Diese Fälle sind aber vielleicht noch häufiger und verbreiteter und nicht sämtlich in den vorliegenden Aufzeichnungen festgehalten worden.

b) Quantität. Die für das Schlesische bemerkenswerte Dehnung kurzer Vokale in geschlossener Silbe vor alter Doppelkonsonanz (z. B. Stall, Topf, Fisch; U. § 98) ist im Norden des Gebietes stark eingeschränkt (besonders in IV, VI, VII). Von häufigen anderen Einsilbern sind die auch bei Hochtoung ungedehnten Formen iĉh (ich), is (ist) und in (in) hervorzuheben; Dehnung haben noch die neidld. Mundarten V (ēiĉh, ēis, aber a = in, sekundär gekürzt wie in einem Teil des benachbarten Ostschles.), I (aiĉh, ē = in, aber Kürze in is), II (aiĉh, aber is, in) und nordschl. III (iĉh, aber is, in) und VIII (ai = in mit den Nebenformen a und an, aber iĉh und is). Bei besonderer Betonung wird auch iĉhə gesprochen, wo die Dehnung nicht üblich ist, z. B. IV 5, auch in VIII und im Ostschles. bekannt.

2. Konsonanten. Besonders auffallend und beachtenswert ist die Aussprache des l, worin dieses Gebiet große Verschiedenheiten aufweist. Außer dem gewöhnlichen (alveolaren) l, das besonders im Anlaut allgemein verbreitet ist, ist in bestimmten Lautverbindungen, aber örtlich nicht übereinstimmend, palatales l im

ganzen Neidl. (I, II, V) und einem Teil des Nordschl. (III, VIII, z. T. auch VI) vertreten; in diesen Gebieten werden entsprechend auch die Zahnlaute n, d, t palatalisiert. Am weitesten ist die Palatalisierung in der Ma. II fortgeschritten, wo sie auch anlautend in den Verbindungen gl, kl, bl vorkommt: glē (gleich), klāī (Klee), blēbm (bleiben); in anderen Mundarten (IV, VI, VII) ist sie mehr oder weniger geschwunden, aber wohl vorhanden gewesen. Eine dritte Abart, das velare l, hat ein Teil des Nordschl. (III, VI, VII), besonders aber das Neidl. In der Ma. I ist das velare l entweder völlig vokalisiert oder — unter städtischem Einfluß — alveolar geworden; vgl. štikōn pl. (Stücklein, Text IX) und nādln (Nadeln I 10). Im Ostneidl. (V), auch bei Militsch, veralten die vokalischen Formen; dort (V) gelten jetzt z. B. nebeneinander alt hoifō (Häuslein), feiō (viel) und jünger hoifl, feil. Mit dem vokalisiertem l verschmilzt in gewissen Verbindungen der vorhergehende Vokal, wodurch er qualitativ und quantitativ geändert wird; so wird in I ał > ā, oł > ō, ił > iō, uł > ū: hāfn (helfen), mākn (melken), kōp (Kalb), hōp (halb), dōk (Ort Dalkau), mūōčl (Milch, jünger milč; vgl. mūčl in Gramschütz b. Glogau nach U. § 48 II 1), gēmuk (gemolken), pūkwitz (Ort Polkwitz). In II, VI und VII bleibt velares l erhalten, verändert aber die Qualität des vorangehenden Vokals in gewissen Verbindungen: II hołwn (helfen), mołkn (melken); VII (gedehntes mhd. al > āoł) kōołt (kalt); aus dieser Entwicklungsstufe erklärt sich bei VI ā in kātt, āldn neben āln (alten). Umgekehrt ist in VII kurzes a statt o entwickelt, z. B. hals neben hāoıs (Holz), nałdn neben nāołdn (Nadeln) und analog eingetreten in štał (Stall), kałp (Kalb), ał (alle). Die vokalisierte Diminutivendung o aus l tritt auch an stammauslautendes l, z. B. (I und V) paulo (Paulchen), während im östlichen Mittelstück des Neidl. noch die alte Endung ichen verwendet wird, die im Schlesischen heute meist nur noch in Resten vorhanden ist: Marenschine pauličn, vgl. auch Mitt. Bd. XVIII, S. 129, § 39; auch im Breslauer Stadtdialekt sind derartige Diminutiva noch lebendig, z. B. Mäntlichen (von Mantel). Aus mhd. līn wurde über ĩn — nach U. § 49 bei palataler Artikulation — die Endung an, vgl. hierüber unten bei der Wortbildung. — Mit der Palatalisierung von nd hängt auch die teilweise Entwicklung von nd > n zusammen (I, III, V, VI, VII: fīn = finden, fuok, gōfuō), die am weitesten in

den nordschl. Mundarten VI und VII (kiør = Kinder, heø = Händen) vorgeschritten ist, während die westlichen Gebiete nd erhalten oder nur zu n assimiliert haben: II funt, kfun; IV fin, gəfun; VIII fiñdñ, gəfun. — In der Verbindung al + Dentalverschluß (alte, halten) ist letzterer teilweise erhalten (V, III, VI, VII). — Der allgemeine Übergang von z zu s, auch im Anlaut, ist bemerkenswert in einem Teil des Nordschl. (III, VII) und im angrenzenden Neidl. (U. § 68); weit verbreitet ist aber der Übergang nach l und n (Holz, Pilz, ganz), z. B. V hals; I gans; II häüts, piłs, gans; VIII hōls, piłs, gans; ungleichmäßig sind die Beispiele von IV: holts, piłs, gans, auch anlautend teils ts, teils s. — Zwischen Sonoren werden die Fortes ch, f und s (auch aus z) stimmhaft gesprochen in einem Teil des Westneidl. (hierzu U. §§ 65 u. 70), z. B. II tējaø (kl. Teich), hōwm (Haufen), ganfr (ganzer); die anderen schles. Mundarten bieten nur vereinzelte Fälle, am bekanntesten ist aufr (außer). — Von einzelnen Kürzungen ist bemerkenswert bei II ör (oder); fast allgemein ist nupr (Nachbar), nur IV hat dafür drimšr (Drübenschler) und das Ostneidl. (V) bereits nukwr, das sich auch im Ostschles. und südl. Gebirgsschles. findet.

3. Unbetonte Silben. Der unbestimmte Artikel zeigt folgende Abweichungen:

	I.	II.	V.	VI	VIII	III	VII	IV
ein (m. n.)	a	a	a	a	a	a	a	in
einen (acc. m.)	an	an	an	an	an	a	a	in
eine (f.)	na	an	anə	anə, nə	an, anə	anə	nə	nə

Bemerkenswert von diesen Formen ist das Fem. na in einem Teil des neidl. Apokopierungsgebietes, der Akkusativ a in einem Teil des Nordschl. (Laesgen, Dürrlettel, auch Steinberg b. Neutomischel), der wohl aus dem Nominativ übertragen ist, und die Form in bei Krossen, die lautgesetzlich aus mhd. ein durch Kürzung gebildet ist. — Die schwachbetonte Form der Präposition „von“ lautet in I fr (aber fom = vom), in III, VI, VII, VIII fun, in IV fon, also mit n. — Die Präposition „in“ ist in V und teilweise in VIII in a gekürzt; außerdem hat VIII noch die Grundform ai und eine Nebenform an, die wohl aus der Mischung von a und (städtisch) in entstanden ist. — Die Endung mhd. ec, ic wird in einem kleinen Gebiet noch als Verschlußlaut gesprochen

(U. § 94), vgl. II aibrk (übrig), III ibrik; k in VII nöchmitk (Nachmittag), VIII namitkə kann auch ein Rest dieser Aussprache sein; sonst gilt allgemein schlesisch Reibelaut. — Besonders auffallend und bemerkenswert ist die schon erwähnte Apokope der Endung e. Am stärksten ist sie im neidl. Teil ihres Verbreitungsgebietes entwickelt, indem sie hier auch die attributiven Adjektiva ergriffen hat, vgl. I na graus pörwirtsōft, II d āt grōusaln, während im nordschl. Teilgebiet (VII) das adjektivische e erhalten ist. Die Ma. VI (bei Schwiebus) ist schon gemischt; sie hat im allgemeinen die Endung e, aber noch viele apokopierte Substantivformen. Zwischen dem neidl. Apokopierungsgebiet und dem westschlesischen von Lauban-Friedland in Böhmen dürften alte Siedlungszusammenhänge bestehen, auf die auch gewisse Lautentwicklungen (z. B. mhd. a, e, î, û; velares l) deuten; zeigen doch auch die Zwischengebiete, wozu auch das nördliche Gebirgsschlesische um Löwenberg gehört, noch zahlreiche apokopierte Formen. Dagegen kann der Osten des Nordschl. (VI, VII) von dem großen nordostdeutschen Apokopierungsgebiet beeinflusst sein und berührt sich daher vielleicht nur zufällig mit dem Neidl.-Westchl. Apokopierungsgebiet. Mit der starken Apokopierungsneigung der Glogauer Ma. hängt auch die Verkürzung der Vorsilben be und ge, des schwachbetonten Artikels „die“ und des Fürwortes „ich“ zusammen (I und noch besser II), welche Erscheinungen sich ebenfalls im vorerwähnten westschl. Gebiet wiederfinden.

4. Wortbildung. Hier ist vor allem die Verschiedenheit der Diminutivbildung auffallend. Während wir im Gesamtschlesischen fast nur noch Formen auf l (gebschl. la) antreffen, ist in einem beträchtlichen Gebiet, das Teile des Neidl. (II) und des Nordschl. (III, VI, VII) umfaßt, die Endung an verbreitet, die allerdings aus līn erklärt wird. Da das angrenzende neidl. Gebiet (I) die Diminutivendung o (aus ł) hat und die Mehrzahl auf n bildet, also štiko (Stücklein) sg., štikon pl., so könnte auch hieraus die Endung an entstanden und auf den Singular übertragen sein; indessen läßt auch die gebirgsschlesische Form la altes n aus līn erschließen, so daß die direkte Ableitung von an aus līn nach U. § 49 wahrscheinlich ist. Im an-Gebiet finden sich, wohl durch städtischen Einfluß, einzelne l-Formen, z. B. II 14 hiefklāiř (HefenklöÙe), die ältere Form soll hiefkolū sein, jenes gilt als „vorneher“; vgl.

hierzu in III 14 *hiëwəkoilū*, aber in VI 14 *həwəklisən*. Andere mir vorliegende Aufzeichnungen aus dem *an*-Gebiet zeigen Diminutiva auf *l* und auf *ən*, erstere dürften hier der Städtermundart entstammen. — In der Krossener Ma. (IV) gilt wie im ehemals wendischen Gebiete (vgl. Dubraucke) die Verkleinerung auf *chen*. Daß es sich hier nicht nur um norddeutschen oder obersächsischen Einfluß handelt, zeigt die Mehrzahl auf *e*, z. B. IV 14 *šipčhənə* (Hühnchen), IV 12 *lidrčhənə* (Liedchen). Freilich dürfte diese Endung durch die norddeutsche und obersächsische Nachbarschaft gestützt worden sein; sie ist aber im schlesischen Hauptgebiet durch bayrischen Einfluß verdrängt worden und hat sich in die äußersten Randgebiete (Krossen, Schönwald b. Gleiwitz, Kostenthal b. Kosel) zurückgezogen. Auch die Krossener Ma. hat einzelne *l*-Formen, z. B. IV 14 *krīmlkuchə*; finden wir doch selbst noch im Hochpreußischen (Diminutiva auf *čhe*) den sicher aus Schlesien stammenden Ausdruck *kinēlbja* (Kindelbier) = Kindtaufen und im Oberzipserischen (Dim. *čhə*) erstarrte *l*-Formen wie *laebl* (Weste), *fakl* (Säckel), *tičhl* (Kopftuch) und nach Velar Doppelbildungen auf *l* + *chen*: *wāglčhə* (kl. Wagen) usw. — Von einzelnen Bildungen seien noch erwähnt: III *fierdn* (sehr); VI *hāitū* (heut), *drhēmt* (dahem); VII *desūt* (dazu), *okrn* (ock = nur); IV *tsufomdə* (zusammen), *rimr* (herum); „jetzund“ wurde in VI *tsunt*, *tsundrš*, in VII *sundrš*; *drōčht* (VI) und *drōučhint* (VII) = danach dürften aus *drnō* + *hint* (danach + hinter) gekürzt sein.

5. Formen. Der Nom. ist in den Akk. übertragen im Artikel *a* = einen (III, VII), der Akk. in den Nom. VII 11 *an gansn haufm* = ein ganzer Haufen, der Gen. in den Dativ im Plural des bestimmten Artikels VIII 6 mit (d)r *knāičtn* = mit den Knechten, andere Beispiele VIII 10 und 12. — Erwähnt wurde bereits die Mehrzahl *n* der Diminutiva auf *o* bei Glogau (I), die Mehrzahl *e* der Diminutiva auf *chen* (IV). — Plurale auf *er* sind in VII *nāile* (Nägel, *e* < *er*), *knāičte* (Knechte), in IV *estr* (Äste), *štekr* (Stecken). — Plurale auf *s* s. Niederdeutsches. — Das Gerundium wird auf *e* gebildet in IV *frkofənə* (verkaufen), *gīnə* (gehen), *mačhənə* (machen).

6. Syntax. *Pate* ist weiblich auch als Bezeichnung eines männlichen Paten (III, IV, VII), auch in anderen schlesischen Gegenden. — In der Ma. IV gilt *šlus m.* (Türschloß), *knīə f.* (Knie). — Der Artikel fehlt nach norddeutscher Art bei Verwandtschafts-

bezeichnungen (Vater, Mutter) und daher auch bei weiblichen Taufnamen in der Ma. IV, während der Schlesier dafür „der Vater, mein Vater, unser Vater, die Marie“ usw. sagt. — Niederdeutscher Einfluß im Gebrauch der Kasus s. 8.

7. Wortschatz. Aus den vorliegenden Texten I bis VIII sind manche Namen für Spiele (Satz 11), Gerichte (Satz 14) und andere Begriffe zu entnehmen. Wortgeographisch bemerkenswert sind ferner: Heide (= Kiefernwald) gegenüber Busch (I, II, VIII) und Wald (V); Teich und Pfuhl (IV, VI, VII); übrig und überlei; leer und ledig; Fett, Schmalz, Mächsel; die Ausdrücke für Brombeeren, Hühnchen, Kälbchen; zwischen und mang (IV, VII). — In IV fehlen ock, Busch = Wald (nur Flurname), Streuselkuchen.

8. Niederdeutsches. Einiges davon kann auch noch auf den obersächsisch-nordthüringischen Teil der altschlesischen Siedler zurückgehen und ist im übrigen in Schlesien ausgestorben. † Im Vokalismus: des = das (VI, VII), den = dann (IV), vielleicht a statt o in štał, kałp, ałə (VII), ä statt i in IV fäl (viel), bär (wir), äre (ihre); å statt ö für mhd. o (IV); die Gleitlaute in II hōəs (Haus)

C. Vergleichende

I. Ma. von Quaritz, Kreis Glogau.

1. mē fūotr hot na graus pōr-wirtšoft glē nābm šāłts.

2. dʳt hūobr a šai hās, an štūol, na šōn, a štaibo, wau dr grausfūotr mit(dr) grausmutr wānt, an gūrtn mit faiə əpstbām und-akr unt wais und-a tēčə, und-ā a štikə pauš gəhārd-ins ā nō (od. noch).

3. hōt is dr fūotr nī drhām.

4. a is ē dr štūt a šwēn und-a kōp frkāfn, und-a wuld-amā uf t poltsā frāēn gain, op-sə nī filēcht (d)ī šain fārdek (g)əfuə

II. Ma. von Streidelsdorf, Kreis Freystadt.

1. mē fūotr hot a grōus pōrgut glē nābrm šāułsn.

2. dāu hūobr a šai hōəs, an štūol, an šōiēn, a gdiņhoifan, wou d āł grōusfalrn drin wāun tun, an gūrtn mit fēł əpstbāim drin unt fald-unt wāis und-a tējan, und-āu a štikaw pouš ghērd-ins.

3. hōiēt is mē fūotr nī drhām.

4. hā is in dr štūt a šwēn und-a kolp frkāiwm, und-a wułt āu amāu uf dr poltsai ūofraiņ, op sə nī amēnt-(d)ī šain fārdek

u. a., IV šmāelts (Schmalz), IV kāirl (Kerl). — Im Konsonantismus: Unverschobene Tenues in IV: hūk (hoch), pūl (Pfuhl), plukū (pflücken), pūtə (Pfote); anlautendes s aus z (besonders III, VII, teilweise auch IV). — Wortbildung: Diminutiva auf ke in IV: grōskə (Großmutter), hōmēsəkə f. (Ameise), hēməkə (Heimchen), hombutkə (Hagebutte); ferner IV drīmšr (Drübenschler) = Nachbar; einzelne Plurale auf s, z. B. VII juṣ und juṣs, māičs, VI juṣ und juṣs, besonders IV: juṣəs, māčḥəs, kāirls (Kerle), ūwms (Öfen), tīrns (Türen), bōdṣ (Böden), špīgls (Spiegel). — Syntaktisches: Verwandtschaftsnamen ohne Artikel in IV, s. o.; Dativ satt Akk. ičḥ lā mr = ich lege mich, ičḥ frā mr = ich freue mich (beides IV, VI, VII), Akkusativ statt Dativ nach helfen: ičḥ half fə = ich helfe ihnen (IV, VII), nach Präpositionen: mit (III, IV, VII), in (VII 12 u. 13), zwischen (III, VII), mang (IV und VII). — Wortschatz: Pfuhl = Teich (fuł in VI, VII, pūl in IV), maṣk = zwischen (IV, VII), ferner in IV man = nur (kum man jets), trekū = ziehen, horkə = Harke, faistr = Marder. — Diese Einflüsse betreffen nur die nordschl. Mundarten VI, VII und besonders IV, vereinzelt III (anlautend z > s) und II (Gleitlaute).

Texte.

III. Ma. von Laesgen, Kreis Grünberg.

1. māi fuātr hot anə grūse
pārweʹtsoft glaičḥ nābrn šoulsn.

2. dō huān br a šinis (od. šī)
hās, a štuāl, anə šānə, a āsgə-
diṣrhās, wū də āldə grūsālṛn drinə
wōn, a guārtn mit fil opstbēmə
und-akr unt wiḥə und-a tāičḥə,
und-ō a štikəḥ hēdə gəheʹt ins.

3. hātə is infə fuātr ničḥ
drhemə.

4. ā is in dr štuāt, unt (d)ō
tit a a šwain und-a kolp frkēfn,
und-ā wultə amōl uf də pulisai
gīn unt nōčḥfrōin, op ničḥ ernə

IV. Ma. von Messow, Kreis Krossen.

1. main fātr hot nə grūse
pauərwirtsoft glai nābm (od.
nābrn šulsə.

2. dō hābr in šinəs haus, in
štol, nə šoinə, in ausgədiṣe, wū
unfə grūsḥātr und-unfə grōskə (od.
grūsmutr) drinə wān, in gārtn
mit fāl āpstbēmə unt fald-unt
wiḥə und-in klēn pūl, und-ōg-in
štikḥn hēdə gəhīrt uns.

3. hoitə is fātr ničḥ drhēmə.

4. hā is in də štot in šwain
und-in kolp frkōfənə, unt hā
wuldə očḥ mō uf dr polisai froin,
op sə ničḥ äərnə (od. falaičtə)

hūon, dī a amā frlārn hot, wī a mit (d)am fān štātr uf t būon gəfurn is.

5. aičh het jō kunt maitfurn, ābr čh bai libr drhām gəblaibm.

6. aičh gai mit a knāichtn und-a mūētn mait unt hāf (od. hilf) dan a biso hie wəp unt klai hān. lina, mēn šwastr, keñd-ā maitgain und-a klān brudr, a paulo, maitnām.

7. drnā welčh nō āfn pauš an tupfo rāmbīrn audr pīlts hauln, unt (d)ā kin sē mr a biso flukə hāfn (od. hilfn).

8. filēcht krik čh ā an šin fauš (od. fiš), wī čh r šau mončhmā hūo im tēch fān rimšwim.

9. dā wīr fičh ābr d mutr amā frien, dūos wīr awūos fr dī!

10. s anōtsōik war br ins uf jēdn fol maitnām. wen br ok blōs nō gənuκ tsēt aibrk hetn, dos br nī tsu špiet (t)sum asn hām kem; dā gipts urntličh praigo, wen drnā šau oləs kald-unt stēw¹⁾-is. d mutr wūr nāichtn 'ršt bais, wī sē t štriknādln aibərūol gəfuchht hot unt nī fū kunt, bis (s)ə dr fūotr drnā undrm hantwerkstsōik (od. im nūēdikostn²⁾) funk, wau bār juw sē fršmisen hotn; d^{urt}

kfun hūon, dī a jiesmāu frlāurdn hut, wou a mit (d)am šain štātr uf t būon kfūordn is.

5. aičh het jōu maitfūordn kunt, ābr čh bai libr drhām gəblaibm.

6. dāu gaičh mit a knāichtn unt mūētn mait unt hołwn šou a bisaw hie oufhakə unt klai hāun. dē jetə, wūos mēn šwastr is, dī keñt āu maitgain unt meñ klinstn brūdrr pāuław maitnām.

7. drnāu welčh noch öfm pouš an tupfl brāmbierdn ör pīls houln, unt (d)āu kin sē mr a bisaw flukə hołwm.

8. kūon sēn, dāu krik čh āu an fuljə šin fouš, wī čh šou moičhmāu fulčh hūo in infn tēch rimšwim fān.

9. dāu tiet fičh d mutr ābr amāu frien, dūos wier wūos šais fēr-fā!

10. s anōtsoiək warn br fičh libr bāl maitnām. wembr ok blōus noch gnuκ tsēt aibrich (od. aibrlai) hetn, dos br nī tsu špiet tsum asn hām kem; dāu giēps dičhtich dreš, wen nāugrt šund-ots kald-unt grun wier. d mutr wūr iršt nāichtn āubmt fōu bais, wou sē dē štriknādln olēw ksucht hut unt sē gūr nī funt, bis (s)ə dr fūotr nāugrnt undrm hantwarkstsoiək (od. im

¹⁾ gerun von der Milch.

²⁾ nūēdī = Nagel.

es di šinə fārdəkutsə gəfun hot,
dī a dotsimöl frlōrdn hot, wū a
mit (d)an fōrnām karlə ās dr
štuāt uf də buānə gəfuārdn is.

5. ičh hət jū kunt mitəfuārdn,
abr ičh bī libr drhemə gəblīm.

6. dō gī ičh mit (d)ə knāchtə
unt mādə hīe wəp unt kli hōn,
də rūfə, wuāsdə mainə šwāstr is,
dī keñdə ō mitəgin unt pauləw,
mēw klinstn brūdr mitēnām.

7. drnō wil ičh noch ās dr
hedə a tupfl brānbierdn ōdr pilsə
hūln, unt (d)ō ken sə nr a bisan
fičhn hałfn.

8. wūmigličh krīg-ičh ō fū a
šin fiš, wī ičh fūnə šun mimöl in
infn wosrlučhə huā lan rimšwim.

9. ābr dō tiet fičh infə mutr
guār fierə frien, duās wier ābr
a ši gəričhtə fer fə!

10. duās əwlsəik nām br ins
uf olə fełə mītə. wen br ok blūs
noch gənunk sait ibrik hetn,
dos br ničh sə špietə sim asn
hemkiem; dō gieps dičhtik priğl,
wen drnō šun olis kəld-unt štāif
(w)ier. də mutr wuār ešt nāčhtn
fū biūfə, w sə də štriknōldn olēw
gəfucht hot unt sə nergəs fiw
kuntə, bis (s)ə dr fuātr drnō
undrn hantwerksäigə(od.in(n)uāl-
kostn) funk, wū br juw se hīn

də šinə fārdədəkə gəfun hān, dī
a dōsumöl frlārñ hutə, wū a mit
(d)ān fain štothern uf də bān
gəfārñ is.

5. ičhə hetə jə mitəfārñ ge-
kunt (od. ken mitfārñ), ābr ičh
bīn libr drhemə gəblīm.

6. dō gī ičh mit (d)ə knāchtə
unt (d)ə maidə unt half sə šun
in bisčhn hai wen unt kli main.
unfə paulčhn kində ōch mitgin
unt maʳtn, mainə klinstə šwāstr,
mitnām.

7. den wil ičh noch aus dr
hedə in tup ful brāmbārñ ādr
pilsə hūln, unt (d)ō ken sə mr
in bisčhn halfn plukə.

8. amēdə krī ičh ō ēn fon
šin fiš, wī ičh sə šun mančmō
in infn pūlə hā rimršwim fān.

9. den weʳt-sičh unfə mutr
abr mō frān, dos wārə in šinəs
gəričht fir fə!

10. dos əwlsəik nām br uns
ābr mit. wen br blūs noch fāl
tsaid-ibričh (seltner: ibričle) hetn,
dos br ničh sū špätə tsum asn
hēm kum tātn; den gips dičhdijə
wuāmsə (od. drašə), wens drnōch
oləs kəlt wārə. unfə mutr wār
gestrn ōbmt iʳšt fū fərergrt gə-
wāst, wī sə də štriknāldn ibərələ
gəfucht hot, unt (d)en hut sə sə
ničh gefun, bis (s)ə dar fātr in-
nāglkostn gəfun hutə, wū br juwəs

lägn sə tswiš a homrn unt
nūädíá.

11. nómitak tū br mit šalts-
nuprš (od. nupr šaltsəs) juw špaiɔn.
dasn fūotr is dr pūot fr meú
brūdr. monéhmā fē br á a gansr
háfn kíndr bēfom; dá špaiɔn br
„kriéhe duréh, kriéhe duréh, duréh
dí guldne briké“ audr blíndékū
audr tupšláəń, unt (d)r šworts
paudí fr lípkə is á drbē; dūof-is
tsū a nekšr hunt!

12. monéhmā tūéh miéh á undr
ífn grausn nausbām ē a fant líen;
is(s) háš, dá lieéh miéh ē a šuotn
unt hār mit báđ-örn uf da klän
grá fāgo, dar imr lítn šain lídr
línt wail a gans aubm ē a íebršt
estn lítst, wau ma n mástns gūr
ní lít.

13. ábr, wens ráńt, dá blēpéh
ē dr štaup.

14. hót wírt (t) mutr braut
bakə unt (d)rhírhār štriesokuch,
und-aíéh wār-ər háfn (od. hífn)
háłts ūolien im bakauwn. im a
ábmt háf (od. hílf) éh d híndr lítrn
unt (t) klän šípon unt (t) (t)ábm.
drná gaiéh ē a štūol tsum (m)ákn.
dá trínkéh a típo fríš gəmükə
miléh (alt: müöéh). tswíe kí fēn
jíts waidr trüəńt, d rautšek unt
(t) brán; aíéh fríe miéh šau urntlich

nūädílkostn) kfun hut, wou bēr
juw sə haikšmísn hutn; durt (t)ūotn
fē tswíšn a homrn unt nálrn lágn.

11. drnáu om náumítáek tu
br mit m juw fom šáušn-(n)upr
špētn. dam fē fūotr is bē meú
brūdr pūot. eftrš fē br áu a ganfr
hōwm kíndr bēfom; dáu špēl br
gúldn brik ór blíndékū ór táup-
šláń, unt (d)r šworts pouđí fou
jáúšn¹⁾ is áu drbē; dūof-is a
nekšis huńtə!

12. ór aíéh tū maíj-áu moíéh-
máu undr n grəus nəsbaum in
a fant lień, wens (s)ou háif-is.
dáu lák éh im šuotn unt hēr mit
báđ-ourdn uf da klín gráu fāngl,
dār imr fuléh wundršín lídāw líwt,
wail a gans hóuch drəubm in a
íebršt estāw lítst, wou ma n
máistns güor ní fān tít.

13. wens ábr ráńt fēłt, dáu
blēpéh in dr štəup drin.

14. hōíəť wírt (t) mutr brəut
bakə unt hírhār štríefkuch, und-
aíéh wār-ər hółwm háłts ūolien
in a bakəuwm. unt gāgn əubmt
hółw éh maít (t) híndr lítrn unt
(t) kláin (od. klín) putāw unt (t)
(t)əbm. unt (d)rnáuəh gāi éh in
a štūol tsum (m)olkn. dáu trínk
éh a típāw fríš miléh. tswíe kí
fēn jíťst wáidr trüəńt, d rəutšek
unt (t) brōn; aíéh fríe miéh šunt

¹⁾ F.-N. Jentsch.

fršmisen hutn; dō lōgə fə swišn
də homr unt nālē.

(s)ə hingəšmisen hutn: dō lāgn fə
mawk də homr unt nāgl.

11. nōmítiks tūn br mit nupr
šoulsn fəw juw (sg.) špīln. dan fāi
fuātr is mew brūdr fāinə puātə.
uftə fain br ō anə gansə hārtə
kiúdr səfom; dō špīln br də pulše
brikə ōdr bliúndə k'ū ōdr tōpšlōin,
unt (d)r šworsə pūdl fun broiərs
is ō drbai; duāf-is (s)ū a nāikš
huúndə.

12. ōdr ičh tū mičh ō moínčh-
mōl undr infn grūsn nusbōm in
fant lien, wens (f)u hēf-is; dō lig-
ičh in šuārt'n unt hīr mit bēdē
ūrdn uf dan klēn grōn fōgl, dārde
imr fūnə fīerdn šīnə līdāw fīnt,
wail a gans hūch hubm in də
īebrstə estāw fitst, wū man mārštns
gūār ničh fikt.

13. wens ābr rāigə feltə, dō
blaib-ičh drinə in dr štābə.

14. hātə we't (d)ə mutr brūt
bakə unt (d)rhīnrhār štrīeflkučhə,
und-ičh wār ər hāfn hōuls fetsn
in bakūwn. unt sim ōbmdə hālf
ičh mītə də hiúdr fītrn unt (d)ə
klēnə putāw unt (d)ə tābm. unt
(d)rnō gī ičh in štuāl małkn. dō
trīnk ičh a tipāw fūl frīš gemułknə
milčh. swē kīə fain jītst wīdr
truāində; də rūtšāikə unt (d)ə
brānə (auch: brāńə); ičh frīe mičh

11. drnōch, nochmítak, tū br
mit unfə drīmšn ārə juwəs ¹⁾ špīln.
dān ārə fātr is main brūdr fainə
pātə. mančjumō faibr ō in grūsr
haufə (od. nə grūsə hārt) kindr
tsufomdə; dō špīln br. anšlak
(früher: štekčhnfrgraif) ādrblinde-
kūə ādr milčhtup, unt (t)irkə
(F. N. Türk) fain šwortsr pūdl is
ōch drbai; dos is in sū špāsijr hunt.

12. ādr ičh tū mr ōch mančh-
mōl undr unfn grūsn nusbōm
(älter: nisbōm) in fant lān, wens
(f)ū worm is; dō lig-ičh in šātn
(šārt'n) unt hīrə mit bēdē ūrn uf
dān klēn grōn fāgl, dār imr fōnə
wundršīnə lidrčhənə fīnt, wail a
gans hūk ūmə in də ūbrstə estr
(od. in dr šupə = Wipfel) fitst, wū
man (n) mārštns gār ničh fān kon.

13. wens rāigə fildə, den
blaib-ičh in dr štūbə.

14. hoitə we't [(d)ə] mutr brūt
bakə unt hīnrhār krīmłkučhə,
und-ičhə wī't sə jə hāfn hōlts
in bakūwn onlān. und-ōmt hālf
ičh də hīnr futrn unt (d)ə klēnə
šīpčhənə unt (d)ə taubm. unt
(d)en gī ičh in štol də kīə malkə.
unt (d)en trīnk ičh in tipčhn ful
frīš gemułknə milčh. tswē kīə
fain jets wīdr trāčhdīch, də rūt-
šāikijə unt (d)ə braunə; ičh frā

¹⁾ = mit den Jungen unserer „Drü-
benschen“ d. h. Nachbarn.

uf t klän metšon. drnâ tit (t) mutr s äbmtbraut tsurächtmachn. hiñt hūobr rirkadufon unt šliprnilčj. dâ as br jëts a pūr talwr; dūos šmekť ins oln gut (od. dūos as br ol gārdn)¹⁾. drhinhār gipts nō na meksōšnait und-a tipō káfē.

15. fau im a faïbm rim (m)us dr füotr waidr dâ fën, ēr w'rd-a wo nī kum.

16. aičj gaidn šau a štikō akäk.

17. wen a drnâ ts^{ur} štauptär (r)ekimt, dâ füäd-a: „aičj hūo ā jedn wūos maitgēbrucht; f is wūos šaines!“

18. drnâ is t frät graus, den mit lir heñdn kimd-a nimāls häm; jëts krikt wūos, dâ štait (d)rnâ imr dr gans taiš fau.

V. Ma. von Klein-Elguth, Kreis Öls.

1. mē füotr hat (älter haut) anē grāosē wirtšuft baldē nabm (od. nābrn) šalsē.

2. da hūobr a hipšēs hōs, an štūoľ und-anē šōñe, a ošāokhoiľ (od. hoifō), wāo dr grāosfüotr unt (d)ē grāosmutr drinē waun, an güortn mit feiľ (od. feiō) birn-, epl-unt flōmbaim, a bisľ akr und-anē wēife, au an klin tēčj, und-au a štikľ wālt gēhirt ins.

3. hōtē ēis dr füotr ničj drhaimē.

¹⁾ gārdn = gern.

uf t klän maitsaē. drnāu tit (t) mutr s äubmtbrout machn, hiñt äubmt hūobr hiefklaiľ (od. hief-koľn) unt flōmtuäk. dāu as br jaits a pūr toľwš; dūos šmekť ins oln šou gut. unt (d)rnāu gipts an fetšnaít und-a tipaē káfi.

15. im a faïbm rim (m)us dr füotr waidr dāu fën; aīr wirt a wuľ nī hāiōm kum.

16. dāu gai čj m a grōus štik akāign.

17. unt wen a drnāu tsr štoupťer (r)ekimt, dāu wirt a füāñ: „aičj hūo oičj oln wūos šais maitgēbrucht!“

18. unt (d)āu is t frāiēt grōus, den mit lierdn heñdn kimt a nī, unt jaits krikt wūos fáum, unt (d)āu štait(d)rnāu dr gans taiš fōuľ.

VI. Ma. von Stentsch, Kreis Schwiebus.

1. māi fātr hut anē grūse pauerwertšoft glāi nābrn (oder nabm) šoľtsn.

2. do hān br (od. hār br) a šī haus, an štoľ, anē šāiñ, a ausgēdinhāifaē, wū dē āln (od. āldn) grūfeltrn drin wōun, an go^rtn mit fil ōupstbēmē drinē unt lānd- (od. fald-) unt wiswaks und an fūľ (od. a taičhan) und-ō a štikōľ hēdē gēhērd-ins.

3. hāitē (od. hāitn) is dr fātr ničj drhēmt.

šun u^rntlik uf də klənə moutšə. drnō tit (d)ə mutr is obmtbrūt sərāičtə mačn. hātə obms huān br hiewəkoilū mit flāmtuəkə. dō as br jīedis a puār talr fūl, duās šmekt ins oln sū gut. unt (d)rhīr-hār gipts anə šmālsšnītə und-a tipən fūl káfē.

15. fū im holp fibm rim mus dr fuātr wīdr drhēmə fāin; īndr we^rt a kām sərīkə kum.

16. dō gī ičh n šun a grūs štikə inkēgə (od. ankēgə).

17. unt wen a drnō sər štūbm-tīrə rāinkimt, dō fuāid-a: „ičh huā oln wuās (f)īerdn šinis mīt-gəbrucht!“

18. unt (d)ō is də frēdə grūs, den mit līdigə heīdū kimt a ničh, und jīedis krikt wuās šinis fun(n) (od. fundn); unt (d)rnō štit (d)r gansə tiš fūl.

VII. Ma. von Dürrettel, Kreis Meseritz.

1. glāi nābe dan šāoļs hot māi fuāte nə grūsə pāuewi^rtšoft.

2. dōu huā be a šīn hāus, a štaļ, nə šōin, a ausgədinəhoifə, wū də grūsfuāte unt (d)ə grūs-mute drin wōun, a guā^rtn mit fiqł oupstbēm drin unt ake unt wīs unt a fūļ; unt ōu a štikə hēt gəhā^rt ins.

3. hōit is de fuāte ničh dehēm.

mr šund-u^rntličh uf də klənə mōtšəhənə. dōdrnōčh tit mutr dos omtbrūt surāičtə mačn. hoitə omt as br šālknułn unt kwork. dō asn br jēdəs in pār talr ful; dos šmekt uns mōl šīnə! unt hīr-hār gips ēnə šmāeltsšnītə und-in tipən ful káfē.

15. im holp fīme mus fātr wīdr dō fāin; iərə we^rt r kaum hēm kum.

16. den gī ičh in šun in gansəs grūsəs štikə intkägə.

17. unt wen r drnōčh su^rštubm-tīrə rāinkimt, den foit a: „ičhə hāə oičh olə wos (f)īrə šīnəs mitgəbrācht.“

18. unt (d)ō is də frēdə grūs, den mit lādiјə hāində kimt a ničh hēm, unt jedəs krit wos fon (n), unt (d)en štit (d)r gansə tiš fūl.

VIII. Ma. von Wellersdorf, Kreis Sorau.

1. mai fuotr hot an grūsə pauərwi^rtšoft glai nābrn šōls (od. šōlsn).

2. dō huombr a šī haus, an štuol, an šoinə, a ausgədinəhoifl, wū də ālə grūsmutr hinə wōnt, an guo^rtn mit fil ōpstbēm hinə und-akr unt wīfə und-a taičhl, und-ō a štikl pūš gəhī^rd-ins.

3. hoitə is dr fuotr nə drhēmə.

4. a eif-ar štūot a šwēn und-a koļp frkaifn, und-a wuldə ja au amoļ uf dr poltsai frauñ, op sə arndə dī gūdə fārdədekə hūon gəfuo, dī a andrmoļ hotə frlaurñ, wī a mit dam fainə harn ōs dr štūot wūor uf də efnbūon gəfūorn.

5. eiçh kundə ja meitə fūorn, ābr eiçh bei libr drhaimə gəbleibm.

6. dau geiçh mit a knaiçhtn unt mit a mādū unt haļw n a bisļ hiā aofhakn unt klei haun. də rāofəkeñdə au meitə kum und-a paulo, meñ klinstn brūdr meitə nam.

7. drnau wēil içh noch ōfn waldə an tup fol (oder tupfo) raumbiārñ ōdr (ālder audr) piltsə huļn, unt (d)a keñdū sə ja haļfn.

8. flaiçht krīg-içh au an fiçw hipšn feiš, fāo wi-j-r šāo moiçhmoļ hūo a infn tēçhə rimšwim fān.

9. da wiār-ñiçh ābr də mutr gəwēis friān, dūos wiār wūos fir fə!

10. də anļ warbr ins libr meitə nām, wen br ok blāos no fāo feiļ tsēt hetn, dos br niçh tsu lausm tsum asn kem; da krikt br doisə, wen šāo oləs kalt wiārə. də mutr wūor orštə gestrn aubmt (od. nāçhtn) fāo bēife, wī sə də

4. a is in dr štāt a šwain und-a koļp frkēfn, und-a wuļtə ōg-amol uf dr pulətsai frāiñ, op sə niçh amēn (od. améñdə) də šinə fārdekə gəfuo hān, dī a duntsə-māļ frlōrn hut, wī a mit n fain štāthe'n uf də bān gəfārn is.

5. içh het jə kunt mitfārn (od. m. ken), ābr içh bin libr drhēmt gəblibm.

6. do gī içh mit n knaiçhtn und-n māiktñ unt haļf (od. helf) n a bisə s hā wēn unt kli hōn. də andōr (od. lawis, morik), wās mainə šwastr is, dī kunt ōçh mītgin unt paulaw, main klēnstn brūdr, mitnām.

7. dun (od. drō od. drōçht) wiļ içh noch āus dr hēdə an tup fuļ krotsotbārdn ōdr pilts huļn, unt (d)ā ken sə mr a bisə flukn haļfn.

8. frlaiçtə krīg-içh ō fū an šin fiš, wī içh fūnə šun monçh-māļ in infn tāiçhə hā (od. hār) rimšwim fān.

9. do wār fiçh də mutr ābr moļ frān, des wār ābr anə šinə façh fēr fə!

10. des anoļtsāik wern br ins uf oļ faļ mitnām. wen br ok blūsiçh noch gnuk tsait iβrlē hetn, dos br niçh tsə špāt tsum asn hēm kām; do gāps tiçhtijə drešə, wen drnoçh šund-oləs kāld-unt gərun wār. də mutr wār

4. ā is in dā štuāt a šwain
unt a kaļp fekēfm, unt a wuļt
ōu amōuļ uf de polsai frougū,
op niĉh wār infē hipšā fārt(d)ek
gəfuw hot, dī a dunsumōuļ felōārn
hut, wī a mit (d)an fain štāte
uf dā bān gəfuārdn is.

5. iĉh het ju mitfuārdn gə-
kunt, ābe iĉh bī lībe dehēm gə-
blībm.

6. dōu gī iĉh mit (d)ə knāiĉhte¹⁾
unt mit (d)ə māiĉhs unt haļf (od.
helf) fə šun a bisaw hāi wəw unt
klī hōun. infə maʹta, wuās māinə
šwastr is, het ōu kunt mitgīn
unt pāoļn mitnām.

7. unt (d)rōuĉh int wil iĉh no
āus de hēt a tufuļ krotsōļbārdn
ōude pils huļn, unt (d)ōu ken fə
me a bisaw haļfm flukn.

8. amént krik ĉh ōu no a
hipšn fiš, wī iĉh fə šun huā fān
in infn fūļ rimšwim.

9. dōu wiʹt siĉh infə mute
frān, dos be fū wuās feʹ īe
mītbren!

10. des anōļsōik wār be ins
(auch: beʹ fiĉh) šun mitnām uf
aļə fel. wen be okʹn (n)oĉh sāit
desūt²⁾ hetn, dos be niĉh sum
asn su špāt hēm kām; funstrn
gāps priġoļ, wāil aļəs kāoļt gə-
wurn is. dā mute wuār gestrn

4. a is ai (od. an) dr štuot
a šwain und-a kolp frkōfm, und-a
wult ō amōl uf dr polətsaiʹfrouin,
op sə nə amēndə huon dā šinə
fārdekə gəfun, dī a dōtsəmōl hot
frlōārn, wī a mit (d)an fain štātr
uf dā buon gəfuordn is.

5. iĉh het ja kunt mitfuōrdn,
ābr iĉh bī lībr drhēmə gəblībm.

6. dō gī iĉh mit (d)r knaiĉhtn
unt (d)r maidn unt half n šund-a
bisl hai imšloin unt klī hōn. dā
rūfl, wuos mainə šwastr is, kent
ō mitə gīn unt pauln mitnām,
wuos mai klinstr brūdr is.

7. drnō wil ĉh na aufn pušə
an tōpfl braunbiərə (od. ruom-
biərə) ōdr pilsə hūln, unt (d)ō
kin fə mr a bisl halfm flukn.

8. amēndə krīg-iĉh ō fū an
šin fiš, wī iĉh r šunt monĉhmōl
huo an¹⁾ infn taiĉhə fān rimšwim.

9. dō wīər fiĉh dā mutr ābr
amōl frīən, duos wīər ābr a ši
mitəbrəwfl fer-ļə!

10. s anōltsoik waʹrn br ins
oləmōl mitnām. wembr ak blūs
na gənuwk tsait ibriĉh hetn, dos
br nə tsə špiətə tsum asn hēm
kum; dō giəps diĉtiĉh priġl, wen
drnō šund-oləs kāld-unt gərun
wīər. dā mutr wuor iəršt naiĉhtn

¹⁾ Endung e aus er (= Knechter).

²⁾ dazu.

¹⁾ in.

štriknaldn alén fičhə tūot unt kunt fə narnde fī, bis (s)ə dr fūotr undrn hantwerktoigə fuək, wāo bir juw fə hēi fršmisn hotn; durte lāgn fə tswišr a homrn unt nāilū.

äršt gestrn äbmt (od. näičhtn) fū bifə gəwäst, wū fə də štriknoīdn olén gəfueht hot unt sə nergöts fīw kuntə, bis (s)ə dr fātr drnōčh in hantwerkskostn fuək, wū bir juws (oder jows) fə hīn fršmisn hutn; do lāgn fe šwišn (n) homrn unt nāilū.

11. nomítijes, da špēil br imr mit dam juwə fum nukwr šalsə. fə fūotr eis pūotə fu mem brūdr. moičmoł fēbr au a gantsr hofn kiúdr bəfom. da spēil br de pulše brikə ödr bliúdekū ödr tupšlauú, unt (d)r šwortsə pādól fum šmēida-¹⁾pör eif-au drbē; düof-eif-a tsū nekšəs hundl!

11. dun, nöchmítaks, tū br a bisaw mit nupr šołtsns juw špiln. dan fāi fātr is dr pāt fun mǎin brūdr. uft fāi br ög-a gantsəs rüdl kiur tsəfom; do špiln br də guldne brik ödr bliukū ödr „tsik, rāus āus mǎin go'tn!“ ödr „dr plumsak gīt rim“ ödr br šlāilū tup, unt (d)är šwortsə püdoł fun mǎns¹⁾ gotlobm is öch dödrbāi; des is nə gār tsə pütsijə krät fun an hundə!

12. ödr eičh tū mičh au moičmoł undr infn grāosn nāosbaum an fant liän, wens afāo haif-eis. dau lēig-ičh am šuortn unt hīrə mit baide örn uf da klainə grauə faugl, dārdə imr fičhə hipšə lidl fīnt; a sitst gants häoçh uf a iäbrštə estn, ma fīt-ú mārštns guor niçh.

12. ödr ičh tū mr öch mončh-mål undr infn grūsn nüsböm in fant lān, wens tsə hēf-is. do lig-ičh in šātūn unt hēr mit bēdə ūrn uf dan klēn grōn fögoł, dārdə imr fūnə wundršīnə lidaw šlāilū tut, wāil a gants hūg-ūbm in äbrštūn estaw fītst, wū mr n mārštns gār niçh fikt.

13. wens äbr rān feīdā, da blēb-ičh hinə ar štāobə.

13. wen s äbr räign fełtə, do blāib-ičh libr in dr štūp.

¹⁾ F.-N. Schmidt.

¹⁾ F.-N. Mann.

oubmt (alt: nāčhtn) šun fū bīs, wāil fə ničh kunt (d)ə štriknałdn (od. -nāčdn) fū. fə hut sə šun īberał gəfuch̄t, drōuchint fowk (od. funk) sə de fuāte undrn hantwerksōik in nāilekostn¹⁾, wū bīr juw̄s (od. jow̄s) (s)ə hīn fešmisn hutn; dōu lōuḡə fə swišn (oder mank) də home unt nāile.

11. drōuchint (oder drōu), nōuchmitk, gī be mit šāčšn-(n)upr̄š juw̄ špiōn (oder špiōln) dan fāi fuāte is māin brūde fāinə puāt²⁾. mončhmōuł fāi be a gansr hāufm kine səfom; dōu špiō be guldne brik, blində kū ōude tup-šlōn, unt (d)ə šwoʽtswaisə lark fun³⁾ mile klāms⁴⁾ is ō debāi; des gipt sū a grūsn špuās!

12. mončhmōuł lā ičh me undr infn grūsn nisbōum⁵⁾ in fant, wens (s)u⁶⁾ hēf-is. dōu lā ičh me in šuātn unt hār mit bēdə ūrn uf dan klēn grōun fougōł, dār fūne hipšə lide fūt, wāil a gans ūbm in də špits (f)itst, wū mon (n) guār ničh fikt.

13. wens ābe rāint, blāip čh in də štūp.

fū bīfə, wī fə də štriknōdln olēn gəfuch̄t hot, unt wī fə fə uf kinr štelə fiúdn kunt, bis (s)e dr fuotr drnō an nuolkostn undrn hantwerkstsoigə funt, wū bīr juw̄ fə hī fršmisn hutn; dō lōḡə fə tsvišn dr homrn unt (d)r nailn.

11. drnō, namitkə, tūn bīr mit šulsənupr̄š juw̄ špīln. dan fai fuotr is dr puotə fun men brūdr. uftə fain br ō an gansn haufm kiúdr baiłom; dō špīl br bliúdekū ōdr tōpšloin, unt (d)r šwoʽtsə pūdl fun klūks is ō drbai; duos is tsū a narš hiúdl!

12. ōdr ičh tū mičh ō mončh-mōl undr infn grūsn nūsbōm an fant liān, wens (f)u hēf-is; dō līg-ičh an šuotn unt hīer mit bēdə (od. bēdn) uəʽn uf dan klin grōn fogl, dārdə imr fū wundršine līdl fūt, wail a gans hūg-ūbm an (od. ai) dr iəbrštə estln fitst, wū ma-n mīəʽšt guor nə fikt.

13. wens ābr rain felt, dō blāip čh hinə an dr štubə.

¹⁾ nāile = Nägel + Endung er; Einzahl noil. ²⁾ Femin. ³⁾ von, nicht vom. ⁴⁾ F.-N. Klemke + s. ⁵⁾ nis f. = Nuß. ⁶⁾ zu.

14. hōtə wirt (d)ə mutr brāot bakə unt (d)rhīər hār kuchə, und-ēīch wārər halfn hals ūoliän am bakōwm. undr aubms halw-īch də hiúdr fītrn unt (d)ə hīnl (od. šīpl) unt (d)ə tōbm. unt (d)rnau gēi īch an štūoł tsum małkə. da triək īch a tipł friš gəmułkne milēch. tswiä kīə fēn jitsə wēidr trūoúda, də rāotšekə unt (d)ə brōnə; ēīch friä mičh šāo uf də klainə kałbł (od. betšł). drnau tit (d)ə mutr s asn mačhə. hōtə aubmt (od. hiúta) hūobr hiäweklēisł unt flōmtuəkə. da as br jēdəs a pūr talr fol, dūos šmekt ins oln fāo fir gut. unt (d)rhīər krīk br a štikə brāot, mit fetšə gəšmiärt, und-a tipł kófē.

15. arndə im a feībm (m)us dr füotr wēidr hī fēn; ēndr kūon a ničh kum.

16. da gēi-j-n imr a štikə akai.

17. unt wen a drnau tsur štāobətīrə rēkimt, da špričht a: „ēīch hūo oīch-jēdn wūos (f)īr hipšəs mēitə gəbrucht!“

18. unt (d)au ēis də fraidə grāos, den mit liädijə heúdn kimt a ničh; jēdəs krikt wūos; unt (d)au štēit (d)rnau dr gantsə tēis fol.

14. hāitə wert (d)ə mutr brūt bakə unt (d)ohīər hār štrāfołkuch, und-īch wār ər halfn (od. helfn) hołts ānlän in bakūwn. unt fū tsum ābmt half īch mīt (d)e hiūr fīdrn unt (d)ə putan unt (d)ə tāibā. unt (d)un gī īch in štoł tsum małkə. do triək īch a tipan friš gəmałktə milēch. tswē kī fāin tsunt (od. tsundrš) trāiúnt, də rūt-buntə unt (d)ə bles; īch frā mr šund-urntlīch uf də klēn kałban (od. māitšā). drōčht tut (d)ə mutr s ābmtasn mačh. hāit ābmt (od. hintə) hān br häweklisā mit flaumtuək. do as br jēdr an talr fuł, des šmekt ins oln fū fir gut. unt (d)ohīər hār gipts anə šnitə mit fetn (oder šwāinšmār) und-ō a tipan (oder anə pletšə) mīt káfē.

15. fū im a fībm rim (m)us dr fātr wīdr dā fāin; ēər wert a wul ničh tsərik(k)um.

16. do gī īch m šund-a grūsəs štik əntkēn.

17. unt wen a dun tsər štūbm-tīr rāinkimt, do fāid-a: „īch hā āīch oln wās (f)īr šīns mitgəbrucht!“

18. unt (d)un is də frēt grūs, dun hut (d)ə fačh īrə ričhtīchkēt hī; den mit lādjn hēn kimt a ničh, und-a jēdəs krikt a bisā fun (n); unt (d)o štīt (d)un dār gantsə tiš fuł.

14. infə mute bekt hōit brūt
unt (d)rouchint glāi dehinehār
štraifōlkuch, unt ičh wār sə halfm
hałs (od. hāqłs) in bakūwm län.
ōubms hałf ičh sə də hine fitrn
unt (d)ə klēnə hinə unt (d)ə
tāubm. unt (d)rōu gī čh sə in
štał halfm małkə. dōu trink čh
nə pletš fuł frišə milčh. swē kī
fain sundrš truaint, də rūtšekčhtə
unt (d)ə brāunə; ičh frā me šun
uf də klēnə kelbe. drouchint
macht (d)ə mute des ōubmtasn
sərechht. hōit ōubmt huā be mōu-
klisə. dōu as be a puār tałe
fuł, unt (d)es šmekt ins ał mit-
nande fū gut. unt henouchins as
be noch nə šnit mit fetn unt
(t)rinkə desú nə pletš káfī.

15. im hałp fibm fū rim, mus
de fuāte dehēm fain; riše wi't a
ničh sərīk(k)um.

16. dōu gī čh n šun a štik
ntkägə.

17. wen ə drouchint se⁶⁾ tīr
rāinkimt, foit a: „hōit huā čh
oičh ał wuās šinəs mitgəbrucht!“

18. dōu is əbe də frēt grūs,
den mit lātčhtə heñ kimt infē⁷⁾
fuāte ničh hēm; jede krikt wuās
hipšəs fun-(n), unt (d)ōu štit
səletst (d)ār gansə tiš fuł.

14. hoitə wi't (d)ə mutr brūt
bakə unt (d)rhiərhar štriəflkuchə,
und-ičh wārər halfm hōls uolīən
an bakūwm. und-ufn ōbmt halw-
ičh mit (d)ə hīnr fitrn unt (d)ə
klēnə hīnl (od. putl) unt (d)ə taubm.
unt (d)rnō gī ičh an štuol tsum
(m)alkə. dō trink čh a tipl fūl
friš gəmulknə (oder kīwormə)
milčh. tsvē kīə troin itsə wīdr,
də rūtšekə unt (d)ə braunə; ičh
frīə mičh šun urntličh uf də klēnə
mūtsl. drnō tut ins də mutr
ōbmdasn machə. hiūtə huombr
hīəfklīfl mit flaumtuəkə. dō as
br jēts a puor talr fūl (od. talfl),
dūos šmekt ins oln fū gut. unt
(d)rhiərhar gipts anə fetšnītə
und-a tipl fūl káfe.

15. fū im a fibm rim (m)us
dr fuotr wīdr dō fain; iər wi't
a wul nə tsərīkə kum.

16. dō gī čh n šund-a grūs
štikə antgəgə.

17. unt wen a drnō tsr štubm-
tīrə raikimt, dō špričht a: „ičh
huo oičh oln fīər wuos šinəs mit-
gəbrucht!“

18. unt (d)ō is də frēdə grūs,
den mit līər'n heñdū kimt a da¹⁾
nə, unt jēts krikt fun-(n) anə mit-
brēnə, unt (d)ō štit (d)rnō dr
gansə tiš fuł.

¹⁾ zur. ²⁾ unser (-er > e).

¹⁾ doch.

D. Weitere Proben der Mundart von Quaritz, Kreis Glogau.

IX. ás menr hämat.

wen fom d^{urf} amã inr ē na andr gägnt kimt, und-a fit wüos noiēs, dã špriçht a drnã drhäm: „nä, wī is (s) d^{urt} šain, wī is (s) dã bē ins, hī is gūr ništ laus! d^{urt} fit ma faiḡ mai wī bē ins.“ abr dūs gēmār is nī wār; drhäm is a halt aiberüol bəkant unt macht (t) äḡn nī fau graus auf wī ē dr fremt. kimt abr a fremdr hihār, dã fit dar hī waidr faiḡ mai wī drhäm.

a gūdr (gutr) komrāt hot miçh amã bəfueçt, unt (d)ã dueçt çh, aiçh wār amã hī dī gägnt tsaigḡ.

aiçh štom ás kwürts, lis a d^{urf} üo dr būon fr glāk nō šprut. fr hī ás hot mas nī mai wēt ē t (d)okr bark. uf dr lantkürt fēn fə a štikḡ fom kotsngəb^rrk. dã dueçt çh, aiçh wār amã mit n ē d bark (g)ain.

na, libr komrāt, tsu^rřt fulst (d)r amã kwürts üofän. kwürts is a šmuk d^{urf}; s hot nī gans tswie fãlnt ēwãn; f is a morktflāk. frir worn jō å mäst štraubüdn hī, abr jitst is (s) a frentliçh d^{urf}. list, hī glē bem būonhãf hust s šlus. hī wãnt (d)r her barön, f is a her „von Tschammer“; dasn faun wūr drãsn im elfas „stãts-(f)ekrtär“. hī wãn jō mäst pörlöt; abr d būon, t pust, na domfmaio und-a bãhãf hüon jō å nō faiḡ lötü s braut gãn. br hüon å na graus broiērē hī, unt kwürts is bəkant d^{urçh} da bərimt k^{urn}, dār ē diemos brenērē gəmaçt w^{irt}. list, dūof-is infə morkt, unt (d)rhinr hust glē dī bät k^{rçh}n. d ^rřt, mit (d)am haueç t^{urm}, dūof-is d ēwanjělš, unt (d)rhinr is glē t kadãlš. nu w^{irt} (t) štrãs waidr eḡr, unt br kum uf t šusé, dī mis br a štikḡ læk (g)ain, wen br ē d bark weln. br fēn jitst auf der šusé, di fr berlín nō brasḡ gait. nu kin br hōp liuks an füsšték op(b)igḡ, hī fents a bisḡ üo tsu šteḡn. ē br nu ē a pauš kum, war br ins ^rřt amã imfän. na list — nu merkst ^rřt, wī tif dī gägnt lēt, unt wüos fr na šain ås(f)ieçt br hüon. hī f^{urn} hust kwürts laigḡ, dūs tsit fiçh fau læk nundr. d^{urt} hust (t) būon, fáutsü gait sə nō glāk. dūs d^{urf} d^{urt} is klupšn; dūs wēs hãs is dr būonhãf, unt (d)r haueç šornštãn gəhãrt ts^{ur} flaksrestērē. drnã list waidr bark mit pauš. d^{urt}(t)sü gait (d)ī brät šusé nō pükwits, wau dī bərimt pükwitsr štikḡn špaion. went nu amã wētr naibr list ē a mitak, dã hust nō na gans hets derfr laigḡ. f^{ur} kwürts list fau faiḡ graus

waifn. dūof-is (s) kwūrtsr brūch. d^{urt} is (s) gūr fār nūs. wens rānt, fīt mas wosr štain. hīrm brūch fīst a pūr term, dūof is prinke. d^{urt} wānt (d)r hertsok, unt (d)^{urt} is t kārnr drhām. weṛ rim ē a ābmt is drnā pauš. hī ē a mitak must nō amā fān, d^{urt} is nō a t^{urm}. dūof-is klā kutsn. na, dā hust jō wēns wūs gāfān. wens ābr amā gans hal is, dā fīt ma hī ē a mitak s rīfngəb^{rk}. ja, dūs w^ršt mr nī glābm. ābr kā špos; f^{urn} laigə dī klān bark, unt hīw fīst wirkliĉ s rīfngəb^{rk}; konst, went bešāt wīst, d āntsln bark undršād. f is na herliĉ praĉt, wen t šnaikop fau šain blā dālēt, unt wen im wīnr oləs (f)au šain wēs glentst. nu warbr ābr amā a pūr šrait weṛ gain. ūo dr andr fēt fīst ābm fau faiə. na, nu husts gans audrtūol fār dr laigə. — hī draibm im m^{urgə} hust glāk, dūs (f)en (t) term unt šornštān. dar šain brāt filbrfūodn, dūof-is d audr. drnābm hust (t) būon, dī gait fr glāk nō grīnbark. wēt hīar dr audr hust pauš. ābr f^{urm} pauš bis naibr ūo d bark laigə derfr. dī derfr fēn māst klān und hūon graus heršoftn. am šīnstn lēt dūs d^{urf} d^{urt} mit (d)r klān k^rĉh ufm bark. dūof-is kōr, s hot na herliĉ lāk, unt s (f)it ā reĉt šmuk ās, wen ma draibm mit dr būon fīrt; f is gūr a nīliĉ bilt. hī undn im grunt dūs derfə hāst gust. s lēt reĉt tīf, unt wens rānt, dā is (s) gūr ol, aibrhāpt, wen gəwitrgis kum. — na fīst, unt (t)s^{ur} link hant, dā hust (t) bark. dūof-is dr dōkr bark; d^{urt} undn lēt s gosthās. hī links hust a kāl bark, fīst šau a fant unt (d)ī pūr ālitsk (k)īwrn. hī nābm gust, a bişə frštakt, lēt (d)r b^{urk}bark; d^{urt} ful frīr amā na b^{urk} aubm gəštādn hūon.

nu warbr ins ābr drtsūhāln, dos br ē a dōkr bark (k)um, d^{urt} warbr a bişə frīštikə. dī haibə fēn jō ol nī hauch. ūo dr kwūrtsr fēt gait jō gūr dr flūk draibr. hī is halt mē pauš. dr dōkr bark is tswīehundrt(unt)faiptsn mētr hauch; a is māst mit buchə bəwaksn. im sumr, fau fr dr himəfūrt, bis drnā s hātkrāt riĉtiĉ blit, dā kum hīhār jēdn suntak faiə štāt ās glāk, šprut unt boitn unt (d)rnā nō faiə āf-a derfrn. dā is hī kontsért unt karusél unt šisbūd n und olrhand fītn laĉhə. jītst faə fə hī a wīnr ā šau ūo tsu šlaitln. na, dā fēbr jō dā! dr (r)īfngəb^{rk}sferān unt (t) (d)ōkr heršoft hēlt hī oləs ē ^urnuk, sust wirš wō gūr fār frwīldr. uf a bark nuf gain klān trepm, und-ufa wāgə konst špotsīrn gain. hī hot frīr amā na dōkr frā lusn a pūr štān fetsn, dā konst jits t feršon nō lāfn. fīst, da wāk hī nundr, dūof-is t šlaitnbūon. ās

dr lik hī konst šau weṭr fan; d^{urt} (d)raibm štait (t) onkabél, unt (d)^{urt} lét a d^{urf}, duos häst braifnts, unt hī da fantrikⁿ, dūos nen d ló^t a tsaigr^{rik}ⁿ. d^rthai warbr jitst amá gain. dī haib^o fēn jō ol mit kīwrn bəwaksn.

šwitst wō šau; jajā, a bis^o štēgⁿ konst šau! na, nu gait^s glē grūot weṭr. hī gait^s nō jēdr lét gūr gīelk nundr, und-aubm is (s) šmūol. d^{urt} wau dr (r)ikⁿ brātr wirt, hūobr a šelnbark ərācht. šūot, (d)os br hī lau wing-ās(f)ičt hūon, f is oləs fau pauš. na fist, hī fēn a pūr beⁿk, und-a ās(f)ičtsturm is ā hī. ābr a is ok nī fr ins, f is a fīnālt^{urm} frš militār; d glāgr pīonīr hūon (n) gəbāt. hī is waidr besr, hī fābr uf d audr tsu waidr wēt əs lant. hī nundr kum br nu ts^{ur} onkabél. dī štait frē ufm bark dā. hust (d)^{urt} difelb-ās(f)ičt uf d audr tsū wī fom gustnr bark. weṭr nim kum br uf a firštnblik, ābr d ās(f)ičt is nī gūr lau firštlich; f is oləs awīnk frwīldrt.

na, libr komrāt, wen t fr kwūrts bis ts^{ur} onkabél gaⁿ bist, dā hust lau s mäst gəfān, wūos hī ē dr nīe tsu fān is. frēlich; d^{urt} wau dū drhām bist, wirts jō nō šinr fēn, ābr ins šēnt difelp fun wī oičh. aičh bai hī graus gəwaksn, unt mār gəfelts hī ā. kum čh wau andrš hai, dā fā čh mrš ā ūo, ābr čh bai ā frau, wen čh waidr drhām ē dr āld-^{urn}u^{ok} bai. drhām is drhām!

X. Hutsch mit der Tunte ins Wärme!

(Vgl. hierzu die Originalfassung in der Ma. von Marentschine bei Trachenberg, Mitt. Bd. XX, S. 186 f.)

s hot amá a mūon a fāl wēp. wen a imr ē d arbāt gi^{nk}, gi^{nk} sə uf a bādⁿ; d^{urt} hot-sə na tun mit fādrn, dā fūet sə imr: „hutš mit (d)r tuūt¹“ es worm!“ unt špru^{ok} nē ē (t) tun unt blāp d^{urt} bis ābms. wen (n)ū dr mūon hām kuom, wundrt a fičh imr, wūos (s)ə āuklich gəmacht hot. dā hot a fičh amá uf a bādⁿ frštakt, und (d)ā hot a nū dar komādj amá tsūgəfān. „wort ok“, ducht a, „dam di^{ok} (g)ait optuhāfn!“ a hot (t) fādrn rāsgənum ās dr tun unt wosr nēgusn und-aubmdrauf waidr a pūr fādrn gə-tān. wī nū a andr tāk dr mūon waidr f^{urt} wūr, gi^{nk} sə waidr uf a bādⁿ unt mačht: „hutš mit (d)r tuūt es worm!“ unt plants es kält wosr nē. jitst hot sə ābr gənuk, fr jits op gi^{ng} sə nīmai uf a bādⁿ. unt (d)r mūon friet fičh, dos a lə kurīrt hot.

¹) Dem Ursprungstext entlehnt, aber in Quaritz nicht bekannt.

XI. Vergleichungstexte I und II.

(In glätzischen Mundarten s. Mitt. Bd. XVI, S. 234, in Marenschiner und Brieger Ma. s. Mitt. Bd. XVII, S. 126f.)

a) aiçh hūodn gəfræt, op dūos ā wār is, wūos d lōt sau rīedn, den aiçh kunt s gūr nē rächt glābm. unt (d)ā mānt a, wī di far a wūēn mit a štān afārgətsāēn hetn, dā wīr a rundrgəštīrtst, ābr tsum glik nābr d rādr; a hot ābr gəducht, a het sīçh oləs tsrślūēn. a hōp jār is (f)aitdam frgā, ābr s tīet n oləs nō fār wai bem ādnhauln, a keñt s bāl nīmai āshāln; d āgū tīetn ā ništ mai tāgn, a keñt ā gūr nīmai gut hārn; a wīr wō nīmai lauk lābm.

b) dū konst mrs glābm, aiçh hūo diçh nī belāēn. mēn šwastr hot tāg-unt nacht kān rū. dī hot a gans hoifō kiñdr drhām; (s) sen a pūr hipš mādlīn drbe. in ābmt, wī fə fom fālt hāmginck, is a gəwitr gəkum, unt s gus wī ās kon. se hot an wētū wāk; dā is (f)ə undr d bām gətrātn, d^{urt}, wau imr dr graus štānhāfn lak, d^{urt} hot sē dr blits əršlūēn.

XII. Vergleichungstext III.

(In glätzischer und Nordschönlengster Ma. s. Mitt. Bd. XVII, S. 124—126, in Brieger Ma. s. Mitt. Bd. XVII, S. 195—196, in Marenschiner Ma. s. Mitt. Bd. XXVI, S. 241—242).

infr nupr august is šau a ālr, krañkr mūon. a is infə freñt unt (d)r pūot fr insn mādl, fr mlēçh. br hūon ā an jub, dar hāst kol, tswie mādlīn fēn ins šau gəšt^{urbm}. hōt kūom dr pūot tsu ins; çh wūr grūot (d)rāsn bē a uksn, unt çh hūodn šau fan fr wētū kum. a wult ē t kīrçh gain, ābr dr wāg-ē t kīrçh is wed-unt šlēçt, unt s gaid-aibr an hauch bark.

dr pūot hot jedn fr a kiñdrn an opo unt na bīrn maitgəbrucht, und-om (m)āntak hūon fə a klā šekçht katso krikt. t kiñdr wultnēn gūr nīmai f^{urt}lusn; a is imr sau gut tsūn, wail fn imr sau gūd-antwārtū gān, wen a fə im wūos frāēt. a wēl n (n)ō mai fr fēn epon unt bīrn gān; m^{urgū} gain fə tsūn, dā warn fə d bām šitln.

fist, d^{urt} kimt (t) ml! wau hust n dī bāt šwir štān hār ē deñ orm, d ərtriest fə jō kām? jīst mach dr ok dēn arbāt; hust jō gūr nō ništ gəmacht! tu ok ^{urntlich} larn, šrēbm unt reçh, dost mit koln konst uf d graus wais špaiçn gain.

E. Hochdeutsche Übersetzung der Texte I bis XII.

I bis VIII. (Die mundartlichen Fassungen zeigen in vielen Einzelheiten Abweichungen, die nur zum Teil in der örtlichen Mundart, zum Teil aber auch in der persönlichen Sprechart des Gewährsmannes begründet sind.)

1. Mein Vater hat eine große Bauernwirtschaft gleich neben dem Schulzen.

— 2. Da haben wir ein schönes Haus, einen Stall, eine Scheune, ein Auszugshaus

wo die alten Großeltern drin wohnen, einen Garten mit viel Obstbäumen und Acker und Wiese und einen kleinen Teich; und auch ein Stückchen Wald ¹⁾ gehört uns. — 3. Heute ist der Vater nicht daheim. — 4. Er ist in der Stadt ein Schwein und ein Kalb verkaufen, und er wollte auch einmal auf der Polizei nachfragen, ob nicht jemand die schöne Pferdedecke gefunden hat, die er damals verloren hat(te), als er mit dem feinen Städter auf die Bahn gefahren war. — 5. Ich hätte ja mitfahren können, aber ich bin lieber daheim geblieben. — 6. Da gehe ich mit den Knechten und Mägden und helfe ihnen schon ein bißchen Heu wenden und Klee hauen. Meine Schwester Rosel (od. anders) könnte auch mitgehen und Paulchen, meinen kleinsten Bruder mitnehmen. — 7. Dann will ich noch aus dem Walde einen Topf voll Brombeeren oder Pilze holen, und da können sie mir ein bißchen pflücken helfen. — 8. Vielleicht bekomme ich auch einen solchen schönen Fisch, wie ich (deren) schon manchmal in unserem Teiche habe herumschwimmen sehen. — 9. Da würde sich aber die Mutter einmal drüber freuen, das wäre was für sie! — 10. Das Angelgerät werden wir uns auf alle Fälle mitnehmen. Wenn wir nur noch genug Zeit übrig hätten; daß wir nicht zu spät zum Essen heimkämen; da gäbe es tüchtige Prügel, wenn dann schon alles kalt und geronnen wäre! Die Mutter war erst gestern abend so böse, wie sie die Stricknadeln überall suchte und nirgends finden konnte, bis sie der Vater dann unterm Handwerkszeuge fand, wohin wir Jungen sie verworfen hatten; dort lagen sie zwischen den Hämmern und Nägeln. — 11. Darauf, nachmittags, spielen wir mit dem Jungen vom Nachbar Schulzen. Sein Vater ist der Pate meines Bruders. Manchmal sind wir auch ein ganzer Haufen Kinder beisammen; da spielen wir die goldene Brücke (und andere Spiele), und der schwarze Pudel von Linkes (od. anders) ist auch dabei; das ist ein neckisches Hündchen! — 12. Oder ich tu mich auch manchmal unter unseren großen Nußbaum in den Sand legen, wenn es so heiß ist. Da liege ich im Schatten und höre mit beiden Ohren auf den kleinen grauen Vogel, der immer solche schöne Lieder singt, während er ganz hoch oben in den obersten Ästen sitzt, wo man ihn meistens gar nicht sieht. — 13. Wenns aber regnen sollte, da bleibe ich in der Stube drin. — 14. Heute wird die Mutter Brot backen, und hinterher Streuselkuchen, und ich werde ihr helfen Holz anlegen im Backofen. Und gegen abend helfe ich mit die Hühner füttern und die kleinen Hühnchen und die Tauben. Und danach gehe ich in den Stall zum Melken. Da trinke ich ein Töpfchen voll frisch gemolkene Milch. Zwei Kühe sind jetzt wieder trächtig, die Rotschecke und die Braune; ich freue mich schon ordentlich auf die kleinen Kälbchen. Dann macht die Mutter das Abendbrot zurecht. Heute abend haben wir Hefenklöße mit Pflaumentunke (od. anderes). Da essen wir jedes ein paar Teller voll; das schmeckt uns allen so gut. Und danach gibt es eine Fettschmitte und ein Töpfchen voll Kaffee. — 15. Etwa um (halb) sieben muß der Vater wieder da sein; eher wird er kaum heimkommen. — 16. Da gehe ich ihm schon ein großes Stück entgegen. — 17. Und wenn er dann zur Stubentür hereinkommt, da sagt er: „Ich habe euch allen etwas sehr Schönes mitgebracht!“ — 18. Und da ist

¹⁾ Heide (im nordschles. Mundartgebiet) = Kiefernwald.

die Freude groß, denn mit leeren Händen kommt er nicht, und jedes bekommt etwas von ihm mitgebracht; und da steht dann der ganze Tisch voll.

IX. Aus meiner Heimat. Wenn vom Dorfe einmal einer in eine andere Gegend kommt, und er sieht etwas Neues, da spricht er danach daheim: „Nein, wie ist's dort schön, wie ist's da bei uns, hier ist gar nichts los! Dort sieht man viel mehr wie bei uns!“ Aber das Gerede ist nicht wahr; daheim ist er halt überall bekannt und macht die Augen nicht so groß auf wie in der Fremde. Kommt aber ein Fremder hierher, da sieht dieser hier wieder viel mehr wie daheim.

Ein guter Kamerad hat mich einmal besucht, und da dachte ich, ich werde ihm einmal hier die Gegend zeigen. Ich stamme aus Quaritz, es ist ein Dorf an der Eisenbahn von Glogau nach Sprottau. Von hier aus hat man es nicht mehr weit in die Dalkauer Berge. Auf der Landkarte sind sie ein Stückchen vom Katzengebirge. Da dachte ich, ich werde einmal mit ihm in die Berge gehn.

Na, lieber Kamerad, zuerst sollst du dir einmal Quaritz ansehen. Quaritz ist ein schmuckes Dorf; es hat nicht ganz zweitausend Einwohner; es ist ein Marktflöcken. Früher waren ja auch meist Strohbuden hier, aber jetzt ist es ein freundliches Dorf. Siehst du, hier gleich beim Bahnhof hast du das Schloß. Hier wohnt der Herr Baron, es ist ein Herr von Tschammer; dessen Sohn war draußen im Elsaß Staatssekretär. Hier wohnen ja meist Bauerleute; aber die Bahn, die Post, eine Dampfmlühle und ein Bahnhof haben ja auch noch vielen Leuten das Brot gegeben. Wir haben auch eine Brauerei hier, und Quaritz ist bekannt durch den berühmten Korn, der in Dehmels Brennerei gemacht wird. Siehst du, das ist unser Markt, und dahinter hast du gleich die beiden Kirchen. Die erste, mit dem hohen Turme, das ist die evangelische, und dahinter ist gleich die katholische. Nun wird die Straße wieder enger, und wir kommen auf die Chaussee, die von Berlin nach Breslau geht. Nun können wir halb links einen Fußsteig abbiegen, hier fängt es ein bißchen an zu steigen. Ehe wir nun in den Wald kommen, werden wir uns erst einmal umsehen. Na, siehst du — nun merkst du erst, wie tief die Gegend liegt, und was für eine schöne Aussicht wir haben. Hier vorn hast du Quaritz liegen, das zieht sich so lang hinunter. Dort hast du die Bahn, so zu (= in dieser Richtung) geht sie nach Glogau. Das Dorf dort ist Klopschen, das weiße Haus ist der Bahnhof, und der hohe Schornstein gehört zur Flachsrlösterei. Danach siehst du wieder Berge mit Wald. Dortzu (= in jener Richtung) geht die breite Chaussee nach Polkwitz, wo die berühmten Polkwitzer Stückchen spielen. Wenn du nun einmal weiter hinüber siehst in den Mittag, da hast du noch eine ganze Hetze Dörfer liegen. Vor Quaritz siehst du so viele große Wiesen. Das ist das Quaritzer Bruch. Dort ist es gar sehr naß. Wenn es regnet, sieht man das Wasser stehn. Hinter dem Bruch siehst du ein paar Türme, das ist Primkenau. Dort wohnt der Herzog, und dort ist (1917) die Kaiserin daheim. Weiter herum in den Abend ist danach Wald. Hier in den Mittag mußst du noch einmal sehen, dort ist noch ein Turm. Das ist Klein-Kotzenau. Na, da hast du ja wenigstens etwas gesehen. Wenn es aber einmal ganz hell ist, da sieht man hier in den Mittag das Riesengebirge. Ja, das wirst du mir nicht glauben. Aber kein Spaß; vorn liegen die kleinen Berge, und hinten siehst du wirklich das Riesengebirge; du kannst, wenn du Bescheid weißt, die einzelnen Berge unterscheiden. Es ist eine

herrliche Pracht, wenn die Schneekoppe so schön blau daliegt, und wenn im Winter alles so schön weiß glänzt. Nun werden wir aber einmal ein paar Schritte weiter gehen. An der anderen Seite siehst du ebensoviel. Na, nun hast du das ganze Odertal vor dir liegen. Hier drüben im Morgen hast du Glogau, das sind die Türme und Schornsteine. Der schöne breite Silberfaden, das ist die Oder. Daneben hast du die Bahn, die geht von Glogau nach Grünberg. Weit hinter der Oder hast du Wald. Aber vor dem Walde bis hinüber an die Berge liegen Dörfer. Die Dörfer sind meist klein und haben große Herrschaften. Am schönsten liegt das Dorf dort mit der kleinen Kirche auf dem Berge. Das ist Kauer, es hat eine herrliche Lage, und es sieht auch recht schmuck aus, wenn man drüben mit der Bahn fährt; es ist gar ein niedliches Bild. Hier unten im Grunde das Dörfchen heißt Gustau. Es liegt recht tief, und wenn es regnet, da ist's gar alle, überhaupt, wenn Gewittergüsse kommen. — Na siehst du, und zur linken Hand, da hast du die Berge. Das ist der Dalkauer Berg, dort unten liegt das Gasthaus. Hier links hast du den kahlen¹⁾ Berg, du siehst schon den Sand und die paar einzelnen Kiefern. Hier neben Gustau, ein bißchen versteckt, liegt der Burgberg; dort soll früher einmal eine Burg oben gestanden haben.

Nun werden wir uns aber dazuhalten, daß wir in den Dalkauer Berg kommen, dort werden wir ein bißchen frühstücken. Die Hübel (= Hügel) sind ja alle nicht hoch. An der Quaritzer Seite geht ja gar der Pflug drüber. Hier ist halt mehr Wald. Der Dalkauer Berg ist 217 m hoch; er ist meist mit Buchen bewachsen. Im Sommer, so vor (der) Himmelfahrt, bis dann das Heidekraut richtig blüht, da kommen hierher jeden Sonntag viele Städter aus Glogau, Sprottau und Beuthen und dann noch viele aus den Dörfern. Da ist hier Konzert und Karussell und Schießbuden und allerhand solche Sachen. Jetzt fangen sie hier im Winter auch schon an zu schlitteln (= rodeln). Na, da sind wir ja da! Der Riesengebirgsverein und die Dalkauer Herrschaft hält hier alles in Ordnung, sonst würde es wohl gar sehr verwildern. Auf den Berg hinauf gehen kleine Treppen, und auf den Wegen kannst du spazieren gehen. Hier hat früher einmal eine Dalkauer Frau (= Gutsherrin) lassen ein paar Steine setzen, da kannst du jetzt die Verslein noch lesen. Siehst du, den Weg hier hinunter, das ist die Schlittenbahn. Aus der Lücke hier kannst du schon weiter sehen; dort drüben steht die Annakapelle, und dort liegt ein Dorf, das heißt Briesnitz, und hier den Sandrücken, das nennen die Leute den Ziegenrücken. Dorthin werden wir jetzt einmal gehen. Die Hübel sind ja alle mit Kiefern bewachsen.

Du schwitzt wohl schon; ja, ja, ein bißchen steigen kannst du schon. Na, nun geht es gleich gerade weiter. Hier geht es nach jeder Seite gar jähling (= jäh, steil) hinunter, und oben ist es schmal. Dort, wo der Rücken breiter wird, haben wir den Schellenberg erreicht. Schade, daß wir hier so wenig Aussicht haben, es ist alles voll Wald. Na siehst du, hier sind ein paar Bänke, und ein Aussichtsturm ist auch hier. Aber er ist bloß nicht für uns, es ist ein Signalturm fürs Militär. Die Glogauer Pioniere haben ihn gebaut. Hier ist's wieder besser, hier sehen wir auf die Oder zu wieder weit ins Land. Hier

¹⁾ Richtiger vielleicht „kalten“, vgl. auch den O.-N. Kalten-Briesnitz.

hinunter kommen wir nun zur Annakapelle. Die steht frei auf dem Berge da. Du hast dort dieselbe Aussicht auf die Oder zu wie vom Gustauer Berge. Weiter hinum kommen wir auf den Fürstenblick, aber die Aussicht ist nicht gar so fürstlich; es ist alles ein wenig verwildert.

Na, lieber Kamerad, wenn du von Quaritz bis zur Annakapelle gegangen bist, da hast du so das meiste gesehen, was hier in der Nähe zu sehen ist. Freilich, dort wo du daheim bist, wird es ja noch schöner sein, aber uns scheint dieselbe Sonne wie euch. Ich bin hier groß gewachsen, und mir gefällt's hier auch. Komme ich wo anders hin, da sehe ich mir's auch an, aber ich bin auch froh, wenn ich wieder daheim in der alten Ordnung bin. Daheim ist daheim!

X. Es hatte einmal ein Mann ein faules Weib. Wenn er immer in die Arbeit ging, ging sie auf den Boden; dort hatte sie eine Tonne mit Federn, da sagte sie immer: „Hutsch mit der Tunte ins Warme!“ und sprang hinein in die Tonne und blieb dort bis abends. Wenn nun der Mann heim kam, wunderte er sich immer, was sie eigentlich gemacht hatte. Da hat er sich einmal auf den Boden versteckt, und da hat er nun der Komödie einmal zugesehen. „Warte nur“, dachte er, „dem Dinge geht abzuhelpen!“ Er hat die Federn herausgenommen aus der Tonne und Wasser hineingegossen und obendrauf wieder ein paar Federn getan. Wie nun den andern Tag der Mann wieder fort war, ging sie wieder auf den Boden und machte: „Hutsch mit der Tunte ins Warme!“ und plauz ins kalte Wasser hinein. Jetzt hatte sie aber genug, von jetzt ab ging sie nicht mehr auf den Boden. Und der Mann freute sich, daß er sie kuriert hatte.

XI. a) Ich habe ihn gefragt, ob das auch wahr ist, was die Leute so reden, denn ich konnte es gar nicht recht glauben. Und da meinte er, wie die Pferde den Wagen mit den Steinen hervorgezogen hätten, da wäre er heruntergestürzt, aber zum Glück neben die Räder; er hat aber gedacht, er hätte sich alles zerschlagen. Ein halbes Jahr ist seitdem vergangen, aber es täte ihm alles noch sehr weh beim Atemholen, er könnte es bald nicht mehr anhalten; die Augen täten auch nichts mehr taugen, er könne auch gar nicht mehr gut hören; er würde wohl nicht mehr lange leben.

b) Du kannst mir's glauben, ich habe dich nicht belogen. Meine Schwester hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Die hatte ein ganzes Häufchen Kinder daheim; es sind ein paar hübsche Mädchen dabei. Einen Abend, wie sie vom Felde heimgingen, ist ein Gewitter gekommen, und es goß wie aus Kannen. Sie hatte einen weiten Weg; da ist sie unter die Bäume getreten, dort, wo immer der große Steinhauften lag, dort hat sie der Blitz erschlagen.

XII. Unser Nachbar August ist schon ein alter, kranker Mann. Er ist unser Freund und der Pate von unserem Mädchen, von der Milchen. Wir haben auch einen Jungen, der heißt Karl, zwei Mädchen sind uns schon gestorben. Heute kam der Pate zu uns; ich war grade draußen bei den Ochsen, und ich habe ihn schon sehen von weitem kommen. Er wollte in die Kirche gehen, aber der Weg in die Kirche ist weit und schlecht, und es geht über einen hohen Berg.

Der Pate hat jedem von den Kindern einen Apfel und eine Birne mitgebracht, und am Montag haben sie ein kleines scheckiges Kätzchen gekriegt.

Die Kinder wollten ihn gar nicht mehr fortlassen; er ist immer so gut zu ihnen, weil sie ihm immer so gute Antworten geben, wenn er sie (um) etwas fragt. Er will ihnen noch mehr von seinen Äpfeln und Birnen geben; morgen gehen sie zu ihm, da werden sie die Bäume schütteln.

Siehst du, dort kommt die Mile; Wo hast du denn die beiden schweren Steine her in deinen Armen, du erträgst sie ja kaum? Jetzt mach dir nur deine Arbeit; du hast ja gar noch nichts gemacht! Tu nur ordentlich lernen, schreiben und rechnen, damit du mit Karl kannst auf die große Wiese spielen gehen.

Hammerschmidts schlesische Lieder „Bauerknecht“ und „Bauergrete“ von 1642.

Von Peter Epstein.

Im Jahre 1642 erschien zu Freiberg in Sachsen der erste Teil einer Sammlung „Weltliche Oden oder Liebesgesänge“, herausgegeben von dem damals dreißigjährigen Zittauer Organisten Andreas Hammerschmidt, einem gebürtigen Deutschböhmen. Dieses Liederheft eines Meisters, der zu den fruchtbarsten Komponisten seines Zeitalters gehörte, ist bisher nur von Hermann Kretzschmar eingehend gewürdigt worden. Er hebt die musikalischen Verdienste Hammerschmidts hervor, und weist darauf hin, daß er mit dem Hamburger Kreise um Johann Rist das Streben nach Volkstümlichkeit teile¹⁾. „Die beiden Hauptstücke dieser Klasse“, fährt Kretzschmar fort, „sind die Nr. 14 und 15 des ersten Teils, die Lieder des schlesischen Bauerknechts: „Baschla wilt du mich nu lieba?“ und der schlesischen Bauergrete: „Gorga, muß du denn och klinseln?““ Die Ausnahmestellung dieser Lieder, die der scharfsichtige Forscher sofort erkannt hat, wird in seiner Darstellung, die leider der Notenbeilagen entbehrt, mit wenigen Strichen gekennzeichnet, mit dem Ergebnis, daß dieser Einfall im gleichzeitigen deutschen Lied und noch auf lange Jahrzehnte hin alleinstehe. Kretzschmar ist der einzige, der bisher Hammerschmidts Lieder ausführlich gewürdigt hat; seine Erkenntnisse sind zwar Allgemeingut des musikgeschichtlichen und teilweise auch des literargeschichtlichen Schrifttums geworden, aber der Hinweis auf die schlesischen Mundartlieder Hammerschmidts ist in der Folge nahezu unbeachtet geblieben. Indessen verdienen die angeführten volks-

¹⁾ H. Kretzschmar, Geschichte des Neuen deutschen Liedes I, Leipzig 1911, S. 86 f.

tümlichen Lieder Hammerschmidts aus zwei Gründen einer größeren Öffentlichkeit bekanntgemacht zu werden: einmal, weil die treffsichere Beurteilung der Musik durch Kretzschmar, auf deren Einzelheiten noch einzugehen sein wird, erst dann voll gewürdigt werden kann, wenn man das heute sehr selten gewordene Original zur Hand hat, sodann aber, weil die Texte in ihrer sprachlichen und motivischen Gestaltung zweifellos zahlreiche Probleme bieten, deren Untersuchung von fachmännischer Seite durch den Neudruck an dieser Stelle vielleicht angeregt wird. Zunächst werden die beiden Lieder in originalgetreuer Form nach dem einzig nachweisbaren Exemplar der Berliner Staatsbibliothek gegeben.

Schlesischer Bauer Knecht C. vel T.

Basch - la wiesstu mich nu lie - ba weil du mich vor

lan - ger Zeit wuhl zum Pflack - la host ge - trie - ba

und so rot - ter - mansch ge - heet, Soul die Zeet schier kumma,

doß mir se be - num - ma oß mem so be - trüb - ta Hartz allar kumarlicher Schmartz.

- 1.¹⁾ Baschle wiltu mich nu lieba /
 Weil du mich vor langer zet
 Wul zum pfeckla host getriba /
 Vnd so rottermansch geheet²⁾ /
 Saul die Zeit schier kumma /
 Daß mir se benumma /
 Aß mem so betrübta Härtz /
 Oller kummerlicher Schmärtz.
2. Rächt kan ich nu Liebas Räncka /
 Und och den die grolche Pen /
 Wie ich mich oft mussa krencka
 Vmb dich vnd die Schienhet deen /
 Wie ich ho gesassa /
 Nieschta könna frassa /
 Immer mich noch deer gesäint
 Wie der Ränwurmb biß daß räint.
3. Ich bin und wurde racht geschüttelt /
 Arger oß a Struwisch mag /
 Wie dar Wind e Garba rüttelt /
 Muß ich zwefeln alle Tag /
 Oß du mich wilst nahma /
 Oder oß mich schama
 Saul für deer ich armer Knaicht /
 Oll se latig³⁾ ist's nicht raicht.
4. Drumb och mene Lämle pecka
 Dich du bisa Baschla ahn /
 Drümb och mene Zigla pecka /
 Vnd dich och die Ganß pfefft ahn /
 Och die Enta schnodern /
 Vnd sich mit dir hodern /
 Wie zu Hauß och prilt die Kuh /
 Bisa Baschla su gihts zu.

¹⁾ Zu den folgenden Deutungen haben die Herren Prof. Dr. W. Steller und Dr. W. E. Peuckert in freundlicher Weise beigetragen. Die Willkür der Schreibweise ist durch einen Vergleich der ersten Strophe mit der Textunterlegung der Melodie ersichtlich.

²⁾ Gezaust.

³⁾ Lebtag (aus läbtig).

5. Nu so nempt michs leda Wundar /
 Wie denn das och kan geseen /
 Daß die Walt vnd oll jhr Plunder
 Sich verendert : Meene Peen
 Wil nicht bessar werda /
 Weil ich lab auff Arda /
 Wie denn e su großer Muth /
 Starba muß dan bittar Tuddt.

6. Wilstu dich traun nu besinna /
 Baschla mene Peen vnd Lust /
 Wilste mich nu lieb gewinna /
 Nicht so biß thun aß du thust:
 Saul die Pauka brumma
 Vnd die Feedel summa
 Noch der aller beste Kunst /
 Vff gesundhet Baschla Gunst.

7. Alla Sperling vff a Dacharn /
 Olles was och zetscharn kan /
 Olle Häutzla¹⁾ in a Löcharn /
 Sullen nawe Lieder han /
 Die ich von dir dencka /
 Ich wil dir och schencka /
 Olles was ich jimmer kon /
 Nim mich nur zum Freer ohn.

Schlesische Bauer Gräte C. vel T.

Gor - ga mu - stu denn och klin - saln daß du mer och

¹⁾ Käuzlein?

immar Peen met dan Zanna met dan Winsaln machst uß wenns och

mu-ste seen, los das Wasa bleba, woll wir doch ver-tre-ba

vn-ser Zet met Fred vnd Lust, wend ag nech so jähß müh thust.

1. Gorga mustu denn och klinsaln /
 Daß du mer och jimmer Peen
 Mit dan Zanna, mit dan Winsaln
 Machst uß wenns och musta seen /
 Los das Wäsa bleba /
 Woll wir doch vertreba
 Vnser Zet mit Freed vnd Lust /
 Wand'ag¹⁾ nich su jehs müh²⁾ thust.

2. Menstu daß ich dich nich lieba /
 Wenns dues offte wissa selst
 Wie ich mich a su betrieba /
 Wenn du dich nich freundlich stelst /
 Wie ich mich zu zanna³⁾ /
 Jammerlich zu flanna³⁾ /
 Daß mer offt (wenn ich su heul /)
 Wird fürn Oga krin vnd geul⁴⁾.

¹⁾ wenn du nur (ock). ²⁾ mehr. ³⁾ „zerzanne“, „zerfenne“ (ähnliche Bedeutung). ⁴⁾ grün und gelb.

3. Ja ich wees daß e man Hartza /
 Nischt aß Asch vnd Pulver ist /
 Wie ich mir och oft an schmartza /
 Ho a bittern Tuddt erkiest /
 Sol ich dech nu lussa /
 S wer a schöner pussa¹⁾
 Wel du su a hischar Knaicht /
 Sa mer Görde wers och raicht?
4. Westu wenn du kimbst geganga /
 Wie dich vnsa Wackar kent /
 Wie er hin vnd har an Strange /
 Og für großar Lieba rent /
 Wedelzahlt vnd schmeichelt /
 Wie die Miza heuchelt
 Wenste nan zum Harde kimst /
 Denck was du draus abenimbst.
5. Kloste das noch dennar Schmärtza /
 Dennar grussa Hitz vnd Peen /
 Die du wega meen am Härtza
 Fühlst / ke Ende wolle seen /
 Sprichst ich muß verdarba /
 Eh dar Not vnd starba /
 Dencke Görde hostus nicht
 Aber salber zudericht?
6. Luß vns außwarsts och darreiche
 Wann wir warn in Kratzscha gihn /
 Sich ich will zum Lieba zecha /
 Zwanzig Rehne²⁾ mit dar gihn
 Vnd nach zahna drüber /
 Wel mir kenner lieber /
 Wer wil trawrig seen der mag /
 Schaff ag du an Dudelsack.
7. Wird sich och der Battel schwancka /
 Solste (sich) der Wunder sahn /
 Was mit vnsarn Liebes Rencka /
 Noch der Arnta wird geschan /

¹⁾ Possen.²⁾ Raine.

Drumb so laß das Wäsa
 Bistu doch genäsa /
 Wel de (daß du aber wist)
 Nu men Schatz vnd Hartzla bist.

Zur Musik ist zunächst zu bemerken, daß ihre Aufzeichnung möglicherweise fragmentarisch ist. Abgesehen von der vorausgesetzten Ergänzung des Tonsatzes durch Ausfüllung der Harmonien nach den bekannten Regeln des Generalbasses handelt es sich nämlich bei Hammerschmidts „Weltlichen Oden“ nicht um bloße einstimmige Lieder mit Continuo. Vielmehr bestimmt er sie „mit einer und zwo Stimmen zu singen, beneben einen Violina“. Eine etwa vorhanden gewesene obligate Violinstimme zu diesen Nummern ist verloren; sie kann sich bei der einfachen Struktur der Gesänge jedoch höchstens in konsonierenden Intervallen zur Singstimme fortbewegt haben. Daß der Gesang selbst einstimmig gedacht ist, geht nicht nur aus der Natur der beiden Lieder hervor, sondern mit Sicherheit aus den Überschriften „C(antus) vel T(enor)“. Es darf nicht befremden, daß jedes der Lieder, trotz ihrer Dialogbeziehung nach Belieben einer Männer- oder Frauenstimme zugedacht ist, denn es handelt sich bei dieser Sammlung um Hausmusik, deren Ausführung ganz dem Ermessen des Einzelnen überlassen bleibt. Auf dem Titelblatt bestimmt Hammerschmidt zur Begleitung als Generalbaßinstrument eine Baßgambe oder Theorbe (Baßlaute) „beneben einer Violina“, in der Vorrede an den „günstigen Liebhaber“ aber hebt er als besonderen Vorzug der Gesänge hervor, daß einer allein sie zugleich singen und (natürlich am Klavier) begleiten könne. Demnach ist jene verlorene Violinstimme bei allen Liedern nur eine ad libitum hinzugesetzte Bereicherung, und die generalbaßmäßige Aufzeichnung in der oben mitgeteilten Form genügt durchaus, um die künstlerischen Absichten Hammerschmidts darzutun.

Um den musikalischen Gehalt der beiden mitgeteilten Lieder zu würdigen, bedarf es nicht der Betrachtung jedes einzelnen für sich. Denn der Fundamentbaß ist beiden gemeinsam, und zwar beschränkt er sich auf wenige, meist lang gehaltene Noten, die abwechselnd Tonika, Dominante und (zweimal nur) Unterdominante bringen. Die Singstimme bewegt sich ebenfalls in allerengsten Bahnen,

meist nur innerhalb einer Quint; der letzte Takt des ersten und die beiden letzten des zweiten Teils sind in beiden Liedern gleich; der Rhythmus, lediglich zwischen Vierteln und Halben schwankend, ist vollkommen übereinstimmend. H. Kretzschmar, dessen Beschreibung nun an Hand des Originals mit größerem Gewinn nachzulesen ist, weist auf die Möglichkeit hin, „daß diesen beiden Stücken wirklich alte Volkslieder zugrunde liegen, denn sie treten mit ihren fünftaktigen Perioden aus der Liedmetrik der Hammerschmidtschen Zeit entschieden heraus“. Die vielleicht durch Jahrmusikanten angeregte „dudelsackartige Harmonisierung“ sei ein starker Beweis für Hammerschmidts Begabung zur volkstümlichen Schreibweise. Der Auffassung Kretzschmars wäre höchstens zu entgegnen, daß die Melodien beider Lieder in ihrer formelhaften melodischen Starre und rhythmischen Eckigkeit alles andere als gesänglich oder volksliedhaft zu sein scheinen. Vielmehr sind sie, ebenso wie die „Dudelsack“-Begleitung, ganz instrumental angelegt und ihre Motive dürften daher — wenn unmittelbare Einflüsse von der Volksmusik vorliegen sollten — eher dem unerschöpflichen Bestand an Volkstänzen entlehnt sein als dem Volksgesang. Die Einschränkung der Oberstimme auf wenige diatonische Stufen läßt sogar vermuten, daß auch sie an den Dudelsack erinnern möchte, so daß uns hier eine charakteristische Probe bäuerlichen Musizierens erhalten sein dürfte. Die geringen Abweichungen beider Lieder sind bei solcher Voraussetzung wie zwei verschiedene Improvisationen über denselben Baß anzusehen, und entsprechen damit dem, was man auch heute noch von böhmischen Dudelsackbläsern zu hören bekommt. Nicht nur der Baß, sondern das ganze Lied ist also „dudelsackartig“ erfunden. Die sechste Strophe beider Lieder bringt Anspielungen auf die dörfliche Musik, deren Ton die Komposition offenbar bewußt zu treffen bemüht ist: Görge verspricht seiner Gret', falls sie ihn erhören möchte, eine Tanzmusik „nach der alterbesten Kunst“ mit Pauke und Fiedeln, Grete ihrerseits verlangt nach den Klängen des Dudelsacks¹⁾.

Die Ausnahmestellung der Musik dieser beiden Mundartgedichte wird erst klar, wenn man sie mit den übrigen Nummern desselben Heftes vergleicht. Da finden sich rhythmisch bewegte und melodisch

¹⁾ Vgl. „Mitteilungen“ Bd. XXIX, S. 308.

geschwungene Deklamationen, mit Figuration durchsetzte Bässe, Nachahmungen zwischen Fundament und Singstimme, kurz, eine Anwendung all der Mittel, die im begleiteten Kunstlied jener Zeit üblich waren. Die Tatsache, daß Hammerschmidt hier auf alle diese kunstmäßigen Bestandteile verzichtet, läßt die bewußt volkstümliche Anlage noch mehr hervortreten. Zu seinen sonstigen Liedkompositionen verhält sich die Musik der beiden Bauerngesänge wie deren Texte zu den sonst von Hammerschmidt gewählten Vorlagen eines Fleming oder Finckelthaus.

Wie die Erwähnung der Tanzmusik in beiden Gedichten an derselben Stelle zu finden ist, so entsprechen auch die übrigen Strophen einander in vieler Hinsicht. Es sei nur auf die in beiden Gedichten vorhandene „Tierstrophe“ (4) hingewiesen. Diese wohlüberlegte Anlage ist aber nicht der einzige Anhaltspunkt, um für den Text jedenfalls den Einfluß der Volksdichtung als ganz unerheblich einzuschätzen. Die ganze Ausdrucksweise ist offenbar teils absichtlich derb, teils wieder zu literarisch, und läßt daher den ganzen Dialog wie eine Parodie der kunstmäßigen Lyrik jener Zeit erscheinen. Noch deutlicher wird diese Abhängigkeit Hammerschmidts in einem dritten Dialektlied „Schlesischer Coridon“, das er ein Jahr später im 2. Teil der Weltlichen Oden veröffentlichte, und das auch in der Musik von der bewußten Volkstümlichkeit der hier mitgeteilten Bauernszene nichts verspüren läßt. In welcher Beziehung zur wirklichen Volkssprache die Ausdrucksweise der Dialektgedichte steht, ob hier (falls Hammerschmidt selbst als Verfasser zu gelten hat) Einflüsse der Heimat (Brüx in Böhmen), der Wohnsitze (Freiberg im Erzgebirge, Zittau) oder schließlich die Widmung an drei Görlitzer Musikfreunde mitsprechen: alles dies soll der Prüfung durch Kenner der ostdeutschen Mundarten überlassen bleiben.

Ein Zigeunerkind kommt auf die Welt.

Von Margarete Jentsch.

Es war Pferdemarkt in Ludwigslust, auf dem viele Zigeuner Pferde einhandelten und verkauften. Damals — es sind fast 30 Jahre her — reisten die meisten Zigeuner mit Planwagen umher, den sogenannten ungarischen Karren. Nur ganz reiche Zigeuner leisteten sich Wohnwagen. Es war Anfang Mai. Die Bande

hockte auf dem Marktplatz vor ihren Zelten. Die Weiber machten ihre Feuer an und kochten Essen ab. Viele Leute aus der Stadt guckten von weitem dem bunten Treiben zu.

Worza, ein junges, blühendes Zigeunerweib, geht schwerfällig, ohne ein Wort zu sagen, von den Wagen fort. Sie durchquert den Marktplatz, wo so viel Leben und Lärm ist, und geht aus der Stadt hinaus, also hinaus in die Felder. Sie trägt nach damaliger Zigeunerart ganz weite Röcke und Unterröcke. Worza hat den Kopf gesenkt, als sie so geht. Ihr Gesicht fiebert und die Hände verkrampfen sich von Zeit zu Zeit in den weiten Rockfalten. Eine halbe Wegstunde ist es bis zur Stadtgrenze. Hier vor der Stadt ist es still. Da ist der große Acker, und kein Mensch ist da. Worza kauert sich in einer Furche nieder und legt sich hin. Sie weiß, daß ihre Stunde kommt. Und als sie den großen Schmerz fühlt, ist das neugeborene Kind schon da. Es ist ein Junge. I Worza shin das, andai zocha i dori dai panglas le shavesko burigo. (Die Worza reißt von dem Unterrock den Saum ab und hat gebunden dem Jungen den Nabel.) Dann zieht sie den zerlumpten Unterrock aus und wickelt den Jungen hinein. Als die Nachgeburt vorüber ist, steckt sie das Kleine in die Schürze und geht nach den Zigeunerzelten zurück.

„So annes, Worza? (Was bringst du, Worza?)“, ruft Karolina, die angesehenste Zigeunerin der Bande.

„Avorde! Baro shavos andem (Komm her! Einen großen Jungen habe ich gebracht).“

Karolina schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. „Leg dich hin!“

„Mir ist doch nichts! Warum soll ich mich hinlegen?“

Die Weiber schreien vor Freude über den schönen starken Jungen. Worza sagt nichts, macht auf dem Feuer einen großen Topf Wasser warm, holt eine kleine Wanne und badet ihr Kind selbst. Dann sucht sie Lumpen und Bettzeug zusammen und legt sich unter das Zelt

Es ist Zigeunersitte, daß eine Frau, die im Wochenbett liegt, sich nicht einem Manne zeigen darf, ehe sie nicht in der Kirche war. Kommt zufällig ein Mann an das Bett, so zieht sie das Deckbett über den Kopf. Drei Tage lang bekommt nun die Worza Wein und gutes Essen. Der Mann geht unterdessen aus und wählt

sich einen Gevatter. Dieser und der Kindesvater geben drei Tage lang Essen und Trinken für die ganze Gesellschaft aus, weil es ein Junge war. Erst am dritten Tage wäscht sich die Kranke etwas ab. Am dritten Tage geht es in die Kirche ¹⁾.

Nach der Waschung stehen schon die Wagen bereit. Das Kind wird getauft und eingesegnet und erhält den Namen Lolo Murziza (Lolo = der Rote). Worza und die Patin des Kindes fahren im Wagen nach Hause und bringen heiliges Wasser mit, mit dem die beiden Frauen Zelte, Pferde und Wagen besprengen. Der Vater und der Pate des Kindes wären nicht in der Kirche. Die beiden sitzen im Lokal und trinken. Die Frauen gehen zu den Männern ins Lokal. Sie werden mit lautem Bivat empfangen. Die Wöchnerin hat ein buntseidenes Tuch und trägt ihr Kind an der Brust. Jetzt nach der Taufe darf Worza ihr Kind küssen. Hätte sie dies vorher getan, so wäre es vielleicht gestorben. Männer und Frauen sitzen getrennt. Es gibt ein feines Essen. Die ganze Bande feiert. Es ist große Freude und großer Lärm, aber der Säugling trinkt ruhig an der Mutterbrust. Es wird den ganzen Tag und noch eine Nacht getrunken. Am nächsten Tage wird weiter gefahren. So ist das Kind erst 4 Tage alt und zieht in die weite Welt. Bei der Weiterreise muß der Mann mit seiner Frau, der Wöchnerin, immer zuletzt fahren. Die Frau kann sich jetzt von anderen Männern sehen lassen, aber sie darf 14 Tage bis 6 Wochen lang kein anderes Geschirr anfassen als das ihre, das ist eine alte Zigeunersitte. Die Wöchnerin (Djerekadyos sho romni) darf nur ihren Teller, ihre Tasse und ihr eigenes Eßgerät benutzen, sie darf auch nichts kochen, sondern sie und ihr Mann erhalten Essen, das von einer anderen Zigeunerin gekocht wird.

Worza hat ihr Kind erst mit 7 Jahren von der Brust getan. Sie ist jetzt eine reiche Frau und wohnt in Mecklenburg. Lolo Murziza, der im Acker geborene, besitzt eine schöne Villa in Groß-Strehlitz und ist ein vermögender Pferdehändler. Er ist verheiratet mit Mala, der Tochter von Josho, einem Pferdehändler in Langendorf in Schlesien.

¹⁾ Beim Aussprechen des Namens oder beim Kuß vor der Taufe wird nach dem Glauben der Zigeuner die Seele des Kindes aus dem Körper hervorgeleckt. Ferner glauben sie, daß die Taufe den Menschen von einem ihm von der Natur anhaftenden Geruch befreie. (Siehe H. v. Wlislöcki, Vom wandernden Zigeunervolk. (Ort und Jahrangebe.)

Literatur.

Günther, Dr. Hans F. K., Rassenkunde Europas. Mit besonderer Berücksichtigung der Rassengeschichte der Hauptvölker indogermanischer Sprache. Dritte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 483 Abbildungen und 34 Karten. München, Lehmanns Verlag, 1929. 342 S. Geb. M. 12,—.

Nach der anerkannten „Rassenkunde des deutschen Volkes“, deren zwölfte Auflage in ihrer neuen Fassung wir im 29. Bande der „Mitteilungen“ gewürdigt haben, ist nun auch des gleichen Verfassers „Rassenkunde Europas“ in neuer Bearbeitung erschienen. Knapp und doch ausreichend und klar sind die Rassenverhältnisse Europas in Schrift und Bild dargestellt. Fünf europäische Rassen (die nordische, westische, dinarische, ostische und ostbaltische) werden nach ihren wesentlichsten körperlichen und geistigen Merkmalen geschieden, und dann wird der hohe Wert der nordischen Rasse erörtert; der Niedergang der bedeutungsvollsten Kulturvölker soll mit dem Versiegen nordischen Blutes in ihnen verbunden sein. Günther nimmt — im Gegensatz zur heutigen Sprachwissenschaft — einen Zusammenhang zwischen Rasse und Sprache in dem Sinne an: wo heute indogermanische Sprachen gesprochen werden, müsse dereinst das Herrschaftsgebiet einer Herrschaft nordischer Rasse gewesen sein. Über Aufstieg und Niedergang der Völker indogermanischer Sprache wird gehandelt und dabei als wesentlicher Grund des Rückganges die „Entnordung“ aufgezeigt; andererseits wird für die Deutschen die „Aufnordung“ gefordert. Für die Völker germanischer Sprache wird als vornehmlichste Pflicht die Erweckung des Rassebewusstseins, die Pflege des „altnordischen Gedankens“ hingestellt. Siebs.

Grundzüge der Deutschkunde, herausgegeben von Dr. W. Hofstaetter und Dr. F. Schnabel. II. Band. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 1929. 304 S. Geb. M. 10,—.

Als Fortsetzung des von uns in Mitt. XXVII, 253 ff. besprochenen ersten Teils ist nun der zweite Teil des Werkes erschienen, in dem unser nationales Leben in allen seinen Bereichen unter dem Gesichtspunkte deutschkundlicher Betrachtung dargestellt werden soll.

Von Dr. F. Gräntz ist als erster Abschnitt eine geographische Übersicht über das deutsche Land in seiner Vielgestalt als Flachland, Gebirgsland und Hochgebirge gegeben, und daran knüpft sich eine Besprechung der Siedlungen im Westen und Osten. Damit ist der Übergang zum Volke und seiner politischen Entwicklung gegeben, die von Prof. Schnabel dargestellt ist. Wir hören von der Kulturentwicklung der Germanen, ihren Wanderungen und Stämmen, von der Gründung des Reiches und dem altdeutschen Kaisertum und von den ostdeutschen Kolonisationen, von der Entwicklung der Kleinstaaten und

dem Werden des „deutschen Dualismus“, des neudeutschen Kaisertums und schließlich von dem großdeutschen Gedanken und der heutigen Lage des Deutschlands. Ist damit mehr eine Skizze der politischen Entwicklung und der heutigen deutschen Aufgaben gezeichnet, so werden nun in den kleineren Abschnitten das Kriegswesen (General v. Freytag-Loringhoven †) und die Wirtschaft (Prof. Dr. Michels) behandelt; ganz besonders aber sei die treffliche, lehrreiche und hochgestimmte Darstellung von Staat und Recht (Prof. Giese) hervorgehoben. Über die Geschichte der katholischen Religion in Deutschland spricht in einem weiteren Abschnitt Prof. Bigelmair, über diejenige der evangelischen Prof. Beyer. Die beiden letzten Abhandlungen sind mehr als die bisherigen der eigentlichen Deutschkunde gewidmet. Prof. Spamer gibt in seiner „Volkskunde“ eine Übersicht über die — freilich schon sehr oft behandelten — Begriffe Volkskunde, Volksseele usw. sowie über die Stellung der Volkskunde als Wissenschaft, und dann werden die verschiedenen Gebiete (Zauber und Segen, Bräuche, Sagen, Märchen, Volkslied, Volkskunst) gruppiert. Ein „Schriftennachweis“ schließt sich an, in dem Schlesien grundsätzlich nicht berücksichtigt zu sein scheint. — Einen kurzen Abschnitt über Mythologie gibt Prof. Neckel. Besonders wichtig erscheint seine klare Zusammenstellung und Bewertung der Quellengruppen: die antiken Nachrichten über die Germanen und die nordischen Nachrichten kommen in erster Linie in Betracht (sodann noch die deutsch-englischen Quellen und die Entlehnungen im Lappischen). Wo diese südgermanischen und nordgermanischen Gruppen übereinzustimmen scheinen, werden wir gemeingermanisches Gut annehmen — dariu stimme ich Neckel völlig bei. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß ein Name wie Fos(i)te durch die völlig unsichere Gleichsetzung mit dem lautlich sehr stark abweichenden nordischen Forseti zur Annahme eines germanischen Gottes Anlaß gäbe; zudem habe ich (Paul's und Braune's Beiträge XXXV, 543) nachgewiesen, daß die geographisch ganz unmögliche Deutung des Fos(e)teslandes als Helgoland sich durch die Verwechslung des westfriesischen Heiligenlo (und seiner Willibrordquelle) mit Heiligeland erklärt. Leider ist der Irrtum über Helgoland immer noch nicht ausgerottet: in den „Grundzügen der Deutschkunde“ erscheint er nicht nur bei Neckel (S. 233), sondern auch bei Biglmair (S. 161). — Im übrigen scheinen mir die großen Götter etwas zu kurz zu kommen, zumal da Neckel auf die römisch-germanischen Inschriften vielleicht allzu geringen Wert legt; um so mehr freut es mich, daß er meine (sonst nicht immer gebilligte) Deutung des „Mercurio Channini“ (S. 246) als Todesgott Wodan aufgenommen hat.

Wir freuen uns, mit diesem reichhaltigen Bande das neue abgeschlossene nützliche Werk weiteren Kreisen bestens empfehlen zu können. Siebs.

Deutsche Volkskunst, herausgegeben von Reichskunstwart Edwin Redslob. Band IX: Westfalen. Von Rudolf Uebe. Mit 239 Bildern. Band X: Ostpreußen. Von Karl Heinz Clasen. Mit 230 Bildern. München, Delphin-Verlag. 1929. Jeder Band Pappbd. M. 8,50.

Schon mehrfach (Mitt. XXVIII, 313; XXIX, 412 ff.) haben wir auf die für Erkenntnis und Pflege der Volkskunst und mittelbar also auch für die wissenschaftliche Volkskunde bedeutsame Sammlung hingewiesen. Den Arbeiten über

Niedersachsen, Brandenburg, die Rheinlande, Bayern, Schwaben, Franken, Thüringen, Schlesien schließen sich jetzt Bände über Westfalen und über Ostpreußen an.

Wir wissen ja, daß an der Besiedlung der Ostmark die westfälische Bevölkerung einen Anteil hat, und so berühren sich vielleicht auch in der Kunst die beiden neuerscheinenden Bände. Überhaupt ist wohl anzunehmen, daß eine Vergleichung der Erzeugnisse der Volkskunst der verschiedenen in der großen Sammlung vertretenen Gebiete anregend und erfolgreich sein würde — In Ostpreußen zeigen sich neben westfälischen und fränkischen Einflüssen auch Mischkulturen fremdstämmiger Einwohner, und solche Mannigfaltigkeit spiegelt sich in der Volkskunst in Hausbau, Gerät und Tracht.

Auch Westfalen ist in gewisser Hinsicht ein Grenz- und Mischgebiet, im Gegensatz zum eigentlichen Niedersachsen; fränkische und hessische Einflüsse zeigen sich in der Sprache. Aber die Volkskunst ist ziemlich einheitlich niedersächsisch. Wasserburgen und Einzelhöfe werden geschildert; das Bauernhaus und seine innere Ausstattung, auch die Gegenstände religiöser Volkskunst spielen eine besondere Rolle.

Vortreffliche Abbildungen machen einen wesentlichen Bestandteil auch dieser Bände aus. Wir wünschen der großen Sammlung guten Fortgang und weite Verbreitung.

Siebs.

Wissell, Rudolf, Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur durch Dr. Konrad Hahn. I. Band. Berlin, Ernst Wasmuth, 1929. 4^o, 591 S., geb. M. 25,—.

Aus der Absicht, die alten Handwerksbräuche zu schildern, ist dieses große Werk hervorgegangen, das hier im ersten Bande über das gesamte alte Handwerkswesen und seine Entwicklung berichtet und damit geradezu eine Geschichte des Handwerks gibt. Das Buch, das sich an weitere Kreise wendet, enthält reichen Stoff urkundlicher Art und stellt ihm — freilich oft zu weitgreifend — die Literatur und Quellen voran. Der zweite Band soll die Gebräuche beim Lossprechen, Grüße und Sprüche des Handwerks und das Zeremoniell der Versammlungen enthalten.

Der Ursprung des Handwerks wird in der Masse der Herrschaftsleute gesehen, die zum Gesinde eines Fronhofes gehörten und einen großen Teil ihrer Arbeitskraft nicht nur für die Herrschaft, sondern für andere verwenden konnten. Diese abhängigen Leute der Grundherrschaften waren in Abteilungen gesondert, denen ein Meister vorgesetzt war. Allmählich kamen diese Leute aus herrschaftlicher Betätigung los, und neben dem Lohnwerke entwickelte sich die Materialstellung durch den Meister und damit das freie Handwerk. — Sodann bildeten sich die Zünfte, in denen sich unter den Genossen ein handwerkliches Gewerbeleben und eine Ordnung gewerblicher Arbeit und schließlich auch eine Gewerbegerichtsbarkeit entwickelte; auch haben wohl die Fraternitates oder Bruderschaften (Gilden) des frühen Mittelalters zur Bildung der Handwerkszünfte mitgewirkt. Schon sehr früh auch finden wir die Ansiedlungen des Gewerbes in der gleichen Handwerkerstraße, die natürlich auf die Anordnungen der Machthaber in den Ortschaften zurückführen. Und aus all diesem sind

Organisationen und daraus Zünfte entstanden. — Sodann wird auf die Zunftkämpfe und Zunftsatzen und auf den Begriff der Handwerkslehre eingegangen. Dabei wird viel über den Begriff „Ehrlichkeit“ und „Unehrlichkeit“ gesagt; aber das Einfachste und Bedeutsamste zu seiner Erklärung wird vergessen: nämlich, daß „Ehre“ in älterer Zeit nichts weiter als „Ansehen“ bedeutet und demnach die Worte „ehrlich“ und „unehrlich“ nicht etwa in unserem heutigen Sinne zu verstehen sind, sondern einen bestimmten Grad des Ansehens und den jenseits dieser Grenze liegenden Begriff meinen; darum werden oft ganze Gewerbe (z. B. Spielleute, Weber, Schäfer, Büttel, Abdecker, Scharfrichter), auch Wenden und Juden (diese bis 1812), denen gar kein persönlicher Makel anzuhafte braucht, als „unehrlich“ bezeichnet. — Darauf wird über Lehrzeit, Wanderpflcht, Gesellenstellung, Meisterschaftsbedingungen und Mutzeit berichtet („muten“ meint im besonderen „die Meisterschaft nachsuchen“, und „Mutzeit“ oder „Mutjahr“ ist die Frist, in der sich der Gesell als zum Meister geeignet bewähren muß; das Geld, das er zu erlegen hat, heißt „Mutgeld“ oder „Mutgroschen“); und reicher Stoff über die Zünfte und Zunftvereinbarungen in den verschiedenen deutschen Gebieten wird mitgeteilt. Die Zünfte haben ihre sittlichen Vorschriften und ihre Gerichtsbarkeit; auch ihre Arbeitspflichten sind festgelegt, viele Bestimmungen über Lohn und Arbeitszeit werden verzeichnet. Manches Volkskundliche kommt dabei zur Sprache, z. B. die vielfach wechselnden Erklärungen des Ausdruckes „blauer Montag“, unter denen die Deutung blau = heilig (mittelhochdeutsch) oder aber = leer, inhaltlos (blauer Dunst, ins Blaue reden) besonders bevorzugt wird; dazu sei bemerkt, daß man auch den Montag vor Fastenbeginn als „blauer Montag“ bezeichnet, weil an diesem Tage eine blaue Decke auf den Altar gelegt wird. Die Bezeichnung Bühnase ist wohl eigentlich eine scherzhafte niederdeutsche Benennung der auf der Bühne (dem Boden) sich heimlich herumtreibenden Katze und dann auf den heimlich arbeitenden Schneider übertragen; den S. 337 genannten Worten Pfuscher, Störer, Fretter, Stümper, Sudler für unzüchtige Handwerker kann man noch „Hosenkoch“ und „Buhle“ hinzufügen. — Ein ganz besonders die Volkskunde angehender Abschnitt bringt Urteile älterer Literatur über die Handwerker: Berthold von Regensburg hat sie in seinen Predigten tüchtig vorgenommen; Sebastian Brant, Hans Sachs, Abraham a Santa Clara haben ihnen gehörig ins Gewissen geredet; und unsere Volkslieder, Sprichwörter und Redensarten lassen darin nichts zu wünschen.

Wir sehen dem Fortgange des trefflichen großen Werkes freudig entgegen, zumal da ja gerade der zweite Band, der die Gebräuche des alten Handwerks behandeln soll, viel Volkskundliches verheißt. Siebs.

Das Leben der heiligen Hedwig. Die *Legenda maior de beata Hedwigi* ins Deutsche übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Konrad Metzger und Franz Metzger. Breslau, Otto Borgmeyer, 1927. 246 S. Geb. 6 M.

Im Jahre 1839 hat G. A. Stenzel die *Vita sanctae Hedwigis* nach den schlesischen Handschriften veröffentlicht; eine kritische Ausgabe nach allen Handschriften ist ein längst gefühltes Bedürfnis. Da dieser Wunsch in absehbarer Zeit nicht erfüllt werden wird, ist die Erschließung der *Legenda maior* durch

die Metzgersche Übersetzung für die Kulturgeschichte und die Volkskunde des deutschen Ostens sehr zu begrüßen. Die Absicht, für die Verehrer der schlesischen Landespatronin einen lesbaren Text zu bieten, verbindet sich hier mit dem Bestreben, durch eine wohlwogene Einführung in die Kultur der Zeit den Boden für eine gerechte Beurteilung der uns fremd erscheinenden Züge zu bereiten und in wissenschaftlichen Anmerkungen auch dunkle Textstellen aufzuhellen. Es war nicht leicht, der oft mühsam mit dem Gedanken ringenden, manchmal in der Phrase erstickenden lateinischen Darstellung ein deutsches Kleid zu geben. Dem ernsten Leser erstehen hier klare Bilder jener für Schlesiens Kultur grundlegenden Zeit, in der sich die slawische Welt langsam dem deutschen Geiste erschließt. Die in ihrer Herbheit edle deutsche Seele St. Hedwigs bahnt den Weg dazu. Die Volkskunde Schlesiens erhält in dem sehr gut ausgestatteten Buche eine neue Quellenschrift von dem gleichen Werte wie das Gründungsbuch des Klosters Heinrichau, dessen Übersetzung uns P. Brettschneider vor kurzem geschenkt hat. Klapper.

Seppelt, Franz Xaver, Geschichte des Bistums Breslau. Breslau, Müller und Seiffert, 1929. 134 S. M. 4,—.

Die dreibändige Dokumentierte Geschichte des Bistums und Hochstiftes Breslau von J. Heyne (1860—68) ist trotz ihrer noch unentbehrlichen Quellenhinweise in den Ergebnissen heute von der Forschung überholt und auch im Buchhandel nicht mehr erhältlich. Eine neue kurzgefaßte Bistumsgeschichte war für Wissenschaft und Schule ein Bedürfnis; aber ein bloßer Abriss auf Grund laudläufiger Meinungen wäre zwecklos gewesen. So hat der verdiente Kirchenhistoriker Prof. Seppelt den schwierigen Versuch gewagt, auf knappem Raume in straffer Darstellung einen Überblick über die Schicksale der Breslauer Diözese zu geben, der aus dem Boden eines sichern Fachwissens erwächst und die reichen Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte kritisch verwertet. Wer für Einzelzüge der religiösen Volkskunde (Liturgie, Heiligenkult, Barockerscheinungen und kirchliche Kunst), auch für die Begründung religiöser Gesamterscheinungen im schlesischen Volke geschichtliche Deutung sucht, findet hier wertvolle Hinweise. Klapper.

Sagen aus Uri. Aus dem Volksmunde gesammelt von Josef Müller. Herausgegeben und mit Sachregister und Anmerkungen versehen von Hans Bächtold-Stäubli. Band I (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 18). Basel: Helbing & Lichtenhahn. 1926. XV, 302 S. Preis: brosch. M. 9,60; gebd. M. 12.—.

Der vorliegende Band ist der erste einer auf 3 Bände berechneten Sagensammlung aus Uri, die Josef Müller, Kurat am Kantonsspital in Altdorf, zusammengebracht hat. Mehrere Tausend Nummern umfaßt der gesamte Schatz an Sagen, den der rührige Anstaltsgeistliche während vieler Jahre fast nur von den Angehörigen des Spitals, von bejahrten Leuten und Genesenden, gesammelt hat. Nur verhältnismäßig wenig hat er an andern Orten aufgenommen oder von andern Personen des Kantons erhalten. Man ist überrascht über den Reichtum an sagenhaften Überlieferungen, der in dem kleinen Urner Ländchen lebt und erfaßt werden konnte, und man darf die Schweizerische Gesellschaft für

Volkskunde zu dem ersten Bande dieser großen Publikation beglückwünschen. Denn das Sagengut, das Müller hier verzeichnet, ist augenscheinlich mit großer Treue und Zuverlässigkeit aufgenommen und wiedergegeben. Die Gewährleute, die M. als Träger der Überlieferung für seine Sagensammlung herangezogen hat, waren mehr als 350 Personen vorwiegend des Bauern- und Älplervolkes im Kanton Uri. Die Sprache der Sammlung ist hochdeutsch; nur wenige Stücke sind in der Mundart wiedergegeben.

Von dem Inhalt der Sagen des vorliegenden Bandes gibt folgende Übersicht ungefähr eine Vorstellung. I. Geschichtliche Ereignisse. An Personen oder Orte gebundene Sagen. II. Recht. Gebietsstreit und Rechtsverletzung; Verbrechen, Frevel. III. Hexen und Hexerei. IV. Zauberer und Zauberei. V. Schatzsagen. — Herr Dr. H. Bächtold-Stäubli, der den Sagenstoff gesichtet, geordnet und in diesem Bande herausgegeben hat, hat sich durch seine Arbeit ein großes Verdienst erworben. Man darf den weiteren Bänden, von denen der dritte vergleichende Anmerkungen und Sachregister enthalten soll, mit den besten Erwartungen entgegensehen.

M. H.

Kinderlieder der Deutschen Schweiz. Nach mündlicher Überlieferung gesammelt und herausgegeben von Gertrud Züricher. Basel: Helbing & Lichtenhahn, 1926. (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 17). XVI, 509 S. Ladenpreis brosch. M. 16,—, geb. M. 19,20.

Gertr. Züricher hat sich bereits im Jahre 1902 durch eine treffliche Sammlung „Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern“ als ausgezeichnete Kennerin des Kinderliedes bewährt (vgl. Mitteilungen Heft 10, S. 62). Sie hat in den langen Jahren, die seitdem verfloßen sind, unermüdlich weitergesammelt, tritt jetzt mit einer Sammlung von Kinderliedern hervor, die die gesamte Schweiz umfaßt, und hat damit für dieses Sondergebiet volkstümlicher Überlieferungen ein hervorragendes Werk geschaffen. Ihre Sammlung ist trotz mancher planmäßigen Einschränkung des Stoffes auf so breiter Grundlage aufgebaut und bietet einen so erstaunlichen Reichtum an Texten (mehr als 6000 Nummern!), daß sie von keiner anderen deutschen, landschaftlich begrenzten Sammlung erreicht wird und voraussichtlich erreicht werden kann. Denn die Schweiz ist offenbar das klassische Land des Kinderliedes. Nirgends sonst im deutschen Sprachgebiet scheint der Schatz an Kinderliedern und -versen so vielseitig und unerschöpflich zu sein wie in diesem Lande. Aber bei allem Reichtum der Überlieferung bedarf es doch immer des geschickten, unverdrossenen Sammlers, der die richtigen Quellen aufspürt und daraus zu schöpfen versteht. Und diese Kunst hat Fr. Z. in hohem Maße verstanden. Sie hat Generationen eigener Schülerinnen, Lehrer anderer Kantone, Lehrerseminare und private Sammler zu tatkräftigem Sammeln angeregt und eine Ernte von erstaunlicher Buutheit und Fülle heimgebracht.

Das Material der Sammlung, zum allergrößten Teil mundartlich, stammt mit verschwindenden Ausnahmen aus der deutschen Schweiz. Der Begriff „Kinderlied“ ist ganz weit gefaßt. Alle Verse, die von Kindern oder im Verkehr mit Kindern gebraucht werden, sind aufgenommen. Lieder im engeren Sinne sind stark in der Minderzahl. Die meisten Nummern bestehen aus kleinen Sprüchen, Reimversen u. dgl. Naturgemäß befinden sich unter der großen Masse von Versen

viele, denen man ihre Herkunft aus dem Munde Erwachsener deutlich anmerkt, die aber von Kindern übernommen sind und von ihnen vielfach gebraucht werden. Dahin gehören manche Bettellieder, Ortsneckereien, Spottverse und Verwandtes. Eine Gruppe von Reimen (Nr. 5533 ff.), die allein fast 500 Nummern umfaßt, hat die Herausgeberin selbst als „Verslein Erwachsener im Kindermund“ bezeichnet, und schon der Inhalt der Verse (Liebe und Heirat, Spottreime auf Mann und Frau usw.) zeigt bisweilen, daß sie durchaus andern als kindlichen Kreisen entstammen. Unkindlich erscheinen auch die langen Gebete (Nr. 195 ff.), die nur zum Teil volkstümlich, rein kirchlichen Ursprungs sind und sich als künstlichen Import in die Kinderstube darstellen. Von eigentlichen mehrstrophigen Volksliedern erscheinen nur wenige in der Sammlung; dahin gehören u. a. „Der Pfalzgraf am Rhein“ (Nr. 2823 ff.) und „Regina geit i Garte“ (Nr. 2826 ff.), die sich nach der Herausgeberin fast nur noch im Kindermund erhalten haben.

Zur Methodik der Sammlung ist zu bemerken, daß von vielen Texten natürlich verschiedene, oft sehr ähnliche Fassungen aufgenommen sind, namentlich wenn infolge stärkerer Abweichungen eine Angabe bloßer Wortvarianten unmöglich war. In der Schreibweise der Texte wurde auf phonetische Wiedergabe verzichtet, da die Lesbarkeit auch für weitere Kreise gewahrt werden mußte. Zahlreiche Worterklärungen, die mit Rücksicht auf nichtschweizerische Leser dringend notwendig waren, sind von Prof. John Meiers kundiger Hand in höchst dankenswerter Weise beigezeichnet und begleiten als Fußnoten Seite für Seite die einzelnen Texte. In einem besonderen Abschnitt auf S. 401—567 sind in sehr willkommenen Anmerkungen die abweichenden Lesarten, Hinweise auf verwandte Verse der Sammlung und auf nichtschweizerische Texte zusammengefaßt. Schwierigkeiten bot, wie bei allen volkskundlichen Stoffsammlungen ähnlicher Art, die Gliederung des Stoffes. Die von der Herausgeberin gewählte Aufteilung des Materials in etwa 26 Stoffgruppen erscheint aber zweckmäßig und wird sich auch zur Auffindung bestimmter Texte und Textgruppen, die überdies in einem Register nach dem Alphabet der Anfangsworte verzeichnet sind, als praktisch bewähren. In dem Literaturverzeichnis auf S. 395 ff. scheinen Schlesische Veröffentlichungen leider vergessen zu sein. Es ist zu bedauern, daß die Herausgeberin aus äußeren Gründen sich hat entschließen müssen, auf die Angabe der Melodien, soweit solche vorhanden sind, und neben anderem auch auf das Kinderspiel zu verzichten. Aber wir haben auch so, wie das Buch vorliegt, allen Grund, uns dieser monumentalen Sammlung zu freuen und allen, die die Herausgeberin bei ihrer gewaltigen Arbeit und deren Veröffentlichung gefördert haben, vor allem den Herren Prof. S. Singer und Prof. Hoffmann-Krayer aufrichtig zu danken.

M. H.

Hoffmann, Adalbert, 1) Christian Günther. Die ersten humoristischen Gedichte. Der Gang des Hofes. Abschied in Ruskowitz. Mit 2 Kartenzeichnungen und Anmerkungen. (Gabe der Christian Günther-Gesellschaft 1928) Breslau, Wilh. Gottl. Korn. 12 S. M. 3,—

2) Christian Günther. Unbekannte Briefe. Zeugnisse seines Fleißes. Gegen die Schuldflüge. Späte humoristische Epigramme. Mit neuen Erläuterungen und Beiträgen. (Zweite Gabe der Christian Günther-Gesellschaft für 1929) Breslau, Priebatsch' Buchhandlung. 16 S. M. 3,—.

Adalbert Hoffmann, der unermüdliche Vorkämpfer für Christian Günther, hat ein ganzes Menschenleben daran gesetzt, die noch in vielen Punkten ungeklärte Lebensgeschichte unseres großen, vielfach verkannten und unverdient mißachteten schlesischen Dichters aufzuhellen und alle, zum Teil unbegründeten Vorwürfe gegen die Reinheit seines Charakters und seines kurzen Lebens zu entkräften. Die Verdienste Hoffmanns um Günther sind groß. Keiner von den vielen Günther-Forschern vor und neben ihm ist so tief in alle, auch die entlegensten Einzelheiten von Günthers Leben eingedrungen, keiner hat so zähe und unverdrossen wie er durch zahlreiche Bücher, Broschüren, Aufsätze, Vorträge, Ausstellungen für den Dichter gekämpft. Seine jüngste Tat auf diesem Felde ist die Gründung der Christian Günther-Gesellschaft, von der die beiden ersten Jahrgaben für 1928 und 1929 nunmehr vorliegen. Die erste Gabe (für 1928) bringt neben kleineren Stücken als wichtigsten Beitrag den ältesten, im Original erhaltenen poetischen Brief des 19jährigen Schweidnitzer Gymnasiasten G. an seinen in Leipzig studierenden Schulfreund Joh. Gottfr. Hahn in der Form eines launigen, biographisch und schulgeschichtlich ergiebigen Gedichtes von 128 flüssig geschriebenen Alexandrinern. Die zweite Gabe (für 1929) enthält eine aus 21 Stücken bestehende Sammlung von Briefen, Gedichten, Entwürfen, Notizen aus den Jahren 1715 bis 1722, die teils unbekannt, teils wenig bekannt, lebensgeschichtlich aber durchweg von Wert sind. Der Herausgeber hat alle diese Stücke, deren Originale, soweit vorhanden, in der Breslauer Stadtbibliothek ruhen, durch sorgsame Anmerkungen mit wichtigen Daten besonders über Persönlichkeiten des Günther-Kreises erklärt und damit wertvolle Beiträge zu ihrem Verständnis und zur Biographie G's geliefert. Wir wünschen der Günther-Gesellschaft rüstigen Fortgang und gute Erfolge. M. H.

Keller, Walter. Tessiner Märchen, gesammelt und übertragen. Fraucnfeld und Leipzig, Huber & Co., 1927. 253 S. Geb. 6 M.

Seit 1920 hat W. Keller auf seinen Wanderungen im schönen Kanton Tessin Märchen gesammelt; eine Reihe von Erzählungen lag ihm handschriftlich in der Tessiner Mundart vor. Sie alle sind hier in deutscher Übersetzung gegeben. Die verschiedenen Orte, aus denen die einzelnen Märchen stammen, sind genannt. Es ist eine reiche, dankenswerte Sammlung. Ein großer Teil der Märchen berührt sich eng mit verwandten Stücken, die bei Grimm bzw. bei Bolte-Polivka vorkommen.

Borchling, Prof. Dr. Conrad, und Quistorf, Hermann, Tausend Jahre Plattdeutsch. Proben niederdeutscher Sprache und Dichtung vom Heliand bis 1900. Glückstadt, De Eekboom, 1927. 333 S. 5 M.

Die Herausgeber haben uns hier eine vortreffliche Auslese aus der niederdeutschen Dichtung (und auch dem Prosaschrifttum) von ihren Anfängen bis zum Jahre 1900 geschenkt — hier wird zunächst ein Abschluß gemacht, indem in Stavenhagen's „Jürgen Piepers“ der Beginn einer neuen plattdeutschen Literaturperiode angenommen wird. Eine ausgezeichnete Einführung von Borchling eröffnet das Buch und gibt in inhaltsvoller und klarer Kürze einen geschichtlichen Überblick über die altsächsische Stabreimdichtung, dann über die mittel-

niederdeutsche und schließlich über die neue plattdeutsche Literatur -- alles in enger Verbindung mit der geschichtlichen Entwicklung; auch die Rechtsliteratur, die Chroniken, das geistliche Schrifttum sind berücksichtigt. An diese literaturgeschichtliche Darstellung schließt sich eine gute Auswahl von Denkmälern an. Proben aus dem Heliand und der Genesis, die Borchling ihrer Sprache wegen nach Ostfalen verlegt, werden in altsächsischer Sprache und daneben in hochdeutscher Übersetzung gegeben -- die Genesis unbegreiflicher Weise in prosaischer Gestalt, während doch eine genaue rhythmische Wiedergabe vorhanden ist. Unter den neuniederdeutschen Gedichten findet sich natürlich manches von geringem Werte, zumal da Klaus Groth, Fritz Reuter und John Brinckman als den Lesern bekannt, kaum vertreten sind. Einige sehr hübsche Volkslieder bilden den Schluß. Wir hoffen, daß diesem vortrefflichen ersten Teil bald ein zweiter „Dreißig Jahre Plattdeutsch (1900—1930)“ folgen möge. Siebs.

Grünberger Hauskalender auf das Jahr 1930. Herausgegeben von der Kreisverwaltung Grünberg.

Wie schon seit vielen Jahren, bietet auch diesmal der Kalender eine sehr reiche Auswahl von Mitteilungen aus den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten in allgemeinverständlicher Form: Botanik, Vorgeschichte, Geschichte, Volkskunde sind vertreten; auch findet man allerlei kleine Erzählungen und Verse in dem mit hübschen Abbildungen gezierten Hefte.

Mitteilungen.

Am Freitag, den 14. Dezember 1928, hielt Dr. W. E. Peuckert einen Vortrag über „Die Walen und Venediger in Schlesien“. Er erscheint in erweiterter Form in den „Mitteilungen“.

Am Freitag, den 11. Januar 1929, fand im Hörsaal I der Universität die Hauptversammlung statt. Zunächst erstattete der Vorsitzende, Universitätsprofessor Geh. Reg.-Rat Dr. Siebs, den Tätigkeitsbericht, laut dessen außer zwei in Vorbereitung befindlichen Bänden der Reihe „Wort und Brauch“ ein dritter Band der Reihe „Schlesisches Volkstum“ erschienen ist: „Mittel-schlesische Sagen geschichtlicher Art“ von Richard Kühnau. Sodann gedachte der Vorsitzende des vor wenigen Tagen verstorbenen Freundes und Mitarbeiters Prof. Reincke-Bloch und seiner bedeutenden Arbeiten; eine ausgezeichnete Abhandlung von ihm „Schlesien im ostdeutschen Raum“ ist im letzten Jahresbande der „Mitteilungen“ enthalten. — Bei der Rechnungslegung wurde auf Antrag der Rechnungsprüfer Geheimrat Appel und Professor Diels dem Schatzmeister Dr. Kurt v. Eichborn dankend Entlastung erteilt, und darauf wurde der bisherige Vorstand (die Herren Siebs, Jantzen, Hippe, Seger, v. Eichborn, Olbrich, Klapper, Kühnau, Kroll, Steller) wiedergewählt. Nach dem geschäftlichen Teil sprach der vor kurzem aus Kiel an unsere Universität berufene ordentliche Professor der Indologie Dr. Otto Strauß über „Weltliches Leben im alten Indien“. Der Vortragende ging davon aus, daß Indien besonders oft Gegenstand romantischer Vorstellungen gewesen sei, die vor sachlich wissenschaftlicher Betrachtung nicht standhalten können.

So muß die Vorstellung von der Üppigkeit indischer Landschaft durch die Wüsten und durch die verbrannten Grasstrecken in der heißen Zeit wesentlich eingeschränkt werden. Ebenso ergeht es der Vorstellung von dem märchenhaften Reichtum Indiens, die in dem volkstümlichen „indischen Nabob“ ausgedrückt ist; denn die schrecklichen Hungersnöte und die außerordentliche Verschuldung des indischen Bauern lassen Indien eher als ein armes Land erscheinen. Auch die Vorstellung, daß Philosophie und Religion, in denen Indien so Großes geleistet hat, Gemeingut weitester Kreise seien, ist ein Irrtum, hervorgerufen durch die begriffliche Tatsache, daß sich die Forscher besonders eifrig diesen Spitzenleistungen zugewendet haben. Der Vortragende hielt es deshalb für angezeigt, einmal über das weltliche Leben im alten Indien zu sprechen, und zwar an der Hand der gewaltigen systematischen Literatur, die nicht nur für Wahrheitsucher, Asketen und Gottbegiertere, sondern auch für Könige und Minister, für Lebemänner und Hetären Lebensgrundsätze aufgestellt hat. {Zunächst sprach er vom Dharma, worunter gleichzeitig die religiös-kultische Pflicht, die Moral und die Jurisprudenz zu verstehen ist, und zeigte die lange Reihe obligater Zeremonien, welche den indischen Menschen, der als orthodox gelten will, von der Empfängnis bis zu seinem Tode und darüber hinaus im Manenkult begleiten. Als zweites Gebiet wurde der Artha, d. h. Zweck, Nutzen behandelt. Hier tritt die Moral hinter der praktischen Zweckmäßigkeit zurück. Themen sind hier Wirtschaft, Verwaltung und vor allem Politik. Aus dem reichen Inhalt eines erst vor wenigen Jahrzehnten entdeckten altindischen Lehrbuchs über das Welt- und Staatsleben wurden zur Veranschaulichung einige Abschnitte näher besprochen, nämlich das Verhältnis des Königs zum Kronprinzen, die Besiedlung neuen Landes, die Anlage und Einteilung der Hauptstadt mit einem Blick auf die Handwerksordnung und die Überwachung der Händler. Die Grundsätze der äußeren Politik wurden kurz gekennzeichnet. Hier steht Klugheit, stetes Mißtrauen gleichwertig neben militärischer Bereitschaft und wirtschaftlicher Kraft. Illustrationen liefern die Tierfabeln, die in Sammlungen vereinigt zur Fürstenerziehung bestimmt sind. Als drittes Gebiet kam endlich Kama zur Sprache, d. h. die Liebe; das weite Gebiet der Erotik, das ebenfalls in systematischen Lehrbüchern seit alters in Indien behandelt worden ist, und zwar nicht nur für die lebendige Praxis, sondern auch für die Darstellung im Roman und Drama der Kunstdichtung, wurde herangezogen, um den Tag eines altindischen feinen Herrn zu veranschaulichen, und um die indischen Eheformen sowie das Freie und die Hochzeit zu schildern. In Spruch und Sitte wurde hier ein reicher und bedeutsamer volkscundlicher Stoff verwertet, und der Vortrag fand durch seine lehrreiche und klare geist- und humorvolle Darstellung den reichen Dank der Hörer.

Bei dem Tätigkeitsbericht schon hatte der Vorsitzende darauf hingewiesen, daß die wissenschaftliche Volkskunde sich jetzt um die Schaffung eines großen deutschen Volkskundeatlas bemühe, durch den Sitten und Bräuche, Tracht, Hausbau und sonstige Erscheinungen von kulturgeschichtlicher Bedeutung festgestellt und kartographisch abgegrenzt werden und einen wichtigen Stoff nicht nur für die beschreibende Volkskunde, sondern dann auch für die Erforschung der Stammes- und Siedlungsgeschichte bieten. Zu diesem wichtigen Arbeitsplan hielt in der Sitzung am Freitag, den 8. Februar d. J., im Hörsaal I der Univer-

sität Universitätsprofessor Dr. Walther Steller einen Vortrag „Der deutsche Volkskundeatlas“. Die Ausführungen erscheinen in den „Mitteilungen“.

Die erste Sitzung des Winterhalbjahres fand im großen Hörsaal des im Sommer fertig gewordenen „Deutschen Instituts“ der Universität am Freitag, den 15. November 1929, statt. Dieser Hörsaal ist der Gesellschaft für ihre Sitzungen freundlichst zur Verfügung gestellt worden. Der aus Würzburg an unsere Universität berufene ordentliche Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft Dr. Wilhelm Havers hielt einen Vortrag über „Fragen der Satz- bildung in Volks- und Umgangssprache“. Ausgehend von dem für die Erklärung sprachlicher Erscheinungen geltenden Prinzip der Bedingungen und der treibenden Kräfte suchte der Vortragende zu zeigen, wie die in der sogenannten Volksseele liegenden Bedingungen für das Verständnis volkstümlicher Satzfügung verwertet werden können. Obwohl der Begriff „Volk“ nichts Konstantes und nichts Einheitliches ist, kann der Ausdruck „Volksseele“ beibehalten werden als eine bequeme Formel, um das Gemeinsame an Bewußtseinsvorgängen zu bezeichnen, das für alle Einzelnen, die ein Volk bilden oder gebildet haben, nach Abzug der individuellen Eigenarten charakteristisch ist. Die wichtigste Quelle für die Kenntnis der Volksseele ist die vergleichende Volkskunde. Aber auch durch vergleichende Sprachbetrachtung läßt sich Aufschluß gewinnen über volkstümliche Geisteshaltung, ferner durch die Resultate der Völkerkunde und der Psychologie mit ihren verschiedenen Fächern wie Massenpsychologie, Sozialpsychologie und Kinderpsychologie.

Bei der Volkssprache erkennen wir so recht, daß die Sprache nicht bloß Ausdruck des Denkens ist, sondern daß aus ihr das gesamte Seelenleben des Menschen sich äußert, besonders auch Gefühl und Phantasie. Wenn man von einer „Volkssprache“ gesprochen hat, wobei das natürliche, das sogenannte vorwissenschaftliche Denken des Volkes in Gegensatz gestellt wird zum kritischen Denken des Gebildeten, so ist damit auch der große Einfluß betont, den Schule und wissenschaftliche Erziehung ausgeübt haben auf die Ausbildung eines folgerichtigen Denkens bei der Oberschicht der Kulturvölker. Bei den alogischen Konstruktionen der Volkssprache handelt es sich zum Teil um solche, die schon in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen sind, und deren alogischen Charakter wir meist erst bei näherem Nachdenken entdeckten, zum Teil aber auch um sogenannte Augenblicksbildungen; und es ist bemerkenswert, daß letztere auch im sprachlichen Ausdruck der gefeierten Größen unserer Weltliteratur zu finden sind — ein Beweis dafür, daß auch beim Gebildeten das „vorwissenschaftliche“ Denken gelegentlich wieder an die Oberfläche drängt. Die Volkssprache spiegelt auch die ganze Mannigfaltigkeit des Gefühlslebens wieder. Was aus dem Gefühl kommt, kann natürlich auch nur mit nachtastendem Gefühl verstanden werden, und es ist eine Hauptaufgabe der Syntax, die den einzelnen Fügungen anhaftenden Gefühlswerte zu beobachten. Beim sogenannten Phantasiedenken ist besonders die vorausseilende Phantasie Bedingung für eine Reihe von merkwürdigen Konstruktionen, die man als *Faitaccompli*-Darstellung bezeichnen kann. Die sukzessive Denkweise ist Bedingung für Eigenarten der Wortstellung und für die lockere Art der Satzfügung: die egozentrische oder egomorphe Denkweise erklärt uns vor allem den sogenannten Nachtragsstil, und die assoziative

Denkart ist Voraussetzung für vieles, was in das Kapitel der sprachlichen Fehler gestellt zu werden pflegt. Diese Charakteristika der Volkspsychie dürfen auch als Bedingung zugrunde gelegt werden, wenn es sich darum handelt, Erscheinungen der Umgangssprache zu erklären. Denn wie zwischen Volk und Gebildeten keine scharfe Grenze besteht, so sind auch Volks- und Umgangssprache in ihrer Ausdrucksweise nicht wesentlich voneinander verschieden, sondern nur dem Grade nach.

Der Vortragende erläuterte die durch Reichtum der Gedanken und durch Anregungen bedeutsamen Ausführungen durch Beispiele alogischer, egozentrischer, assoziativer Ausdrucksweisen in Umgangssprache und Mundart. In der sich anschließenden lebhaften Aussprache wies Universitätsprofessor Dr. Horn auf entsprechende englische Erscheinungen hin, Universitätsprofessor Dr. Nehring auf die Wichtigkeit sprachlicher Gewichtsverteilung im Satze, Prof. Dr. Siebs auf die beachtenswerten Ausdrucksmittel der Pause, des Zeitmaßes und des Tonfalles in der Rede.

Als **Mitglieder** sind unserer Gesellschaft beigetreten **aus Breslau**: Studienrat Deichsel, Studienrat Busse, die Höheren Lehranstalten der Ursulinen, Studienassessorin Brockt, Professor Dr. Lichtenstein, Studienrat Garve, Dr. Heidrich, Studienrat Werner Schott, Fräulein Anna Winkler, Studienrat Dr. K. Prause, Dr. Gotthard Niemer, Akademieprofessor Dr. A. Kosellek, Präsident der Industrie- und Handelskammer Dr. Grund, Universitätsprofessor Dr. W. Havers, Universitätsprofessor Dr. Aubin, Verlagsbuchhändler Theodor Marcus, Studienassessor Dr. Jungandreas; **von auswärts**: Studienrätin Dr. Herta Schwartzkopf in Guhrau Bez. Breslau, das Evangelische Gymnasium in Glogau, Studienassessor Dr. Hohnke in Sagan, Studienrat Dr. Bernhard Fischer in Brieg, das Städtische Lyzeum in Ziegenhals O/S., Studienrat Dr. Rogier in Reichenbach (Eulengebirge), die Ursulinen-Lehranstalten in Schweidnitz, Studienassessor Dr. Brasse in Leobschütz, Studienreferendar G. Melzer in Brieg, die Felbiger-Schule in Habelschwerdt, Dr. Merkert in Ziegenhals O/S., Studienrätin Marie Beate Wenzel in Brieg, Fräulein H. Rönisch in Neisse, Studienrat Dr. Wiedersich in Waldenburg i. Schles., Studienrat Paschky in Waldenburg i. Schles., die Staatliche Piastenschule in Brieg, Studienrat Dr. Wenz in Liegnitz, Studienrätin Roos in Sagan, Studienrat Dr. Mahner in Habelschwerdt, Studienrat Koehler in Schweidnitz, Studienrat Dr. Klimke in Sagan, Studienrat P. Schülzel in Freiburg i. Schles., Studienassessorin S. Seidel in Glatz, Studienrat F. Hubrich in Gleiwitz O/S., Akadem. Zeichenlehrerin Richmunda Breuer in Münsterberg, Studienrat Dr. J. Giernoth in Cosel O/S., Studienrat Dr. F. Pietsch in Görlitz, Studienrat Schecke in Reichenbach (Oberlausitz), Studienrat Dr. Bache in Hirschberg, die Staatliche Aufbauschule in Steinau (Oder), Studienrat Dr. Krebs in Militsch, Studienassessorin Dr. Maria Breuer in Grünberg (Schles.), Schulrat Dr. Günther in Löwenberg (Schles.), die Volkskundliche Kommission für Westfalen in Münster i. W., das Germanische Seminar der Universität Frankfurt a. M., A. H. van Dyk in Etterbeek (Belgien), Dr. Erich Seemann in Freiburg i. Br., die Universitäts-Bibliothek Rostock, Studienrat Junge in Schöningen (Braunschweig).

Schluß der Schriftleitung: 15. Dezember 1929.

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schl.

712 29

